Wilhelmi

# Bilder

aus

## dem innern Leben.

vom

Verfaßer

von

Wahl und Führung.

---

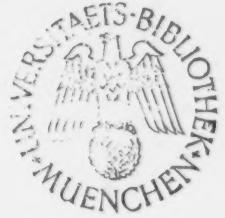
F Theil.

---

Leipzig,

bei H. A. Köchly. 1819.

6285014*7



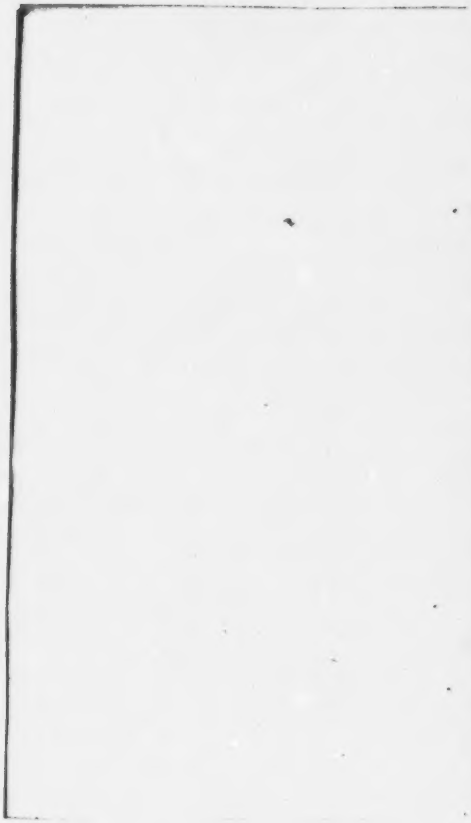
# Bilder

aus

dem innern Leben.

---

Erster Theil.



# Vorwort.

Eine Bilderhalle thut sich, Geliebter, der du naheſt, vor deinen Blicken auf. Gemälde zeigen sich hier und da an der Wand und in Gespräch und Betrachtung wandeln einige Gestalten vor denselben. Willst du nur in flüchtiger Lust dich selbst um einige Stunden täuschen, so schreite vorüber. Aber kehrest du gern den Blick betrachtend in dich selbst, fühlst du ein Sehnen in dir, wie aus der Ferne nach der lieben Heimath oder nach den Theuern, denen wir erst in des Vaters ewigem Hause wieder begegnen werden; o so tritt ein! Auch die Bilder, welche sich hier dir entgegen biethen, sollen dein Auge zur Be-

trachtung nach dem innern Grunde hin wenden, aus dem sie selbst hervor getreten, und vielleicht, daß, was du hier siehest und vernimmst, deinem Herzen wohl thut und einige Klagen in dir verstummen macht. Denn auch unter den Betrachtenden vor den Bildern ist einer, der wohl viel zu klagen hätte, weil er aber auch viel zu danken und zu preisen hat, so schweigt und trägt er; und nur die äußere, nie aber ist die innere Welt uns so mit Nacht umhüllt, daß nicht für den glaubenden Geist, ob auch über ihm an dem schwarz umzogenen Firmamente jeder Glanz, alles Licht erloschen seye, aus dem tiefen Himmel in ihm immer noch einige tröstende Sterne herauf leuchteten.

Sey freundlich und wohlwollend! Des Himmels schönster Friedensgruß über dir.

## Inhalt.


Erſtes Bild.

Die Verklärte . . . . Seite 3

Zweytes Bild.

Hohe Liebe . . . . . — 67

Drittes Bild.

Giſela . . . . . — 139

Viertes Bild.

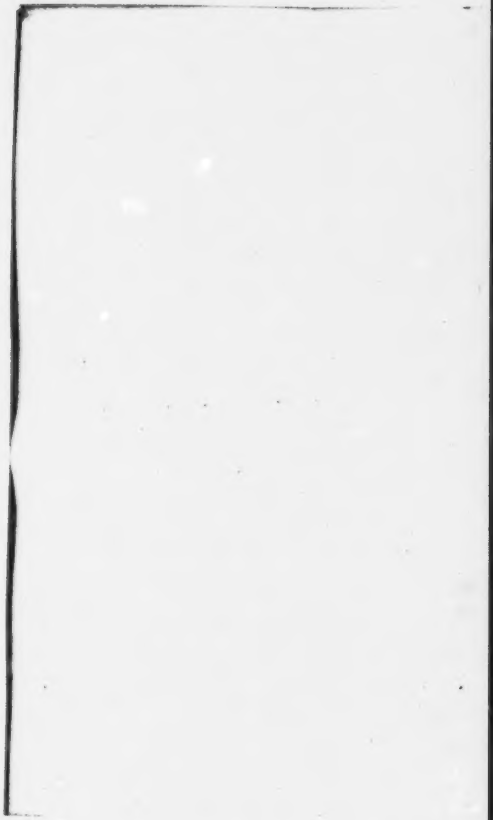
Die beyden Pfarrer zu Chriſtenfels — 211

Fünftes Bild.

Der Tiſchler bey dem Sarge des Fürſten — 275

Sechstes Bild.

Notburga und Minna von Horneck — 341



# Erſtes Bild.

# Die Verklärte.

In dem anmuthigen Thale des Neckars lebten mehrere Familien, durch nicht zu unbequeme Ferne geschieden, in dem heitersten Verkehre mit einander. Durch das ganze Jahr waren gewisse Tage bestimmt, an denen man sich, wechselnd in der Runde, bey einem der Glieder des befreundeten Kreises versammelte. Den Sommer über ersah man gewöhnlich hierzu eine der Burgen, deren so viele, von den Höhen zur Seite des Stromes aufragend, in dessen grünlichen Fluthen sich spiegeln, und die, während sie den Reiz der Landschaft ungemein erhöhen, den Geist durch die Erinnerungen vergangener Zeit bedeutsam anregen. Männer, Frauen und Kinder zogen dann in gro-

ger Fröhlichkeit nach dem verabredeten Orte; jeder brachte zur Freude des Festes und Befriedigung des gemeinsamen Bedürfnisses mit, was mit der vorrückenden Jahreszeit gerade Garten, Keller oder Speisekammer darboth, und auf einer luftigen Höhe, einer grünen Wiese, unter dem Schatten uralter Eichen oder Buchen, bey einem sprudelnden Quelle oder in der Halle eines der verfallenen Schlösser ward ein Mahl gehalten, wobey die Sinne nicht ungelabt blieben, Geist und Herz aber der heitersten Lust genossen. Der Ort selbst gab Anlaß zu den ergötzlichsten Erzählungen; es wurde auch wohl aus dem Werke eines Lieblingsschriftstellers etwas vorgelesen; aber öfter noch unterhielt einer der Freunde die andern mit einer eigenen Dichtung; oder alle zusammen durchschweiften in einem vergnüglichen Spiele den Ort und brachten Leben und Anmuth in die öden, von der Hand der Menschen zerbrochenen Trümmer, an deren Zerstörung die Zeit unermüdlich fort arbeitet. Trat dann die ungünstigere Jahreszeit ein, welche den Schwächern und Zartern

die Reiſe erſchwerte, oder die Frauen all zu ſehr in dem Hauſe beſchäftigte, ſo verſammelten ſich wenigſtens die Männer, zum Theil Univerſitäts-Freunde, aber alle gleich an Alter und vereint durch gemeinſame Liebe für Dichtung und Wiſſenſchaft, von Zeit zu Zeit bey einem der Freunde, und man war überein gekommen, daß jeder dann irgend eine Arbeit aus dem Felde ſeiner Erfahrung oder dem Kreiſe ſeiner Forſchungen den andern vorlegen ſollte. Hierbey ging mancher lange Winterabend in den anregendſten Unterredungen hin, und wenn viele in dieſer Zeit über die kurze Dauer des Tages klagen, ſo ſuchten unſre Freunde den Abend nicht ſelten noch dadurch zu verlängern, daß ſie ihre Geſpräche und Unterredungen bis tief in die Nacht hinein fort ſetzten.

Dießmal aber waren viele Monate hingegangen, ohne daß alle, ſo fleißig einzelne einander beſuchten, an Einem Orte zuſammen getroffen wären. Erſt hatte ſich nicht eben etwas Erhebliches weder bey dem einen, noch bey dem andern ereignet; aber ſo manche kleine Hinderun-

gen waren dazwischen getreten, die, so leicht wir sie oft überwinden könnten, doch gewöhnlich am Ende uns den Sieg abgewinnen und unsere schönsten Vorsätze zu nichte machen. Dann aber hatte ein schmerzliches Ereigniß alle tief erschüttert und jede Freude aus ihrem sonst so heitern Kreise verscheucht. Einer der schönen Tage des Junius sollte endlich die Freunde wieder vereinen auf dem ländlichen Sitze des stets wohl gemuthen, von dem Glücke reich bedachten Burkhard, der in großer Unabhängigkeit, ohne durch den Dienst eines Herrn beschwert oder die Fesseln eines Amtes beengt zu seyn, des behaglichsten Lebens genoß, das er zwischen vielfache Lieblings-Studien und die Aufsicht über seine weiten Besitzungen theilte. Auf das sinnreichste hatte er einen öden Gang, der schroff längs dem Flusse empor steigt, benutzt und durch die Felsen und das verwachsene Gesträuch Pfade bahnen, diese zur Seite mit Bäumen schirmen oder an einzelnen Stellen durch Brücken verbinden lassen, oder an andern Orten allerley Gartengewächse mit duftiger Blüthe zwi-

ſchen dem wilden Gebüſche angepflanzt. Dieſe Gänge wandten ſich zu einem herrlichen Garten hinan, der oben auf der ebenen Fläche der Höhe ſich ausbreitet und durch das Thal weite und vielfältige Ausſichten gewährt. Die allgemeine Blüthe des Frühlings war vorüber, die erſte Pracht des Gartens, wie dieſe in den bunteſten Beeten von Narciſſen, Tulpen und Hyacinthen ſchimmert, verduftet. Eben begann nun der zweyte noch reichere Flor. Die erſten Roſen und der Jasmin miſchten ihre Wohlgerüche durch einander, ſchon leuchtete die gelbe Lilie in ihrer brennenden Pracht, während die weiße erſt ihre Knoſpen entwickelte; allerley Arten von Iris glänzten in ihrer Herrlichkeit, und zu ihnen geſellte ſich das Polemonium, die Virginiſche Tradeskanzie und ſo manche andre Blumen, wie dieſe mit Annäherung der wärmern Jahreszeit ſich entfalten. Milde Lüfte weheten durch das Thal; klar leuchtete die Sonne von dem unumwölkten Himmel; von dem glänzenden Strome unten klang der Ruf der Schiffer herauf; das friſcheſte Grün

ſchmückte in Wieſen und Saaten ſeine Ufer, über denen die dunkeln Weinberge herauf ſtiegen, und lichte grüne Wälder krönten wieder oben den Rücken der Höhen. Aus der Ferne grüßte ſo manche Kirche und Ruine herüber; in dem duftigſten Blau verwiſchte ſich der äußerſte Hintergrund: ein wunderbar friedliches Wehen hauchte durch die Landſchaft.

In deſto ernſterm Widerſpiele mit der lichten Umgebung zeigten ſich dießmal die Freunde in Anzug und Mienen. Die Frauen waren in ſchwarze Gewänder gehüllt und auch die Männer alle trugen Zeichen tiefer Trauer. Zum Theile einander ſtille zur Seite wandelnd, zum Theile in wehmüthigen Geſprächen begriffen, ſchritten ſie ernſt und langſam durch die Gänge des Gartens hin. Aber wird denn Heinrich kommen? fragte endlich Clara, die Hausfrau; wird er es ſeinem Schmerze abgewinnen können, dem Rufe der Freunde zu folgen?

In dieſem Augenblicke nahete Johannes, der Bruder des Erwarteten. Aller Blicke wandten

ſich ihm entgegen, gleich als ob ſie ihn fragten: kommſt du allein und nicht noch ein anderer mit dir? Einige waren im Begriffe ihn an zu reden. Es bedurfte deſſen nicht. O, ſagte er, eure Blicke verkünden mir ſchon, was ihr fragen wollt. Vergeblich habe ich verſucht, den Bruder mit mir zu bringen; denn von ihm komme ich nun.

Und wie haben Sie ihn verlaſſen? fragte Clara.

Wie es äußerlich ſcheint, verſetzte der Freund, ziemlich beruhigt; aber, ich fürchte, mit einer tiefern Wunde in dem Herzen, als wir alle ahnden.

Und die armen Kinder? unterbrach ihn Mathilde.

O, entgegnete Johannes, dieſe fühlen noch in ihrem zarten Alter und ihrer glücklichen Unbefangenheit den Verluſt einer ſo hohen Mutter gar nicht. In ihre gewohnten Fröhlichkeit kamen ſie mir bey dem Eintritte mit dem jubelnden Zurufe: der Onkel! entgegen. Und ich, wie überraſcht und augenblicklich den Wechſel des Hauſes vergeſſend, fragte, wo ihre Mutter ſeye?

In dem Himmel, antwortete ganz gelassen der ältere Knabe. Wo der Vater? In dem Garten. Sie faßten mich an den Händen und zogen mich in den kleinen Garten an dem Hause. Hier traf ich den Bruder bey einem Rosenstrauche, zu dessen Blumen er die kleine Lina, das freundliche Geschöpfchen, hinan hob. Da blühen nun ihre Blumen, sagte der Bruder, aber sie blühet nur innerlich in meiner Seele fort und dort oben, wohin nur meine Wünsche und Gebethe, nicht meine Arme reichen. Ein Vogel, der über uns hin flog, lenkte den Blick des ältern Knaben nach dem Himmel. Wenn ich, begann er in kindischer Einfalt, zum Himmel fliege, bringe ich für Mama viele Rosenblumen mit. Wir traten in das Haus zurück. Es war alles aus der Verwirrung, worin ich es vor mehreren Tagen getroffen, wieder in die gewohnte Ordnung zurück gebracht, und alles stand in den Zimmern so, wie es gewesen, da die Vollendete innen wandelte; man sahe dem Ganzen nicht an, daß gerade sie, die alles geordnet hatte, nicht mehr in ihrem

Werke waltete. Nur die Hausuhr ſtand ſtille. Ich machte meinen Bruder darauf aufmerkſam. Ach, ſagte er, es hat ſich noch niemand die Mühe genommen, ſie auf zu ziehen und die Stunden meines Glückes ſind ja abgelaufen.

Aber, fragte von neuem Mathilde, Guſtavs Gattin: war denn unſer Freund gar nicht zu bewegen, ſich auf einige Tage in die Arme der Freunde aus einer Umgebung zu flüchten, die mit jedem Augenblicke ſeinen Kummer durch die ſchmerzlichſten Erinnerungen neu anregt?

Er konnte, verſetzte Johannes, es nicht über ſich gewinnen, ſich ſo lange von den Kindern zu trennen.

Aber, entgegnete Clara, dieſe hätte er ja mit ſich bringen können, und ſie würden ſich unter den unſrigen nur um ſo beſſer befunden haben.

Auch ich, erwiederte der Freund, habe ihm dieſes geſagt; aber nun beharrte er darauf: ſein Daſeyn ſeye nun einmal geſtört, und er wolle mit ſich den Schmerz nicht auch in den frohen

Kreis der Freunde tragen. Auf das feierlichste aber bestand er darauf, daß ich zu euch müsse.

Ueber solchen Gesprächen war die Mittagszeit heran gekommen; die Tafel war, wie sonst, unter den grünen Bäumen in dem Freyen zugerichtet; aber das Mahl war nicht freudig wie vordem; und wirklich alle waren traurig in Erinnerung des entfernten Freundes, als wenn er sich in ihrer Mitte befunden hätte. Sie sprachen unter einander von den großen Tugenden der Verklärten, wie sie auf so wunderbare Weise mit hoher Kraft des Geistes und einem fast männlichen Verstande das zarteste weibliche Gemüth, eine Milde ohne Gleichen, und ein tiefes, leicht erregbares Gefühl vereinte; und wie nothwendig ihr Verlust ihren Freund um so tiefer verwunden und eine unausfüllbare Leere in sein Inneres bringen müsse, da sie so fest und innig ihm vereint gewesen, und auf eine Weise ihm die Macht ihrer Liebe bewähret hatte, wie es in andern Verhältnissen einem Weibe kaum möglich ist; denn wenn sonst das Weib dem geliebten Manne gleich

ſteht, ſo ſeye ſie vielmehr freywillig aus dem fürſtlichen Stande, worin ſie geboren war, zu ihm in den Kreis eines beſchränktern Verhältniſſes hinab geſtiegen, und alles, dem ſie entſagte, habe ſie nie für ein Opfer gelten laſſen, indem dieß nur nichtiger Tand ſeye gegen das ſtille Glück, das Herz voll Liebe und das gleich geſtimmte Gemüth, das ſie bey dem theuern Freunde finde.

Zugleich ſprachen ſie von der hohen Anmuth ihres innern Weſens, wodurch ſie mit geheimem Reize alle anzog, die in ihren engern Kreis traten, und wie nichts mehr geeignet ſeye, als eine ſolche klare und unverkennbare Herrlichkeit einer reinen und heiligen Frauenſeele, um allen, auch dem Fremden, der ſie kaum einmal ſah, tiefe Achtung ab zu gewinnen.

In ſolchen Geſprächen waren ſie begriffen, als mit einem Male Friedrich ihre Rede mit dem Ausrufe unterbrach: Aber da naht er ja ſelbſt, der Freund, und ſeine beyden Knaben ihm zur Seite. Welch ein köſtlicher Junge, ſagte Clara, indem ſich nun die Blicke aller den Nahenden ent-

gegen wandten; der Kleine zur Linken, ein Bild des kräftigsten Lebens! Und diese Augen, klarer und blauer, als der lichte Himmel! — und ohne Mutter! seufzte sie stille bey sich.

Alle hatten sich erhoben, dem Freunde entgegen zu eilen. In der Mitte des Gartens, wo die beyden Hauptwege sich durchkreuzen, und die Ecken mit einer Menge Lilien und Rosen und einem Reichthume anderer Blumen angefüllt waren, trafen sie zusammen. Kein Wort des Trostes ward gesprochen; aber mehr als Worte sprachen ihre Blicke und ihr herzlicher Handdruck.

Heinrich unterbrach zuerst die Stille des Willkommens. Verzeiht, sprach er, ihr Geliebten, daß eine bessere Stimme mir erst später das Rechte gezeigt hat. Ist mir doch oft, als wäre meine Gegenwart überall störend, und doch kann bey dem Verluste der Liebe uns nur allein die Liebe trösten.

Sein Blick fiel auf die Blumen. O, sagte er, gerade so blühen sie in meinem kleinen Garten; aber ihr ward nicht mehr die Freude zu Theil, sie blühen zu sehen; und auch dort jene

Humboldtischen Rosen, deren sie sich im verflossenen Sommer und Herbste so sehr erfreute, und vor denen sie oft lange stand in stummem Entzücken, werden nicht mehr für sie blühen. Oft ist mir, fuhr er fort, als seye es nicht recht, daß meine Blumen noch fort blühen, und doch wieder, wenn ich diese Iris- und Lilienarten in ihrer bewußtlosen Herrlichkeit ansehe, und der tiefe, ungestörte Friede aus ihrem wunderbaren Wesen mich anweht, dann nur fühle ich selbst eine Stille in mir, und ist mir doch, als ob ich dann in meinem tief bewegten Gemüthe eine Ahndung von jener Beseligung empfände, deren die Verklärte nun genießt; und ich kann nicht anders, ich muß der Blumen fort pflegen, und mich mit eben der Innigkeit, ja mit noch größerer derselben fort erfreuen, als da sie mit mir betrachtend vor ihnen stand.

Die Freunde waren tief erschüttert, besonders Dorothea, Friedrichs holde Verlobte, selbst eine feurige Freundin der Blumen. Alle aber wandten sich nun aus dem brennenden Lichte der

Sonne nach der kühlen schattigen Laube zurück. Die beyden Knaben, erst schüchtern durch die zahlreiche Gesellschaft, wurden bald mit den Oheimen, wie sie alle jüngere Männer zu nennen pflegten, vertraut. Die Frauen zumal liebkosten mit aller Zärtlichkeit die Kinder ihrer Freundin, und Clara führte sie, nachdem sie dieselben gespeis't hatte, nach dem nahen Rasenplatze, wo ihre Kinder in vergnüglichem Spiele unter schattigen Bäumen sich erlustigten. Indessen wurden auf Heinrichs Bitte die Guitarren herbey gebracht, und Dorothea und Mathilde sangen einige seelenvolle Melodien, wie die Verklärte so oft sie gesungen hatte. Und da sie geendet mit dem Liede: „Nahmen nennen dich nicht", und eine lange Stille folgte, so begann Heinrich zuerst wieder.

Es war dieß einer ihrer Lieblingsgesänge und wohl, Nahmen nennen sie nicht, und kein Wort einer sterblichen Zunge spricht aus, was sie gewesen. Aber dennoch, wer sie besitzen konnte, muß auch, nun sie heim gegangen, Kraft haben, ihren

Verlust zu tragen, und doch fordert dieß oft mehr, als eine menschliche Kraft. Denn nun sie mir entrückt ist, verkläret sie sich immer mehr vor meinen Blicken zu einem himmlischen Bilde, das in unaussprechlicher Sehnsucht mein ganzes Wesen zu sich hinan zieht. Wir haben in der Beunruhigung früherer Verhältnisse so lange einer Zukunft gelebt, die, wo sie schien näher treten zu wollen, sich nur immer weiter entfernte; dann eine kurze Zeit dem stillen Genusse der Gegenwart hingegeben, muß ich nun in der Vergangenheit mein Glück suchen.

Alle bathen den Freund auf das bewegteste, doch diese Gluth des Gefühles zu mäßigen, das sonst, wie eine verborgene Flamme, sein innerstes Leben verzehren werde; und sie stellten ihm vor, wie sie ja nicht ganz von ihm geschieden seye, wie sie in ihm und fortdauernd in ihren Kindern mit ihm lebe.

Dank, ihr theuern Seelen, entgegnete Heinrich, für eure wohl gemeinte Warnung; aber dieß alles und noch ganz andres habe ich mir

schen selbst gesagt; und achtet mich so schwach nicht. Durch ihren Geist, der unsichtbar mich umschwebet, vermag ich viel, und daß ich es euch offen bekenne, ich wäre heute nicht zu euch gekommen, wäre es nicht geschehen, der Verklärten eine Todtenweihe zu bereiten. Während der Zeit, da sie noch meine geliebte Braut war, haben wir einander oft und viel geschrieben: wir haben einander ein Tagebuch geführt und sie hat auf meine Bitte die Geschichte ihres frühern Lebens aufgezeichnet, bis auf die Zeit, da ihre Lebensbahn auf das innigste mit der meinigen verschlungen, und unser gemeinsames Leben erst zu Einem vollen, ganzen Daseyn ward.

Es erfolgte eine tiefe Pause; dann fuhr der Redende fort. In diesen Blättern, von der Hand des geliebten Weibes aufgezeichnet, habe ich indessen meinen Trost gesucht. O wie konnten sie Jahre lang verschlossen ruhen, ohne daß ich hinein sah! Aber die Herrliche selbst lebte und wandelte ja mit mir, und nun erst, da ich mit Einem Blicke ihr ganzes schmerz- und freude-

reiches Daſeyn überſchaue, faſſe ich ſie ganz, und jetzt erſt wird mir es klar, wie die himmliſchen Schwingen ſich ſchon lange mächtig in ihr regten und all zu gewaltig dieſes irdiſche Gehäus aus einander drängten, als daß es auf ſolch einen Stoß von aus ſen nicht hätte brechen und der befreyete Geiſt ſich los löſen müſſen. Und wenn ich wohl öfter in eurem Kreiſe eine Dichtung vor las, während ſie, Beyfall lächelnd, mir zur Seite ſaß, wird nun nicht die Wahrheit ſelbſt, da ſie ſo Hohes, Ungemeines verkündet, obgleich ihr alle die Verklärte kennt, wie eine Dichtung klingen vor euern bewegten Seelen? Ja ihr habt mit ihr gelebt und ſie lieb gehabt, und ſie hat euch geliebt, und noch fließen eure Thränen um ſie, und denket euch, ſie träte, wie ſie lebte, jetzt in eure Mitte und ſähe euch an mit ihren großen, ſeelenvollen, braunen Augen, aus denen eine ſolche Kraft und Fülle des innern Lebens hervor leuchtete. Ich will ſie nicht erheben mit geſuchten Worten oder allgemeinem Lobe; deſſen bedarf es bey ihr nicht; es genügt, im Einzelnen zu ſa-

gen: so war sie, und die Tugenden zu nennen, mit denen sie geschmückt war. Eine schöne Sitte, ein hoher Anstand, eine große Anmuth zierte jede ihrer Bewegungen und Geberden. Lieblich und klangvoll war der Ton ihrer Stimme; tief drang der Laut aus ihrer Seele, wenn sie sang; viele habe ich künstlicher singen hören, aber so aus dem Gemüthe hat kaum je eine andere gesungen. Und mit ausgezeichnetem Talente für Musik vereinte sie in hohem Grade die Gabe der Rede. Gleich mächtig, als ihrer Muttersprache, war sie der Französischen. Sogar die Griechische hatte sie einmal zu erlernen angefangen, bis sie diese auf meinen Rath mit der Italienischen vertauschte, deren Dichter sie mit großer Leichtigkeit las, und wie oft nicht, während der Säugling an dem Mutterbusen ruhete oder friedlich auf ihrem Schooße schlummerte, leistete ihr in so mancher einsamen Stunde Petrarca oder Tasso freundliche Gesellschaft. Besonders von Guarini's anmuthigen Scherzen und Wortspielen, so wie von Scherz und Witz überhaupt war sie, selbst in dem Besitze derselben,

auch bey andern eine große Freundin, und mit der Leichtigkeit, wie ihr sinniger Geist, hat nicht leicht ein anderer Räthsel und verhüllte Aufgaben gelöst. Und nicht die Dichter allein, die fremden, wie die vaterländischen, zogen sie an. Es stehet in Kunst und Wissenschaft nichts so hoch, was sie nicht angeregt; es war in dem Leben und der Geschichte nichts, was ihr nicht Theilnahme abgewonnen hätte. Noch befindet sich unter den Sammlungen, welche sie besonders in der Zeit einer früher ungestörten Muße zusammen trug, eine, die auf mehreren Bogen nichts als Bemerkungen über Griechische Literatur, Kunst und Dichtung, Kunst- und Bauwerke, Redner, Philosophen und andre berühmte Männer enthält.

Doch wenn solche Naturen, indem sie gleichsam sich über die Sphäre des Weibes hinaus verlieren, so oft aufhören, Mütter und Hausfrauen zu seyn, wenn zumal die Erziehung in einem höhern Stande den Geist den Schranken eines beengteren Verhältnisses fremd und für

daſſelbe ungeſchickt zu machen pflegt; ſie gehörte unter die ſeltenen Erſcheinungen, die, indem ſie das Höchſte feſt halten, was nur eine edle Seele zu begeiſtern vermag, zugleich den Sinn bewahren für das Kleinſte und Geringfügigſte, das in dem einförmigen Gange gewöhnlicher häuslicher Geſchäfte vorkommt. Wer ſie in der Küche, dem Garten, der Kinderſtube ſah, hätte wohl kaum die Tochter eines Fürſten in ihr vermuthet. Den Italiſchen Dichter konnte ſie ſchnell aus der Hand legen, wenn das Kind rief, oder mit der Nadel vertauſchen, wenn an deſſen beſchädigtem Kleide etwas aus zu beſſern war. In jedem Geſchäfte des Hauſes wohl erfahren, in jeder künſtlichen Frauenarbeit beſonders geſchickt, war ſie in dem Kreiſe der Ihrigen ſtets unermüdlich thätig, ſich ſelbſt, den Kindern Kleidung zu bereiten oder dem Gatten ſich dienſtbar zu zeigen.

Doch wenn alle ſolche Vorzüge, ſo ſehr ſie eine ſchöne Seele zieren, doch nur ein flüchtiger Schmuck ſind dieſes wandelnden Lebens, der mit demſelben erliſcht; wenn der höhere Werth des

Menschen auf der Göttlichkeit seines Gemüthes beruht, welches Gemüth war herrlicher als das ihrige? Vielfach gekränkt, hat sie nie die Rache gekannt; sie war eine entschiedene Feindin jeder Lüge und Unwahrheit, auch so fern diese nur gebraucht wird, um sich irgend einer Unbequemlichkeit des gesellschaftlichen Lebens zu entwinden; und kaum wäre es zu begreifen, wie sie nach so mancher frühe erlittenen Täuschung ein so unbegränztes Wohlwollen, ein so unbedingtes Vertrauen gegen alle Menschen hätte bewahren können, wenn uns nicht die Erfahrung lehrte, daß große Seelen stets andre nach dem eigenen großen Maaßstabe ermessen haben. So leicht alles Gemeine sie verletzte, so zarte Scheu sie vor allem Unreinen in sich trug; so fest hielt sie, stets entschieden in sich selbst, alles Hohe, das sie einmal ergriffen, jeden Entschluß, den sie gefaßt, jedes Versprechen, das sie gegeben hatte. Nie, auch Ein Mal nicht, habe ich sie den leisesten Wunsch nach dem Verhältnisse oder den Giltern des Standes äußern hören, dem sie freywil-

lig entsagt hatte, und wenn die höchste und schönste Zierde des Herzens, die herrlichste Tugend die Liebe ist, so hat nie ein Weib innniger, reiner, fester, heiliger ihre Kinder und ihren Gatten geliebt, als sie. Alle ihre Kinder hat sie selbst an ihrer Brust genährt; was sie für dieselben thun konnte, nie einer Dienerin anvertraut, und sie war groß genug, den augenblicklichen Schmerz zu tragen, welchen die Bestrafung eines Kindes dem Mutterherzen gewährt, weil sie stets die Zukunft desselben vor Augen hatte.

Ja, so war sie, die Hehe, die Reine, die Gute! riefen alle, wie aus Einem Munde.

Wohl so war sie, fuhr Heinrich fort, und noch viel herrlicher, weil jede Sprache zu arm ist, alle die leuchtenden Sternbilder an dem Himmel einer schönen Seele mit Worten zu bezeichnen. So hat kaum je ein Geist vor dem andern sich enthüllt, als der ihrige vor dem meinigen, und das gewährte mir immer einen unaussprechlichen Genuß, in diese Herrlichkeit ihres innern Lebens zu schauen, in dem kein Gedanke, kein Gefühl, kein

Wunsch dem Freunde verborgen war, und ich zeuge von ihr: sie war rein, und lauter, und ganz, und ohne Schlacke, denn sie war im Feuer geläutert. Ihr Herz war groß genug, den Himmel zu umfassen, und die unendliche Natur, und ein andres Herz, und die Freundesliebe und Mutterliebe. Sie konnte lange stille stehen und selig lächelnd, wie ein unschuldiges Kind, eine Blume betrachten, und sie sah mit ihren verklärten Blicken zu dem Firmamente auf, das für ihren Gedanken nicht zu hoch war. Sie war ein großer, viel begabter Geist, der in keine Fesseln sich einengen ließ, und jedes Verhältniß des Lebens, jede Beziehung auf andre stets so zu ergreifen wußte, daß, wie aus dem Schmerze, so aus der Freude, irgend etwas Ersprießliches für sie hervor gehen mußte. Und was mich oft tief rührte, war ihre hohe Frömmigkeit, die durch keine Form eines besondern kirchlichen Glaubens bestimmt war; jenes göttliche Leben in ihr, das keiner gottesdienstlichen Handlung, kaum des mit Lippen ausgesprochenen Gebethes zu bedürfen schien, weil ihr ganzes Daseyn ein bewußtloser

Dienst war vor dem ewigen und heiligen Geiste, ihre Güte und Reinheit mehr ein natürlicher Trieb, als die Bewältigung des eigenen, widerstrebenden Willens.

Doch, fuhr er fort, ihr alle habt euch ja erfreut ihrer schönen Persönlichkeit, und damit ihr verstehet, wie diese sich vollendete, wie diese köstliche Knospe still duftete, bis sie ganz zur Himmelsblume sich entfaltete; so thuet mit mir einen Blick in ihre innere Welt, vernehmet, wie sie lebte und liebte, aus diesen Blättern, die sie mit eigener Hand aufzeichnete. O sie sind mein theuerstes Eigenthum, ein heiliger Nachlaß der Vollendeten. Und zwar beginne ich damit, euch das Wesentliche aus ihrer Jugendgeschichte mit zu theilen; denn alles, was ich euch sagen möchte, darf ich euch jetzt nicht sagen, nicht um ihrer, um anderer, um ihrer Kinder willen. Auch wird dieß Wenige, Fragmentarische genügen, sie zu verstehen und ewig zu lieben.

Hiermit entfaltete Heinrich ein Heft, das er aus der geöffneten Brieftasche hervor langte. O ja, rief Wilhelmine, seines Bruders Gattin, die zunächst neben ihm saß und bis jetzt einem stummen Schmerze sich hingegeben hatte, das ist der Schwester schöne, zierliche Schrift!

Was dieses Heft enthält, entgegnete Heinrich, hat sie nur mir anvertraut und ihr demüthiger Geist, wie gibt er sich sogleich aus der Dichterstelle kund, die sie vor den Eingang ihrer Erzählung stellt:

„Was mit mir das Schicksal gewollt? Es wäre verwegen,
„das zu fragen, denn meist will es mit Vielen nicht viel.

Dieß aber sind die einfachen und gemüthlichen Worte ihres Manuscriptes.

Mit schüchterner Hand und zagendem Gemüthe unternehme ich dieß Werk, das ich nie begonnen hätte, ohne die Vorstellung, dir Freude zu machen, mein Geliebter!

Zurück blicken auf eine heitere Lebensbahn, nochmals in Gedanken jede schöne Stunde genie-

fen, das ist ein herrliches Gefühl. Wohin aber ich blicke, biethet sich mir wenig frohes dar. Die Vergangenheit, auf die so mancher mit Wonne zurück schaut, mir ist sie öde; und die Erinnerung an glückliche Kinderjahre liegt im Dunkeln; zu viele schwarze Tage stehen zwischen mir und ihnen.

Aus dem hellen Sonnenblicke meines jetzigen Glückes will ich nochmals zurück treten, und hervor rufen die verklungenen Töne jener frühern Jahre; will mich in das Damals ganz wieder versetzen, dann aber auf immer hinter mir lassen jene Erinnerungen, nur der schönen Gegenwart, der schönern Zukunft leben, von der ich so viel, ja, ich darf es dir wohl gestehen, von der ich meines Lebens Glück erwarte.

Folge mir jetzt, mein Heinrich, in das Getümmel eines Hofes, wo deine Luise in dem März sieben zehen hundert und sechs und achtzig ihr Leben empfing. —

Außer einem acht Jahre ältern Bruder und der Schwester, die du kennst, hatte ich noch einen

Bruder, der nur ein Jahr älter war als ich und mit dem ich alle meine kleinen Freuden und Leiden theilte. Ich habe mit dir oft schon von meinem Louis gesprochen, dir oft schon gesagt, wie ich ihn liebte; aber nimmer kann ich müde werden, es zu wiederhohlen, wie unaussprechlich theuer dieser Bruder meinem Herzen war. Wir wurden zusammen erzogen, wir waren den ganzen Tag zusammen; was einer wußte, wußte auch das andere; gleich gestimmt waren unsre Seelen; gleiches Wohlgefallen an Einer Sache, gleiche wechselseitige Liebe verband uns. Mit diesem lieben Bruder, abgesondert von dem Lärm des Hofes, von einem herrlichen Erzieher geleitet, von einer unvergeßlichen Erzieherin besorgt, brachte ich glückliche Tage hin. Nur eine Stunde war uns beyden peinlich, die, da wir hinunter in den Saal mußten, um unsern Aeltern unsere Aufwartung zu machen. —

Mein Vater war gut, sehr gut und liebte mich; doch kannte ich ihn zu wenig. Die Zeit, da ich mich seiner recht lebendig erinnern kann,

war er krank: es waren die drey letzten Jahre seines Lebens. Früher kann ich mir ihn kaum denken, außer bey der Parade ihn einige Male gesehen zu haben.

Ein drey Jahre jüngerer Bruder war damals noch ganz klein, besaß der Mutter Liebe und blieb auch später der Liebling.

So war ich fünf Jahre alt geworden, als die Stürme, welche seit sieben zehen hundert acht und neunzig Frankreich beunruhigten, auch über Deutschland heran zogen. Die Besitzungen meines Vaters lagen an der ehemaligen Gränze. Die Französische Armee und die Preussischen Truppen standen hier einander gegenüber. Mein Vater war Preussischer General und zugleich Besitzer eines Regimentes, das in königlich-Französischem Solde stand. Seine genauen Verbindungen mit dem Französischen Königehause, bewogen ihn, sein Land zu verlassen, wo jezt die Rebellen wüheten, wo jeder Augenblick ihn zum Gefangenen machen und unter die Guillotine führen konnte. Seine Gesundheitsumstände begünstigten sein Vor-

haben; die Aerzte verordneten ihm ein Bad, und mit Bewilligung des Französischen Commandanten reiste er ab, von seiner Gemahlin und seinen drey Söhnen begleitet. Meine Schwester war schon seit einem Jahre in Bremen im Hause des Barones von K., um dort die letzte Vollendung ihrer Erziehung zu erhalten und in die große Welt eingeführt zu werden. Ein Sohn erster Ehe, ein Prinz von etwa achtzehen Jahren, blieb zurück, um alles Aufsehen zu vermeiden. Ich sollte auch erst in einigen Tagen nach kommen; obgleich ich dies wußte, so schmerzte mich der Abschied von meinem Louis sehr; ich konnte mich kaum von ihm los reißen, und erinnere mich noch sehr gut, daß ich in Thränen zerfloß, als der Wagen, von der Leibwache begleitet, fort rollte.

Ueber meinen Aeltern aber hatte ein glückliches Geschick gewaltet. Sie mochten kaum vier Stunden sich entfernt haben, als ein Trupp Franzosen kam, welche mit Ungestüm nach meinem Vater frazten und wüthend wurden, als sie seine Abreise

erfuhren. Nachsetzen konnten sie nicht, die Preussen standen im Wege. Jetzt suchten sie den Prinzen; dieser rettete sich durch einen Sprung aus dem Fenster und kam glücklich in das Preussische Lager; auch er war Obrist in Preussischen Diensten. Nun steckten die in ihrer Erwartung getäuschten Räuber das Lustschloß in Brand, in welchem wir uns damals aufhielten, führten mich gefangen nach S., nachdem sie mich vorher geplündert hatten; so daß ich nichts mehr besaß, als was ich gerade an mir trug. Ich blieb unter der Obhuth meiner beyden Erzieher und durfte im Schlosse wohnen, jedoch nicht vor das Zimmer hinaus treten. An der Thüre stand eine Schildwache. So brachte ich sechs Wochen zu, ohne zu wissen, daß ich gefangen sey; bloß traurig, nicht in das Freye zu dürfen. Es war im May, unter meinen Fenstern der prächtige Park in voller Blüthe! Mein Hofmeister war ängstlich, ich betrübt, denn ich war von Louis getrennt.

Vor der Thüre meines Zimmers hatte ein junger Volontaire oft die Wache, ein gar guter

Mensch. Ich sprach die Französische Sprache so geläufig, wie die Deutsche, und hatte viel Langeweile; ich bath ihn daher öfter, herein zu kommen. Er war immer freundlich und mild; ich schenkte ihm Zuckerbrod und erzählte ihm von Louis. Er nahm herzlichen Antheil an mir und dankbar gedenke ich seiner; denn er hat späterhin mich gerettet.

Eines Morgens kam ein Commissaire, ein abscheulicher Mensch, und kündigte uns an, ich müsse das Schloß räumen. Mir war es gleichgültig, aber meine Erzieherin wußte sich kaum zu fassen. Meine Sachen wurden in meiner Gegenwart durchgesehen und alles, was ich nicht durchaus nöthig brauchte, weg genommen. Sogar mein Spielzeug nahm mir der rohe Mensch. Ich war Stiftsdame zum heiligen Grabe; der König von Preußen hatte mir ein Geschenk mit dem Patente gemacht, und ich that mir auf den Orden nicht wenig zu gut. Dieser ward mir weg genommen, sogar das kleine Kreuzchen, das ich gewöhnlich zu tragen pflegte: darüber konnte ich mich nicht trösten.

Ich wohnte nun drey Tage in einem angesehenen Bürgerhause; die Gefahr wuchs; das Residenzschloß brannte; alle Lustschlösser wurden geplündert und verbrannt. Ich sollte nach Metz geführt werden, um dort wahrscheinlich den Kopf unter das Beil zu legen; denn damals schonte man auch der Kinder nicht. Ich entfloh in der Kleidung eines Bauernmädchens. Unvergeßlich wird mir der Tag bleiben, da ich mich los reißen mußte von allem, was mir vertraut und theuer war. Obgleich noch ganz Kind — ich war im sechsten Jahre — fühlte ich lebhaft und tief. Eine zu frühzeitige Bildung hatte mich meinen Jahren vorreifen lassen. Ich war im sechsten, was andere Kinder kaum im zwölften Jahre sind, und sie sind glücklich, die froh in den Tag hinein leben und ihres Lebens sich freuen. Ich weiß nicht, woher es kommt: von meiner frühesten Jugend an erschien mir alles in einem ernstern Lichte, als es in der Jugend gewöhnlich ist; fast zum Trübsinn neigte sich meine Seele.

An dem Hause, in welchem ich war, befand

ſich ein groſser Garten, deſſen hintere Thüre auf das Feld hinaus führte. Die Leute im Hauſe durften von meiner Flucht nichts erfahren. Als ich meine Bauernkleider an hatte, warf meine Erzieherin mir ein weites Ueberkleid um, das jene deckte. Das Körbchen, das ich aufſetzen ſollte, verbarg ſie in der Taſche und ſo führte ſie mich durch den Garten. Dort trafen wir die Dame des Hauſes, die mit ihrer Tochter, einem Mädchen von meinem Alter, im Garten umher ging. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten; bitterlich weinend warf ich mich meiner Erzieherin in die Arme. Mutter und Tochter waren ganz beſtürzt, kamen aber doch nicht auf den Grund meiner Trauer. Wir ſchützten einen Spaziergang vor und ſie lieſsen uns. Vor der Gartenthüre erwartete mich die Frau eines alten Dieners meines Vaters mit ihrer etwa funfzehenjährigen Tochter. Dieſe ſollte mich bis O. führen (ſechs Stunden von S. entfernt) und mich unterwegs für ihre Tochter ausgeben. Meine Erzieherin zog mir nun mein Ueberkleid aus, und

setzte mir die Kappe auf, befahl mir Vorsicht und umarmte mich zum letzten Male unter vielen Thränen.

Wie ich von dem Garten weg kam, ich weiß es nicht: aber ich war untröstlich. Hinaus gestoßen in die fremde Welt, von der drohendsten Gefahr umgeben, zum ersten Male allein unter unbekannten Menschen: ich wußte mich nicht zu fassen.

Als wir über die Brücke gingen, lagen auf einem Bündel Stroh zwey Franzosen. Den einen erkannte ich sogleich als meinen Volontaire. Freundlich nickte ich ihm zu, nicht überlegend, wie mich das verrathen könne. Der andere erkannte mich und nannte meinen Nahmen. Mein Volontaire aber bath ihn so dringend, nichts zu sagen und mich zu lassen, daß ich ungehindert vorüber ging. Immer noch höre ich seine Worte und danke im Herzen diesem guten Menschen: ohne ihn war ich verloren.

Dieser Vorfall machte mich aber doch vorsichtiger. Ich nickte niemand mehr zu, und nannte

die Frau, welche mich begleitete, recht laut Mutter, so oft uns jemand begegnete. Eine Stunde von S. trafen wir mit meinem Erzieher zusammen; er war mir voran gegangen mit einem Jäger meines Vaters, der mich tragen sollte, wenn meine ungeübte Füße mir den Dienst versagten. Nach und nach ward ich wieder froh; denn jetzt gedachte ich mit Sehnsucht meines Bruders, den ich bald wieder sehen sollte. Abends ziemlich spät kamen wir in O. an und gingen in das Amthaus; dort blieben wir die Nacht.

Ich verweile mich ein bischen lange bey diesem Einen Tage; aber du, für den ich schreibe, nimmst Antheil auch an Kleinigkeiten.

Den andern Tag vertauschte ich meine Maske mit den Kleidern von einer der Amtmannstöchter. Nun sollte unsere Reise weiter gehen; es war durchaus keine Chaise zu bekommen; mein Erzieher bot Geld, so viel, als möglich; umsonst. Zuletzt mußten wir uns zu einem Bauerwagen bequemen. Der zweyte Abend hat mir einen lieblichen Eindruck zurück gelassen. Wir waren

wieder in das Amthaus eingekehrt. Die Familie bestand aus Vater, Mutter und zwey Töchtern, wovon die eine etwa vierzehen, die andere zwölf Jahre haben mochte. Ich war gar so traurig und die Mädchen gaben sich alle erfinnliche Mühe, mich auf zu heitern. Es war kurz zuvor der Geburtstag der einen Schwester gewesen; sie brachte mir ihre Geschenke herbey, bath mich, mir das Schönste davon aus zu wählen; mein Erzieher suchte mich zu trösten; es war alles vergeblich; ich weinte beständig. Mir war so fremd zu Muthe, ich fühlte mich so allein; so lieb ich meinen Lehrer hatte, so ersetzte er mir meine Erzieherin doch nicht, die mich immer so mütterlich gepflegt hatte. Ich ward in ein grosses Gastzimmer geführt; da bath ich das eine Mädchen, die Nacht über in dem nähmlichen Zimmer zu schlafen. Ermüdet und unter Thränen schlummerte ich endlich ein. Als ich des Morgens aufwachte, kniete sie vor meinem Bette, hielt meine Hand in der ihrigen und weinte. Ich weiß nicht, wie mich das sonderbar rührte; aber ich weinte nun nicht

mehr. Das Mädchen gewann ich recht lieb und ob ich mir gleich ihre Züge nicht mehr vorstellen kann, so denke ich gern an das Theil nehmende Geschöpf.

So reis'ten wir einige Tage, als wir zu K..ch einen Brief von der Mutter meines Vaters fanden, der unsern Reiseplan änderte. Statt nach Baaden zu reisen zu den Aeltern, sollte ich zu der gnädigen Frau Großmama kommen; bis mein Vater in M. eintreffen würde, wo wir uns dann alle versammeln sollten. Dieß war mir eine traurige Nachricht. Meine so nahe geglaubte Vereinigung mit Louis wurde verschoben; ich mußte in ein kleines Landstädtchen in der Gegend von Trier, wo die Dame sich jetzt aufhielt, da auch sie vor den Franzosen sich geflüchtet hatte. Ich wußte, daß sie mich nicht sonderlich liebte und ich hatte mich von jeher vor ihr gefürchtet. Sie war so vornehm und stolz; man konnte nie recht freundlich mit ihr seyn. Dahin mußte ich nun. Kalt ward ich empfangen, kalt behandelt während meines dortigen Aufenthaltes. Ich setzte meine

Lehrstunden fleißig fort; dieß war mir das einzige Angenehme, das ich hatte. In Gesellschaften ward ich geführt (es befanden sich an diesem Orte viele Französische Ausgewanderte; man konnte keinen Schritt gehen, ohne daß man auf eine Marquise oder einen Chevalier stieß); dort konnte ich niemals einheimisch werden. Kinder meines Alters sah ich keine; ich war ganz allein mitten unter der Menge. Diese Zeit ist mir nach dem Gefühle, das mir davon geblieben, die traurigste meines Lebens gewesen.

Nachdem ich so ein paar Monate hingelebt hatte, kam plötzlich meine gute Erzieherin an. Nun war ich wieder froh; ich lebte fast in meinen ehemaligen Verhältnissen. Louis zwar fehlte; indessen erwartete ich täglich Nachrichten von M. und meine Zurückberufung. Endlich kam ein Brief von meiner Mutter und eine Art von Hofmarschall, mich abzuholen. Unser Lehrer begleitete mich; von meiner Erzieherin mußte ich mich wieder trennen. Doch schmerzte mich dießmal der Abschied nicht sehr, weil ich sie bald wieder zu

ſehen hoffte. Mir war es wohl, das Haus zu verlaſſen, wo ich als Sclavin der unerträglichſten Etikette geſeufzt hatte. Unſre Reiſe war ſehr unintereſſant. Unſer Begleiter ließ an jedem Gaſt-Gaſthauſe halten und ſich kalten Braten geben; die übrige Zeit ſchlief er. Von meinem Vater erzählte er, daß ſeine Geſundheit ſehr zerrüttet ſey; der ungeheure Verluſt betrübte ihn ſehr.

Wir kamen Abends ſpät in M. an. Es war damals noch Feſtung und in vollem Glanze. Die ſchöne Beleuchtung der Straßen, die Volksmenge (es war viel Garniſon da), alles machte auf mich einen beſondern Eindruck. Wir mußten die ganze Breite der Stadt durchfahren; endlich hielten wir vor einem ſehr erleuchteten Hauſe. Mit pochendem Herzen ſtieg ich aus; ein Kammerherr führte mich die Treppe hinauf. Louis lief mir auf dem halben Wege entgegen, und mit einem lauten Jubel fiel er mir um den Hals; — er erhielt einen Verweis dafür, daß er mir ohne Erlaubniß bis auf die Treppe entgegen gelaufen war. Die Thränen traten ihm in die Augen und ich ſtand

und zitterte. Jetzt ward ich hinüber in den Saal geführt, wo mein Vater, von zehen bis zwölf Herren und Offizieren umgeben, auf einem Lehnstuhle saß; er litt an einer Gliederkrankheit. Als ich hinein trat, stand er mit einer raschen Bewegung auf, konnte aber keinen Schritt machen; er sank zurück; ich nahte mich ihm mit überströmenden Augen; er schloß mich zärtlich in seine Arme. — —

Die nächste, jetzt folgende Zeit liegt mir nur dunkel im Sinne. Die Franzosen eroberten M.; wir flüchteten uns nach A..g. Mein Vater ward täglich schlimmer; meine Mutter pflegte seiner mit unermüdeter Sorgfalt; sie war immer treue Gattin und erfüllte ihre Pflicht gewissenhaft. — Wir waren einige Monate in A..g; Louis und ich setzten unsere Lehrstunden fleißig fort; mein jüngerer Bruder war jetzt fünf Jahre alt; er war den ganzen Tag bey der Mutter; wir sahen ihn nur wenig.

Jetzt starb mein Vater. Erlasse mir, lieber Heinrich, die Beschreibung seines Todes und der

Verzweifelung meiner Mutter; mit ihm ſtarben alle ihre Hoffnungen, ihr ganzes Lebensglück. — Es war ein doppelt unglücklicher Zeitpunct: der Krieg wüthete, wohin man ſich wandte; nirgends zeigte ſich eine Ausſicht zu einer günſtigen Veränderung.

Wir reiſten bald nach dem Tode meines Vaters nach M. zurück. Nun wurde auch meine Schweſter von Bremen zurück gerufen; mit ihr auf Einen Tag kam meine Erzieherin in M. an. Ich hatte eine große Freude; jetzt theilte ich mich zwiſchen ihr und meinem Louis. Meine Mutter ſah nach und nach viele Geſellſchaft; meine Schweſter hatte die ihrige; Louis und ich waren den ganzen Tag zuſammen, und feſt und immer feſter ſchloß eines an das andere ſich an.

Ich rücke nun einem Zeitpuncte näher, der mich jetzt noch mit Schauder erfüllt; er raubte mir alles, was ich Liebes hatte; laß mich ſchnell darüber hingehen; denn die Erinnerung iſt mir gar ſchmerzlich.

Louis Geſundheit, die von früher Jugend an

sehr schwach war, wurde durch eine verkehrte Behandlung des Arztes untergraben; das Bombardement der Stadt, während welches wir uns im Keller aufhalten mußten, vollendete seine völlige Entkräftung. Im May sieben zehen hundert und sechs und neunzig ward der liebe Engel uns entrissen. Er war kaum eilf Jahre alt geworden. Acht Tage vor seinem Tode starb meine gute, mir unvergeßliche Erzieherin. Von ihrem Todtenbette schleppte ich mich an das Krankenlager meines geliebten Bruders; nun starb auch er; was blieb mir übrig? Glaube mir, Heinrich, als Kind von zehen Jahren erfuhr ich, was Verzweifelung sey. Mit trockenen Augen stand ich vor Louis Sarg, küßte stille seine kalte Stirn, und ließ mich willig wegführen, als der Deckel auf den Sarg gelegt, und mir nun auf immer der geliebte Anblick geraubt wurde. Es ist nun schon sehr lange; aber gegenwärtig bleibt mir immer die Empfindung dieses Augenblicks, und die Länge der Zeit hat dieß schmerzhafte Gefühl eher gesteigert, als vermindert; denn erst später wußte ich, was ich verloren

hatte; damals ſtand bloß der Gedanke vor meiner Seele: er iſt todt und ich muß allein zurück bleiben. —

Tiefe Wehmuth zwang hier den Leſenden einen Augenblick ein zu halten; dann fuhr er fort, indeſſen ſeine Hand auf den geſchloſſenen Blättern ruhete: ſo verſank frühe ihr Jugendfrühling in einem Grabe, auf dem ihr Leben, wie auf ſeinem Fundamente fortan ſich erbauete; aber ſelbſt auch die ernſte Stimme, die aus demſelben hervor drang, konnte den Frohſinn nicht trüben, der, wie ein unverſieglicher Born ſtets aus ihrem Innern wieder hervor quoll, ſo oft nur das dichte Gewölke von außen etwas lichter wurde; und es war ja eine freundliche Brudergeſtalt, die nun nicht mehr aus dem Grabe hervor ſtieg, ſondern von oben herab mit ihrer reinen, milden Klarheit ſie umleuchtete.

Doch, unterbrach er ſich ſelbſt, ich theile vorerſt noch mit, was in dem Manuſcripte folgt, und indem er die Blätter wieder entfaltete, ſo las er:

Unſer Lehrer war untröſtlich. Nach wenigen

Tagen verlangte er und erhielt seinen Abschied. Damit hörten meine Lehrstunden auf. Ich brachte den Tag bey einer Französin zu, die in Diensten bey meiner Mutter war, und lernte nähen. In meinen Erholungsstunden war ich bey meiner Mutter und mußte mit meinem jüngern Bruder spielen. Meine Schwester sah ich fast gar nicht.

Ich sollte nun auch sticken lernen; und kam in dieser Absicht in das Nonnenkloster der Stadt, wo ich täglich von Morgens frühe bis vier Uhr Nachmittags verweilte. Dann hatte ich zu Hause Musikstunde, mir sehr zur Pein; denn ich spielte ungern Klavier, und mein Meister that sein Möglichstes, diesen Widerwillen in mir zu verstärken. So gingen drey Jahre herum, und diese drey Jahre waren für meinen Character von dem schädlichsten Einflusse.

Ich war in dem Kloster von lauter Mädchen umgeben, die an Bildung sowohl des Geistes als des Herzens tief unter mir standen. Die Mädchen meines Alters waren roh und ungesittet; verhöhnt ward jede Aeußerung eines bessern Ge-

fühles. Beten und in die Kirche gehen, das hieß gut bey unsern Vorgesetzten; die Aeltern betrügen oder überlisten, dieß war die Maxime der meisten Mädchen. Ich blieb zwar gut; aber doch bekam mein ganzes Wesen eine verkehrte Wendung. Noch war ich zu wenig fest, als daß böse Beyspiele bloß Gutes in mir hervor gebracht hätten. Ich sah, wie gerade diejenigen, die ich ihres sittlichen Characters wegen am meisten verachten mußte, wie gerade sie von den meisten geschätzt und aufgesucht wurden; und weil ich nie einging in ihre Art zu denken und zu handeln, so ward ich von keiner geliebt, von den meisten als stolz gescholten und gefürchtet. Was ich wußte und was zu wissen ich so sehr mich freute, war ihnen durchaus fremd; hingegen wußten sie Dinge, von denen ich keine Ahndung hatte. Ich ward von den andern für dumm gehalten; zuletzt glaubte ich es selbst, und ward unzufrieden mit mir, daß ich so wenig für die Menschen tauge. Ich achtete die Menschen nicht; ich fing an, auch mich selbst nicht mehr zu achten. Ich vernachlässigte alle

meine Talente; sie nützten mir nichts. Es liebt mich doch niemand! so dachte ich beständig, und kam immer näher dahin, daß man mich wirklich nicht lieben konnte. Alles war mir gleichgültig geworden. Ich lärmte des Abends mit meinem Bruder; wir spielten Komödie; denn wir besuchten häufig das Theater, welches natürlich lebhaften Eindruck auf uns machte.

Ich hatte nie einen Roman gelesen; das Wort Liebe kannte ich nicht. Ich konnte es nicht begreifen, wie alles, was ich auf dem Theater vorgehen sah, sich immer um diesen einzigen Gegenstand drehete; aus unsern dramatischen Spielen war sie verbannt. Ich war stets ein Ritter und gewöhnlich ein Gefangener, den seine Freunde befreyten; mein Bruder immer Anführer einer Schaar von Jungen, die mit großem Lärm die Burg stürmten. Ich brachte manchmal einige Mädchen aus dem Kloster mit; diese spielten dann auch Komödie. Gewöhnlich gab es Streitigkeiten: sie wollten immer ein paar Prinzessinnen mit hinein flechten, um derentwillen die Ritter

ſich ermerdeten, und das wollten wir nicht. Ich war einſt gutmüthig genug eine dieſer Heldinen zu fragen: was denn ſo gar Anziehendes und Schönes an der Liebe ſey? Sie lachte mich ſehr aus über dieſe Frage; nun wagte ich nicht mehr zu fragen, denn Spott konnte ich von jeher nicht ertragen. Ich fing nun ſelbſt an, darüber nach zu denken, ſtellte die mir bekannten Theaterhelden zuſammen; wählte aus, was mir am meiſten gefiel, und ſchuf mir nach und nach ein reizendes Bild, das ich viele Jahre lang mit mir herum trug. Das höchſte Glück war mir Vereinigung mit einem Geſchöpfe, das wie mein Louis war, und da mir, dieß auf zu finden, unmöglich ſchien, ſo dachte ich oft, dieß Glück ſey ein bloß gedachtes.

Während des letzten Kloſterjahres hatte meine Mutter die Bekanntſchaft eines der Geiſtlichen der Stadt gemacht, der nun täglich ins Haus kam und mir, ehe ich des Morgens in das Kloſter ging, Unterricht in der Religion ertheilte. In meinem dreyzehnten Jahre ward ich confir-

mirt, und zu der nähmlichen Zeit ungefähr hörte ich auf, das Kloster zu besuchen: mir sehr zum Heile. Ich ward jetzt meiner Schwester übergeben; sie fing an, mich lieb zu gewinnen, und ich, als ich wieder ein Geschöpf sah, daß mir gut war, schloß mich an sie mit leidenschaftlicher Liebe. Meine wilden Spiele mit dem Bruder hörten jetzt auf; wenn wir zusammen waren, zeichneten und mahlten wir Figuren und Decorationen für unser Marionetten-Theater, auf welches wir viele Sorgfalt verwandten. Meine Schwester versorgte mich mit gut gewählter Lectüre, ich fing an, gern Klavier zu spielen, hatte aber jetzt keinen Meister; denn der erste war gestorben, und da ich weder Freude noch Talent zu Musik zeigte, so hatte ich diese aufgegeben. Meine Schwester, die sehr gut spielte, gab mir eine Zeit lang Unterricht. Meine Mutter sah ich wenig; wir hatten in zwey verschiedenen Logen Plätze im Theater; mein Bruder ging mit der Mutter, ich mit der Schwester; wir machten fast zwey Familien aus. Bekannte hatte ich

keine, ein einziges Haus ausgenommen, wohin ich aber selten ging; meine Schwester dagegen hatte deren viele und ging viel aus, so meine Mutter. Ich war alsdann gewöhnlich allein und las oder spielte Klavier in meinem Zimmer. So lebten wir ziemlich getrennt; ich war zufrieden, aber nie recht froh, nie ungetrübt vergnügt. — —

Ich komme jetzt wieder an einen wichtigen Zeitabschnitt in meinem Leben, der bedeutenden Einfluß hatte auf meine Seelenstimmung. Es ist der, wie meine Schwester sich verheirathete und ich nun mir selbst überlassen blieb. — —

Hier legte der Lesende das Heft vor sich nieder. Was nun folgt, sagte er dann, möchte vielleicht das Interessanteste seyn in diesen Blättern, und es könnte uns zeigen, wie eine große und reine Seele auch in einem Gewirre von Mißverständnissen, in einer Verschlingung unglückseliger Verhältnisse, losgeschieden von der ganzen Außenwelt, die der Schuldlosen sich feindlich entgegen kehrt, und auf sich selbst zurückgedrängt, durch ihre eigene göttliche Kraft sich

aufrecht erhält. Aber es bleibe ein Schleyer gesenkt über diesen Theil ihres Lebens, weil ich diesen nicht lösen könnte, ohne daß so manche Klage, welche sie in stiller Stunde in die Seele des Freundes flüsterte, jetzt als Anklage erscheinen würde, nachdem ihr versöhnter Geist, der in dem Leben nie gezürnt hatte, zur Behausung des ewigen Friedens eingegangen ist. Und ich wende mich nun zu der Zeit, da sie mir, wie ein lichtes Gestirn auf meiner Lebensbahn, zuerst an dem ländlichen Aufenthalte jenes Mannes entgegen trat, dessen sie so eben erwähnte, und der ihr Lehrer in der Religion gewesen, aber indessen seinen Ort verändert hatte, und in dessen Familie sie jetzt, von allen frühern Verhältnissen los geschieden, wie eine Tochter des Hauses lebte. Sie selbst aber spricht hierven, indem sie ihre Jugendgeschichte schließt, mit diesen Worten:

Ich trat in den Kreis dieser Familie ein, wie durch ein Zauberwort beschworen, kehrten von diesem Augenblicke an Frohsinn und Lebensmuth

in mich zurück. Wie aus einem ſchrecklichen Traume fühlte ich mich erwacht und freute mich der ſchönen Wirklichkeit.

Den zwölften May des Jahres 18.. machten wir eine Reiſe nach dem W..r Berge, und — und? — hier endet das Manuſcript.

Wohl, ſagte Heinrich, hier endet dieſes mir ſo theure Heft, aber jener Tag war der Anfang eines neuen großen Zeitabſchnittes in meinem Leben, und als ein Spiegel ihrer innern Herrlichkeit iſt dem Schluſſe des Manuſcripts noch die Dichterſtelle beygefügt:

„Das Spiel des Lebens ſieht ſich heiter an,
Wenn man den ſichern Schatz im Herzen trägt;
Ach froher kehr' ich, wann ich es gemuſtert,
Zu meinem ſchönen Eigenthum zurück."

Sie hat aber in ſo mancher läuternden Stunde den ſichern Schatz bewahrt!

Während der Freund dieſe Worte ſprach, faltete er die Blätter zuſammen, und ſchien mit der Hand nach andern reichen zu wollen, die in der geöffneten Brieftaſche vor ihm lagen.

Aber laſſen ſie uns, redete ihn jetzt Clara an, da das liebe Manuſcript endet, auch eine Weile abbrechen. Sie ſind, lieber Freund, mehr erſchöpft, als recht iſt, und vergeſſen Sie nicht, daß, wenn ihre Sehnſucht ſie hinüber zöge, die Verklärte ſelbſt — eine Thräne fiel aus ihren lichten braunen Augen — kaum jetzt den Gatten freudig begrüßen würde, da noch ſo theure Pflichten zurück ſind, die ſeiner Gegenwart bedürfen.

Heinrich ſchwieg, tief in ſich ſelbſt gekehrt, eine Weile; aber doch, ſagte er, iſt meine Todtenweihe noch nicht vollendet; noch habe ich, ihr Theuern, vieles zu ſagen, noch liegt ſo manche Tiefe ihrer ſchönen Seele verhüllt vor euch.

Mit wie herzlicher Theilnahme, entgegnete Mathilde, wir alles vernehmen, was die liebe Heimgegangene angeht, brauchen wir Ihnen nicht zu ſagen; aber jetzt um Ihretwillen ruhen! ich bitte, ein bischen ruhen?

Eben warf die Sonne, indem ſie hinter den nahen Bergen verſchwand, ihre letzten Strahlen auf die Laube, in der die Freunde verſammelt

waren. Dieſe verbathen ſich, um in ihrer ſchmerzlich ſüßen Unterhaltung nicht geſtört zu werden, eine förmliche Abendmahlzeit; und es wurden um ſo mehr nur einige Erfriſchungen herum gereicht, da alle wenig Luſt bezeigten etwas zu genieſen.

Heinrich hatte indeſſen, ſtille in ſich ſelbſt verſenkt, wenig Antheil an dem Geſpräche der Geſellſchaft genommen. Nun faßte er den Faden der abgebrochenen Rede wieder auf. »Damals, an jenem Maytage, da ich der Theuern zuerſt auf jener alten Burg begegnete, ahndete ich nicht, daß ich ihr je ſo nahe würde vereint werden. Du, lieber Bruder, — zu Johannes hingewendet, — führteſt mich zuerſt in das Haus ein, mit deſſen beyden Töchtern ſie ganz wie die dritte Schweſter lebte. Ich kam öfter, und immer feſter wurden alle meine Gedanken nach dieſem Einen Ziele hingebannt. Aber mein eigenes Innere war mir nicht klar; eine gewiſſe Scheu hielt den prüfenden Blick davon ab. Sie erſchien mir all zu hoch, ſo daß meine Wünſche es nur

wagten, gleichsam vor mir selbst verborgen, sich zu ihr hin zu wenden; und nur erst als ich von ihrer Liebe mich überzeugt hatte, die sie mit so wenig Vorsicht verbarg, fühlte ich recht, wie mein innerstes Seyn mit ihr Eines geworden und ich in der geheimsten Tiefe meines Wesens mit ihr verbunden war; wie ich ihr alle Beweise der Liebe, sie der Gegenliebe mir gegeben hatte, ohne daß wir es ahndeten oder ein Wort geradehin unsre Neigung aussprach. Die Hülle der Freundschaft verbarg die tiefere Regung. Jezt erst, erkannt und erwiedert, ward unsre Liebe zu der seligsten Wonne in uns, und nie werde ich jene Abendstunde vergessen, da ich an ihrer Seite durch die Gänge des Gartens wandelte, und unsre Lippen nun bekannten, was den Herzen lange kein Geheimniß mehr war. Aber damals ahndete ich nicht, daß sie mir nur so kurz würde vereint seyn. Doch auch in diesen wenigen Jahren haben wir zusammen genossen des höchsten Liebesglückes, und wenn nur Liebe und Leid zwey Seelen auf das innigste zu vereinen ver-

mag, auch das Leid hat nicht gefehlt in unſerm Bunde.

Damals ſchon, fuhr der Redende fort, gewann unſer Zuſtand den höchſten Reiz durch eine gewiſſe Aengſtlichkeit, die auch nicht ganz von demſelben getrennt war. Denn obgleich wir beyde noch gänzlich lebten in einer Welt der Idealen, ſo waren wir doch keines Weges [illegible] unerfahren, daß wir nicht die vielen Schwierigkeiten voraus geſehen und gefürchtet hätten, die unſerer Verbindung im Wege ſtanden. Aber glücklicher und ſchneller, als wir es erwarten durften, entwirrten ſich unſere Verhältniſſe. Als mein glückliches Weib folgte mir in dem September des folgenden Jahres meine Luiſe aus dem ſtillen Aſyle, worin ſie wieder den Frohſinn der Seele und die Ruhe des Gemüthes gefunden hatte.

Aber die dunkle Macht, die ſanft ſtörend in ihre Freude eingegriffen hatte, war auch von nun an eine ernſte Begleiterin auf unſerm vereinten Lebenspfade. Schon den erſten Winter brachte ich großen Theils an dem Krankenlager der Ge-

liebten hin. Um so lichter blühete unser Leben mit dem kommenden Frühlinge auf, und den nun folgenden Sommer und Herbst preise ich als die glücklichsten meines Daseyns. Meine Berufsgeschäfte nahmen nur einen geringen Theil meiner Zeit in Anspruch. Wir lebten ganz nur in dem ungestörtesten Genusse unserer selbst und unserer gegenseitigen Liebe. Ohne fast nur Freunde zu suchen oder zu begehren, waren wir einander selbst genug: eine Welt der Liebe und Dichtung hatte uns dem gewöhnlichen Leben ganz entrückt. Wir lasen die Italischen Dichter zusammen und welch einen hohen Genuß fand ihre für alles Schöne so empfängliche Seele in denselben und in so manchen Spaziergängen, die wir fast täglich durch die angenehmen Umgebungen unseres damaligen Aufenthaltsortes machten und wobey gewöhnlich Ariost oder Tasso uns Begleitung leisteten. Es war kein Gedanke in dem einen Geiste, der nicht auch in dem andern gedacht, kein seliges Gefühl in dem einen Herzen, das nicht auch in dem andern gefühlt wurde. Und unsre Freude

erreichte ihre höchste Fülle, als uns in dem October dieses Jahres unser Erstgeborener geschenkt ward. Es war dieß ein in jeder Hinsicht ausgezeichnetes Kind, und jetzt erst, da ich einer größern Erfahrung mich erfreue, staune ich oft darüber; denn damals glaubte ich, jedes Kind müsse sich so schnell an leiblicher und geistiger Kraft entwickeln. Wir haben uns oft vorgenommen, die merkwürdigsten Ereignisse aus dem Leben jedes unserer Kinder sogleich von dem Tage seiner Geburt an auf zu zeichnen. Es kam nicht dazu; eine gewisse Trägheit verhindert uns so oft an einem Geschäfte, das für den Augenblick so wenig Mühe veranlaßt, und für die Zukunft so reiche Freude gewährt. Später zeichnete die Theure, die jeden Tag, jede Stunde eines hellen oder trüben Familien-Begegnisses unvermischlich in ihrem sichern Gedächtnisse aufbewahrte, Einiges über diesen ihren Liebling mit dem Silberstifte auf dem Pergamente dieser Brieftasche auf. Ich bemerke daraus nur, daß das Kind schon mit seinem halbjährigen Geburttage den Mutter-

nahmen zu stammeln anfing, und wo es mit den kleinen Händen sich fest halten konnte, aufrecht stand. Einen Monat später war es nicht mehr; acht Tage zernichteten unsre Hoffnung.

Für den Verlust des Knaben sollte uns ein zartes Mädchen in Engelsgestalt trösten; in vierzehn Monaten war auch dieses gereift zur Himmelsblüthe. So hat sie zweymal den Tod des einzigen Kindes beweint. Aber was der Himmel sandte, unsere Liebe ließ es uns überwinden, und wie oft, wenn ich um Mitternacht bey dem Lager der einige Male schwer Erkrankten wachte, dankte ich dem Lenker meines Geschickes, daß er mir wenigstens meine Kraft erhielt, und ich die liebe Sorge ihrer Pflege auf mich nehmen konnte.

Aber, fuhr er nach einer Pause fort, was ich euch jetzt noch mit theilen will, thue ich nicht, um mir aus dem Munde der Verklärten Lob zu bereiten; — auch vermag ich es selbst nicht zu lesen; — sondern damit ihr hoher Geist gerade in dem Momente, da er von vielen so wenig

verſtanden wurde, von euch wenigſtens recht gewürdiget, und es kund werde, in wie unausſprechlicher Herrlichkeit die Liebe in edeln Herzen ſich entfaltet, wie ſie, als ihrer Natur nach etwas Göttliches, den Menſchen zu Gott und in eine ideale Welt empor hebt, und in ihrem leuchtenden Glanze die wirkliche ihm verklaret und eine unbegreifliche Kraft und Stärke durch ſein ganzes Weſen haucht. Es ſind dieſe Blätter nähmlich, welche ich hiermit in eure Hände lege, Auszüge aus ihren Briefen, und zwar zum Theil aus Briefen, die ſie, noch bevor wir unſere Liebe einander bekannt, an den Freund gerichtet, und worin die faſt kindliche Unbefangenheit ihres doch ſo hoch gebildeten Geiſtes ſich kund gibt. Ich habe ſie ſo zuſammen geſtellt, daß ſie ſich durch ſich ſelbſt erklären. Sodann iſt hier ein kleines Tagebuch, das ſie in jenem erſten glücklichen Jahre, während meiner Entfernung durch eine kleine Reiſe, für mich ſchrieb, und woraus ſo recht ihr damaliges Leben und geiſtiges Streben ſichtbar wird, und endlich füge ich noch ei-

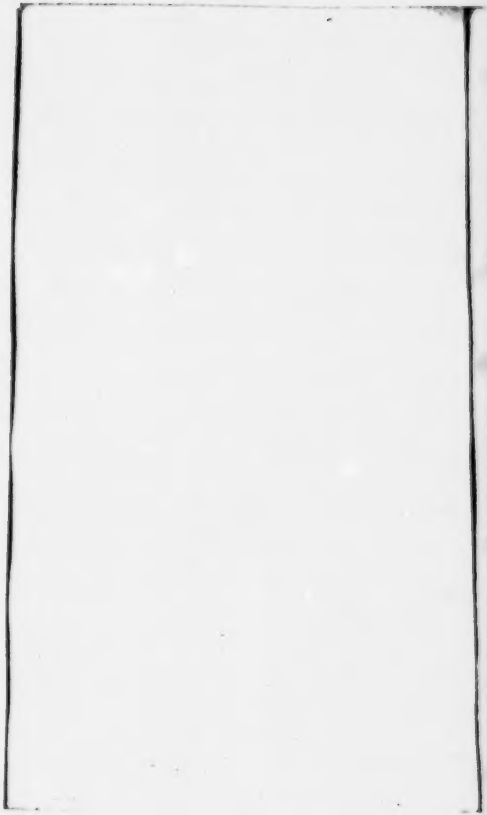
nige Blätter bey, die gleichsam schon die Vorahndung jener Welt enthalten, welche jetzt die Verklärte aufgenommen hat, Gedanken, die sie in einzelnen Stunden aufzeichnete und die ich zum Theil erst nach ihrem Tode las, die meisten, wie der Inhalt zeigt, aus der Zeit nach dem Tode ihres Erstgebornen. Denn später hat sie wenig mehr aufgezeichnet. Die Kinder nahmen der Mutter ganze Sorge in Anspruch, und was sie schrieb, umfassen ihre in regelmäßiger Folge an die geliebte Schwester gerichteten Briefe.

Dieß aber, fuhr er fort, sind diese Zeichen der irdischen Hehheit des nun verklärten Geistes. Es ist ohnehin zu dunkel, als daß wir sie hier außen lesen könnten; eben blicken schon die ersten Sterne hernieder und ich selbst fühle mich zum Lesen zu erschöpft. Ich gebe sie, liebe Wilhelmine, die du von frühe der Schwester Vertraute warst, in deine Hände; du wirst die nöthigen Erläuterungen beyfügen können. Und so gehet denn, Freunde, hinein und vollendet die Todtenweihe, während ich hier außen mich stär-

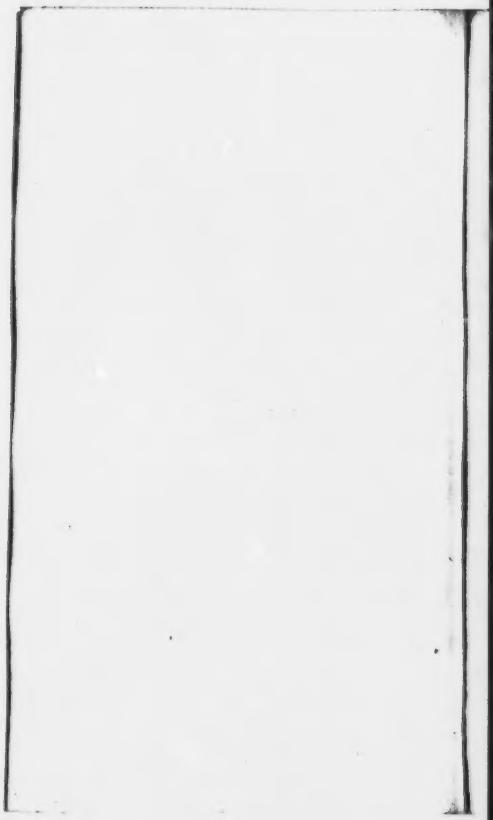
ken will in dem Anblicke der höhern, leuchtenden Welten.

Aber ich, Bruder, sagte Johannes, bleibe wenigstens bey dir; morgen lese ich in stiller Stunde diese Blätter für mich allein.

Wenn es dir so gefällt, sagte Heinrich, deine Nähe thut meinem Herzen wohl.



# Zweytes Bild.



# Hohe Liebe!

Die Freunde hatten sich aus dem Garten in die nahe Wohnung begeben. Hier ließen sie in dem wohl erleuchteten Saale sich nieder. Wilhelmine entfaltete die Blätter. Sie mußte erst eine Weile ruhen, um sich zu rechter Kraft zu sammeln, als sie die Züge von der Hand der Freundin vor sich erblickte. Dann begann sie zu lesen, indeß sen die Blicke der andern mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf sie geheftet waren.

Den 7ten März 18..

Ich bin nun wieder an meinem liebsten Geschäft, ich schreibe meinem Heinrich.

Mit tiefer Bewegung und süßem innigem Ge-

fühle las ich das stufenweise Fortschreiten deiner Liebe. Wenn ich so überdenke, wie alles unerwartet kam; welch eine sonderbare Kette von Vorfällen dazu gehörte, uns beyde zusammen zu führen, dann erkenne ich deutlich die Fügung eines höhern Wesens, das unsere befreundeten Seelen verband, ehe wir einander von Angesicht zu Angesicht kannten.

Mit einem schmerzlich süßen Gefühle erinnere ich mich der frühern Zeit unseres Begegnens, und gerne weile ich in der Betrachtung der ersten Regungen einer Liebe, die nun entschieden für die Ewigkeit in meiner Seele wohnt. Ich habe dir schon oft über diesen Gegenstand geschrieben, aber meistens nur in Fragmenten. Ich will einmahl versuchen, mein Gefühl für dich bis zu seinem frühesten Entstehen zu verfolgen und erzählend mich selbst belauschen.

Mit ganz freyem Herzen und einem offenen und empfänglichen Sinne, in dem gemüthlichen Bewußtseyn meiner geretteten Heiterkeit und dem

Genusse der schönern Zeit; so traf mich deine erste Erscheinung. Deine Aehnlichkeit mit meinem Louis machte den lieblichsten Eindruck auf mich; ganz aus der Ferne klangen mir die wohlbekannten Melodien aus der Kindheit entgegen und spätere Träume standen verkörpert vor mir. Du zogst mich unaussprechlich an; du hattest wenig mit uns gesprochen; doch erwachte gleich in mir der Wunsch, dich näher kennen zu lernen, und immer sprach ich mit entschiedenem Antheile von dir, im Gegensatze mit den andern, welche dich für einen kalten, etwas pedantischen jungen Mann ansahen. Mein ganzes Herz widersprach diesem Urtheile und im Scherze sagte ich oft: mir ist's, als ob Heinrichs Character übereinstimme mit dem meinigen und als ob wir recht gute Freunde werden würden. Da ward ich denn oft ausgelacht und nicht mit Unrecht, daß ich von deinem Charakter reden wollte, und dich doch nur so kurz, so wenig gesehen hatte. Indessen blieb ich auf meiner vorgefaßten Meinung, und ob sie mich betrogen, oder wie fern sich diese Ahndungen ver-

wirklicht haben, sollst du morgen hören. Lebe wohl für heute.

Den 10. März.

Das Morgen hat sich etwas verzögert, und ehe ich heute zu diesen Blättern zurück kehre, muß ich dir mit großer Freude erzählen, daß seit gestern die beyden Störche wieder hier sind, die sichersten Bothen des Frühlings. Auch bin ich gestern zum ersten Male an dem Abende im Garten gewesen.

Zurück nun zu meiner Erzählung.

Wir lasen den Carlos. Du, als Rodrigo, mußtest mich gern oder ungern deinen Freund heißen, und ein süßes, frohes Gefühl war mir es immer, konnte ich dich späterhin Rodrigo nennen. Wir schenkten dir oder deiner Schwester einen Blumenstrauß; ich wand ein rothes Bändchen darum, und hoffte ganz im Stillen, du würdest dasselbe dir zueignen. Wir sahen uns mehr; ich gewöhnte mich immer mehr dich mir als meinen Freund zu denken, und wir wurden

Freunde auch ohne Verabredung. Ich gewann ein groſses Vertrauen zu dir; ich hatte dir alles gesagt, was mich nur von ferne interessirte. Jetzt fingen sie an mich zu necken; dieß konnte ich nicht leiden; mir erschien unser Verhältniß so durchaus rein, daß ich einen Scherz darüber nicht ertragen konnte.

Jetzt erschien meine Schwester. Sie theilte mir den Plan mit, künftig bey ihr zu wohnen. Ich freute mich anfangs darüber, weil ich sie sehr liebe und damals noch kein schöneres Glück kannte, als bey ihr zu leben. Damals liebte ich dich noch nicht. Meine Schwester reis'te nach Holland; ich blieb, in der Voraussetzung, das nächste Frühjahr mit ihr nach Kassel zu gehen. Den Winter hindurch sahen wir uns ziemlich viel; unvermerkt wardst du mir immer theuerer; du schienst dich wärmer für mich zu interessiren. Wilhelmine, die klarer sah als ich, war die erste, die mich auf mich selbst aufmerksam machte, indem sie mir das Unnatürliche meiner Freundschaft zu dir zu erweisen suchte. Nun fühlte ich, wie

es nöthig sey, daß ich Z. verließe, wenn ich nicht auf immer meine Ruhe verlieren wollte. Mit dem festen Vorsatze, dir ewig gut zu bleiben, wollte ich scheiden; der Wunsch, mit dir einen Briefwechsel zu führen, war lebendig in meiner Seele; ich sprach ihn aus gegen Wilhelmine, und du weißt, wie sie ohne mein Vorwissen dir ihn mittheilte. So rückte der zwölfte März heran. Ich stickte dir die Brieftasche, mit der ich dir mehr sagte, als du wohl selbst glaubst. Wir lasen den Tasso. In meiner Rolle fand ich so unendlich viele Beziehungen; ich dachte mich so lebhaft hinein, und die Worte: „ich muß dich lassen, doch verlassen kann mein Herz dich nicht" waren aus meiner Seele gesprochen. Du hattest viele Stellen angestrichen; sie fielen mir auf. Er liebt? war mein erster Gedanke. — Liebt er mich? kann er mich lieben? meine erste Frage, die ich zu untersuchen nicht wagte. Die Gewißheit wäre mir auf keine Weise erfreulich gewesen. Abends spielten wir Sprüchwörter und dramatische Vorstellungen; du Egmond; ich, als die Traumge-

ſalt, ſetzte dir den Kranz auf, da blickteſt du mir hellen, liebevollen Augen zu mir herauf, und ich verweilte gern in meiner Stellung. Aber mit Geiſtergewalt ergriff mich der Gedanke: in dieſe Augen werde ich nie mehr ſehen, nicht mehr den Ton dieſer Stimme hören, die mir ſo theuer iſt! In dieſem Augenblicke war mir's auf einmal klar, daß ich bis jetzt mich getäuſcht; daß ich von dir mich nicht trennen konnte, ohne meinem ſüßen Glücke zu entſagen. Und dennoch vermocht ich es. Du ſchied'ſt und ich ſah dich ſcheiden und zeigte dir nicht, daß du den Inhalt aller meiner Lebensfreuden mit dir weg nahmſt.

Den 11. März.

Meine längſt gewohnte Vorſtellung, daß ich nie glücklich werden würde, ſchien ſich mir aufs Neue zu beſtätigen. Ich war mir's bewußt, daß ich dich liebte, und wenn ich vor kurzer Zeit noch manchmal glaubte, dir theuerer zu ſeyn, als du dir ſelbſt es geſtändeſt, ſo verdrängte ich dieſen Gedanken und nahm mir vor, dich als

Freundin gränzenlos zu lieben. Schon sah ich mich auf immer von dir getrennt; als plötzlich meine Mutter ihrem Plane entsagte, und mir in Z. zu bleiben geboth. Daß ich dir den Eindruck beschreiben könnte, den diese Nachricht auf mich machte! Ich sah es als höhere Fügung an, daß ich in deiner Nähe bleiben sollte, ich gab mich ganz dem süßen Gefühle hin, dich wieder zu sehen. Ich dachte weder an Zukunft, noch Vergangenheit, nur der holden Gegenwart wollte ich leben; nur glücklich seyn, wenn mein Blick dem deinigen begegnete. Und ich war damals glücklich, glaube mir, Geliebter, ich war es. Ich nährte nicht den Wunsch, dir näher zu kommen; ich war versichert, daß du mir gut seyest, mir immer gut bleiben würdest; und mehr forderten damals meine kühnsten Hoffnungen nicht.

Und hier kann ich nicht unterlassen, dir einen Vorfall zu erzählen, obgleich er dir ein Lächeln abgewinnen wird. Wilhelmine, die immer viel über dich mit mir sprach, die besser, als ich selbst, meine Gefühle belauschte, fing auf einmal

an, deiner nicht mehr zu erwähnen; und wenn sie nicht anders konnte, so war eine erzwungene Gleichgültigkeit gegen dich nicht zu verkennen. Ich beobachtete sie eine Zeitlang mit schmerzlicher Aufmerksamkeit; ich glaubte zu erkennen: Wilhelmine liebe dich.

O die gute Seele! unterbrach sich hier die Leserin; auch ich erinnere mich dieses Vorfalles noch und des Opfers, das sie mir bringen wollte. Doch sie selbst erzählt ja die Geschichte.

Sie fuhr zu lesen fort:

Kaum hatte ich diese Idee einmal recht gefaßt, so war auch mein Plan selbst in mir bestimmt. Dein zu werden, hatte ich weder gedacht, noch gewünscht; ich wußte, daß Wilhelminen ein getheiltes Herz nicht glücklich machen würde. Ich kannte dich schon damals genug, um voraus zu sezen, daß dein Wohlwollen gegen mich sehr von meiner Neigung zu dir abhänge; ich beschloß, scheinbar gegen dich zu erkalten, damit es dir leicht würde, mir deine Freundschaft zu entziehen und dein Herz Wilhelminen zu zuwenden. Ich

war lange im Kampfe mit mir ſelbſt; endlich, um mir die Rückkehr unmöglich zu machen, beſchloß ich, mit Wilhelminen zu ſprechen und ihr zu erklären, daß der Antheil, den ich an dir nehme, groß genug ſey, um mich ſehr glücklich zu fühlen, wenn ich dich nur glücklich wiſſe; ſollte dieß Glück auch ganz unabhängig von dem meinigen ſeyn. Sagen konnte ich ihr das nicht, ohne mich zu verrathen; ich ſchrieb ihr alſo und erwartete mit Sehnſucht Wilhelminens Antwort. Aber wie war ich erſtaunt, als ſie ſelbſt lachend zu mir herüber kam, und unter vielen Küſſen mich verſicherte: ſie durchſchaue mich ganz; gerade die Leichtigkeit, mit welcher ich dir zu entſagen ſchiene, beweiſe ihr, daß ich es gar nicht könne. Sie verſicherte mich auf das theuerſte, ſie ſeye dir recht gut, aber ſie liebe dich nicht. Die Urſache ihres Zurückhaltens ſeye vielmehr dieſe: ſie habe bemerkt, daß ich mich einer Leidenſchaft überlaſſe, deren Folgen vielleicht für mich traurig ſeyn könnten; ſie habe verſuchen wollen, mich zu heilen, indem ſie dieſer Leiden-

ſchaft keine Nahrung mehr reiche. Nunmehr ſehe ſie aber, daß dieß ein vergebliches Unternehmen ſeye; denn ich müſſe ſchon ſehr weit vorgerückt ſeyn, um auf einen ſolchen Gedanken zu kommen. Und das alles ſagte ſie unter Scherz und Lachen.

Jezt war ich überzeugt, daß ich mich geirrt hatte, obgleich ich nicht begreifen konnte, wie es möglich iſt, dich nicht zu lieben. Feſter und feſter ſchloß ich dich an mein Herz; ich ſchob den theuern Brudernahmen meinem Gefühle unter; ich lebte gerade in den Tag hinein; immer mit neuen ſüßen Banden fetteteſt du mich an dich; ich dachte nicht mehr an ein Widerſtreben, das, wie ich wohl wußte, vergeblich geweſen wäre. Mit einer gewiſſen Schwärmerey gab ich mich einem Gefühle hin, das ich rein und ſchuldlos im Buſen hegte.

So verſtrich der gröſſere Theil des Sommers in ſeligen Träumen. Immer näher traſt du mir; ich mußte deine Liebe erkennen; ich ehrte dein Schweigen; dein Verhalten war mein Maaßſtab.

Es wußten wir beyde, daß wir beyde uns liebten, und wenn ich auch immer wähnte, dir nie angehören zu dürfen, so waren doch Augenblicke eines undeutlichen Bewußtseyns, da mir die Seligkeit in glänzendem Schimmer erschien, dein zu seyn und dir zu sagen: ich liebe dich über alles. Nun aber hörte ich auf glücklich zu seyn; verschwunden war die Unbefangenheit, die sonst in unserm Umgange herrschte; ich wünschte, ich weiß nicht was? — ich fürchtete alles, weil ich alles hoffte; in leidenschaftlicher Unbehaglichkeit verlebte ich meine Tage; — da flog am Himmel mein schönes Glück hernieder; und an Heinrichs Brust genas ich; und in Heinrichs Armen fand ich die Ewigkeit jenes Glückes.

So, schloß Wilhelmine, hat sie gelebt und geliebt; denn von dieser Zeit an war ihr ganzes Daseyn nur ein Hauch der Liebe.

Und liebst du mich auch so? fragte hier Friedrich leise seine holde Braut.

Wäre es auch eine Liebe, flüsterte Dorethea dem Geliebten entgegen, die nicht so liebte?

Wilhelmine hatte indeſſen ein ſchönes, glänzend weiſes Blatt entfaltet, das beſonders rein und zierlich geſchrieben war. O, ſagte ſie, dieſes Blatt kenne ich wohl, dieſe Dichtung, worin ihre geheime Liebe ſich zuerſt verrieth. Sie las.

## Dora.

Es war ein heiterer Sommertag. Dora war mit ihren Geſchwiſtern in das nahe Wäldchen gegangen. Während die andern Blumen pflückten und Schmetterlinge haſchten, hatte ſie ſich unter die geliebte Buche geſetzt und ihr Auge ſchweifte umher in der fernen Bergkette. Sinnend ruhte es zuletzt am Boden und Dora ſchrieb, ſich ſelber unbewußt, die Züge des theuern Nahmens mit einem Stäbchen in den Sand. Jetzt nahte ſich ihr hüpfend das Schweſterchen und jubelte von ferne ihr entgegen: Sieh, Dora, die ſchönen Blumen. Doch Dora hörte ſie nicht. Da trat die Kleine ihr nahe und fragte ängſtlich: Fehlt dir etwas, gute Schweſter? Sieh doch, wir ſind ja ſo froh.

Und ſie neigte ſich herüber und küßte die geliebte Schweſter, und jetzt bemerkte ſie die Züge, welche Dora mit ſtiller Wehmuth betrachtete. Wie heißt denn das? fragte das Mädchen wieder. Da erſchrak Dora und ſchmerzlich lächelnd verwiſchte ſie die Buchſtaben; Nikon, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, warum kann ich hier ſo leicht deinen Nahmen vertilgen, indeß er in meinem Herzen ſo tief eingegraben iſt, daß keine Zeit ihn verwiſchen kann?

Sie drückte mit Lebhaftigkeit die erſtaunte Schweſter an ihre Bruſt und ging an ihrer Hand zu den andern.

## Nikon.

Den fröhlichen Dichter des Alterthums in der Hand, ſaß nachdenkend der Jüngling. Neben ihm ruhte ſein Pinſel; ein kaum angefangenes Gemälde lag dabey und ſchien um Vollendung den Meiſter an zu ſprechen. Ihm ſchilderte ſein Dichter die Freude einer glücklichen Liebe und Dora's Bild ſtand lebendig vor Nikon's Seele.

Dora! ſeufzte der Jüngling, was würdeſt du fühlen, wüßteſt du, wie ich auf ewig dir mich geweihet? wie ich in dir nur lebe und deine Liebe mich reich machen könnte? So dachte der Jüngling und wandte ſein ſanftes Auge gen Himmel. Da fiel ſein Blick auf die erhabene Ruine, die, von den Strahlen der Abendſonne vergoldet, majeſtätiſch vor ihm ſtand. Ein dunkles Gefühl von Erinnerung und Ahndung ergriff Nikon's Seele. Er raffte ſich auf und folgte dem Zuge ſeines Herzens; es führte ihn Dora entgegen.

## Beyde.

Von der drückenden Hize des Tages ermattet, war Dora in dem Schatten ihrer Buche eingeſchlafen. Die glühenden Strahlen der untergehenden Sonne glänzten über den Aehren der nahen Fluren und rötheten die Wangen des ſchlafenden Mädchens. Die ganze Natur ſchien in eine zarte Melodie aufgelöſ't.

Da nahte ſich Nikon, und angezaubert blieb er ſtehen, als er die ſtill Geliebte erblickte. Eine

unnennbare Heiterkeit war über ihr Gesicht ergossen; es war, als scheute sie eine himmlische Erscheinung. Mächtige Sehnsucht zog den Jüngling zu ihr hin; seine schüchterne Liebe erlaubte ihm nicht, sich zu nahen. Leise trat er zurück, das holde Mädchen bey seinem Erwachen zu belauschen.

Ein sanftes Lächeln flog über ihre Lippen und sie erwachte.

Nikon, rief sie mit dem Ausdruck der innigsten Liebe; Nikon, war nur ein Traum deine liebliche Erscheinung? Bleibt meiner Sehnsucht nur dein schwankend ungewisses Bild? — O, daß du ahnden könntest, wie mein Herz so ganz dir angehört.

Langsam erhob sich Dora; da erblickte sie den glücklichen Nikon, an die Buche gelehnt, der Sprache nicht mächtig. Ueberrascht und zitternd stand sie. Doch er eilte hinzu und umfaßte das bebende Mädchen, das die glühenden Wangen verbarg an seinem klopfenden Busen. Dora, sagte er leise; da blickte sie auf und sah in die klaren,

ſeelenvollen Augen des Jünglings, die mit Liebe auf ihr ruheten, und gern begegneten ihre Lippen den ſeinigen.

Noch einen Blick warf auf die Glücklichen die ſcheidende Sonne, und von röthlichem Schimmer umfloſſen, ſtanden ſie.

---

Welche Reinheit, welche Einfalt und Natürlichkeit der Empfindung! riefen alle, da Wilhelmine endete.

Nachdem aber dieſe, eine Weile inne haltend, hier und da einen Blick in die nun folgenden Blätter gethan hatte, die ſie in ihrer Hand hielt, ſo ſagte ſie:

Was jenes erſte Fragment aus ihrem Tagebuche gleichſam unter Einen Blick zuſammen ſtellt, davon, ſcheint es, handeln nun im Einzelnen die folgenden Blätter; vorerſt hier nur, wie auch einige Zeilen von des Bruders Hand bemerken, die Blätter, die vor jener entſcheidenden Stunde geſchrieben ſind, bevor ihre Lippen noch den

Bund bekräftigten, den lange ſchon ihre Seelen geſchloſſen hatten. Sie lat.

B. den 19. Sept. 18..

Daß Sie ſo bald wieder gingen; — ich wußte es vorher, ich weiß es immer; und doch, wenn Sie nun wirklich fort ſind, ich vergebens auf den Ton Ihrer Stimme lauſche, vergebens nach Ihnen blicke, weder im Hauſe noch im Garten Sie mehr ſehe, ſo erſchrecke ich, als wenn unvorbereitet ein recht widriges Geſchick mich ereilte; mir iſt's, als ſollte es nicht ſo ſeyn, als müßte ich immer Sie und nur Sie ſehen. Und darum wundern Sie ſich nicht, daß ich heute ſchon für Sie ſchreibe; gern will ich den Vorwurf tragen, zu pünctlich zu ſeyn. Werden Sie mir ihn wohl machen?

Ich habe vergeſſen, Ihnen den kleinen Aufſatz zurück zu geben, der Ihnen Freude zu machen ſcheint. Sie finden ihn hier beygefügt. Gern hätte ich Ihr Urtheil darüber gehört, gern von Ihnen erfahren, welchen Eindruck das Leſen

dieſer Kleinigkeit auf Sie machte. Ich kann mir denken, daß es Sie faſt befremden muſte: erſtlich die Beziehung, die Sie darin finden muſten, und dann daß ich den Aufſaz Ihnen zu leſen gab. Ich geſtehe es gern mir ſelbſt und auch Ihnen, daß das Bild meines Freundes meine ganze Seele anfüllt und feſt verwebt iſt mit allen meinen Gedanken, ſo daß ich, ohne es ſelbſt zu wollen, dieſes theure Bild übertrage auf alles, was mich umgibt. So hat jede freundliche Erſcheinung Heinrichs Züge, ſo dachte ich mir, ohne es zu denken, in Rifen, Heinrich, — und ohne mein Wollen entſchlüpften, ſo wie das Ganze, meiner Feder einige Aehnlichkeiten, die ich erſt beym Durchleſen bemerkte und die nachher das kleine Fragment mir unendlich werth machten.

Den 24ſten September.

Ich erſtaune oft über die Einförmigkeit meines täglichen Lebens, und mehr noch, daß dieſes einförmige Leben mir gefällt, keinen Wunſch nach irgend einer Veränderung aufkommen läßt. Wie

heute iſt, war geſtern, wird morgen ſeyn; ein Tag bietet dem andern friedlich die Hand, und ſo verfliegen Wochen, Monate, Jahre faſt, und ich empfinde es kaum, daß ſie vorüber ſind. Nur jetzt muß ich zu meinem großen Leide bemerken, daß die ſchöne Sommerzeit zu Ende iſt; der anhaltende Regen und die trübe Phyſiognomie des Himmels erinnern mich zu ſtark daran. Es war eine ſchöne Zeit, — ja ich kann ſagen, es war der ſchönſte Sommer, den ich je verlebte, der erſte ſchöne, und mir darum der Frühling-Sommer. Lebte ich wirklich die Stunde ſchon, die ich vor einiger Zeit bey unſerm Frageſpiel errathen mußte, dann ſchlug ſie mir dieſen Sommer; er hatte der ſchönen Stunden ſo viele für mich. Und nun kommt der Winter mit ſeiner kalten Hand und drückt mich nieder; — aber ich will nicht, wie Jean Paul ſagt, vor ihm nieder ſinken und erſtarren, ſondern kühn mich über ihn erheben.

Es war geſtern noch ein ſchöner Abend und ich genoß ihn auch recht in ſeiner Herrlichkeit.

Wilhelmine iſt in H.: ich war ganz allein im Garten, ſah erſt die Sonne untergehen; dann, wie es anfing düſter zu werden, und das Glühroth ſich nach und nach verwiſchte, ein Sternchen nach dem andern hervor treten. Das iſt mir immer der liebſte Augenblick, dieſes Uebergehen von dem Tage zur Nacht, und geſtern fand ich dieſen Anblick doppelt ſchön. Ich hatte kurz vorher geleſen, was ich nun wirklich ſah: „die Sonne, die nur noch als ein kleiner Stern zwiſchen den Bäumen des fernen Waldes hervor glühete, nochmals ſcheidend mit glänzenden Strahlen empor leuchtete, dann plötzlich ganz hinunter ſank.“ Immer düſterer ward es um mich; aber in mir nicht; ich konnte mit einem fröhlichen Geſichte hinauf ſehen — ich dachte nichts, ich fühlte nichts, oder vielmehr Ein Gedanke hob alle übrige auf. Ich bin gewiß, mein Freund hat ſich, wie ich, gefreut über den ſchönen Abend, den Abſchiedsgruß der ſcheidenden Jahreszeit; hat vielleicht in demſelben Augenblicke meiner gedacht,

als mein ganzes Wesen ihm traulichen Gruß both; es ist so schön dieses Begegnen!

Den 1sten October.

Da liegt sie nun vor mir, die lange erwartete, gehoffte, gefürchtete Antwort meiner Schwester, und ich stehe schwankend zwischen Trauer und Freude. In einem Zeitraume von drey Wochen verläßt sie wahrscheinlich Deutschland, vielleicht auf fünf bis sechs Jahre. Dadurch bin ich über mein Hierbleiben nun völlig beruhigt: meine Schwester billigt es ganz, obwohl sie mir einen sehr bittern Vorwurf macht: „daß ich auch nicht einmal den Wunsch äußerte bey ihr zu leben: daß sie, die mich über alles liebe, dem, was mich an Z. bindet, nicht das Gleichgewicht halten könne.“ Alles das darf meine Schwester mir sagen, und ich? — ich schweige; denn was ich auch antworten könnte, würde ihr nicht genügen, weil ich überhaupt mir nicht genau erklären kann, warum ich jetzt bleiben muß, da ich ehedem so lebhaft fühlte: ich muß gehen. Sollten die bey-

den widersprechenden Beweggründe wohl sehr verschieden seyn? —

Und nun aber, wenn ich überdenke, was ich verliere, schaudere ich. Dann stehe ich ganz allein. Ihr glücklichen Menschen, die ihr Brüder, Schwestern, Mütter habt, ihr könnt es nicht fühlen, was es heißt, los gerissen seyn von jedem Bande, das an die Unsrigen uns knüpfte! — In wie mancher trüben Stunde rief es laut in mir: jetzt eine mütterliche Freundin, in deren Busen ich meinen Schmerz ausweinen kann! und von meiner frühen Jugend an war dieser Trost mir versagt. Ich brauche Ihnen, mein geliebter Freund, nicht zu wiederhohlen, wie ich schon in den Jahren meiner Kindheit recht unglücklich war. Alles das wissen Sie; auch das, daß seit einigen Jahren meine Schwester an die Stelle der Mutter getreten war und daß ich auf diese Schwester alle meine Liebe übertrug. Und jetzt soll ich sie verlieren, wenn auch nicht auf immer, doch auf lange Zeit. Die weite Entfernung (Italien oder Petersburg) stört unsern bis-

her so treue fortgesetzten Briefwechsel; kurz, mir droht ein Verlust, den zu tragen, ich viele Stärke aufbiethen muß. Ist es doch, als mißgönne mir mein Schicksal das Glück, zu gleicher Zeit eine Schwester, eine Freundin und einen theuern Freund zu besitzen. Kaum habe ich diesen gefunden, so muß ich die Schwester verlieren! Uebermüthig wäre ich nicht geworden, gewiß nicht; nur dankbar und froh, und beyde hätte ich lieben können, beyde über alles!

Ich schreibe diesem Freunde: aber eben diesem nur darf ich sagen, was nur für den Freund, den Einzigen, ist. Es ist in der ganzen Ausdehnung des Wortes das erste Blatt, das aus meinem Herzen kommt und das, wie ich wünsche, zum Herzen eines andern übergeht. Zwar, nein, Heinrich ist mir kein Anderer, er ist mir, wenn auch nicht ich selbst, doch der beste Theil meines Ichs so fest verwebt mit ihm, daß ich uns beyde fast nicht mehr unterscheiden kann. Ich sehe jetzt ein Lächeln auf Heinrichs Gesicht, das mir eben nicht Beyfall zuwinkt; aber ich glaube,

ich könnte dennoch wiederhohlen, was ich gesagt habe.

Durch eine leicht zu erklärende Ideenverbindung, denke ich jezt an Siebenkäs. Ihnen sagen wollen, wie sehr ich mich darüber gefreut, wäre wohl unnöthig. Es ist schön, daß ich den Genuß, welchen mir dies interessante Buch gewährte, wieder Ihnen danken kann, mein Freund; denn ohne Ihr Vermerk hätte ich die Blumenstücke nicht gelesen.

Der erste Theil, ich gestehe es, befriedigte meine Erwartung nicht ganz; hingegen der zweyte und dritte Band übertrafen sie. Wie originell die Freundschaft zwischen Firmian und Heinrich! Wie treffend das herrliche Gemälde von Firmian's häuslichem Leben, wie man mit ihm trauern muß! Wohl hat es Jean Paul in seiner Gewalt, seine Leser fühlen zu lassen, was er gerade will; gern folgt man ihm, läßt sich heben und, wenn er will, springt man ihm den Salto mortale nach, den er oft von den schönsten Höhen herab ins gemeine Leben thut. Mit den armen Weibern geht er

doch ein bischen zu hart um, sogar die schöne Zeichnung Nataliens kann mich nicht ganz mit ihm aussöhnen. So wahr und treffend leider die meisten satyrischen Bemerkungen über unser Geschlecht sind, so scheint es mir doch, er betrachtet die Weiber zu einseitig, und läßt ihnen sehr oft nicht Gerechtigkeit wiederfahren. Wäre ich nicht selbst Weib, ich würde wohl manches darüber sagen; aber so geht es nicht; auch der Mann kann das nicht, er kann nicht eingehen in die leisen Regungen eines weiblichen Herzens; es sollte ein drittes darüber urtheilen, nicht Mann, nicht Weib, nicht Mensch überhaupt; oder vielmehr alles zugleich, um die beyderseitigen Gefühle zu kennen.

Ueber Lenelten habe ich mich sehr geärgert; aber es gibt solche Menschen, die ewig schwanken zwischen Etwas und Nichts, und denjenigen, die nur Eines von beyden sind, das Leben zur Tortur-Kammer machen. Auch mit Natalien bin ich nicht ganz zufrieden; sie scheint mir ein wenig unnatürlich, obgleich sie ungemein anzieht.

Aber wie herrlich die beyden Freunde! ich schwankte, welchem der Vorzug einzuräumen; — in Bayreuth mußte endlich Firmian im Schatten stehen und Heinrich überweg — auch da.

Nun aber für heute genug, — fast zu viel. — Ich freue mich unbeschreiblich, wenn ich von Heinrich einmal ein Blatt in Händen halte! Lebe wohl.

Den 6ten October.

Ich habe gelesen und mehr als einmal gelesen, die lieben Blätter. Meinen herzlichsten Dank dafür! Daß mir es doch möglich wäre, Ihnen eine gleiche Freude zu machen. Doch kann ich manchmal daran ganz verzweifeln; so wie wieder Augenblicke sind, da ich mir schmeichele, durch Zeilen von meiner Hand meinem Freunke den Genuß zu vergelten, den er mir bereitete.

Sie wünschen mich allein zu sprechen; wenn mir es einiger Maaßen möglich ist, so geschieht es morgen oder übermorgen. Was aber könnten

Sie mir zu sagen haben, das Sie dem Papiere nicht anvertrauen dürften? Mit Bangigkeit erwarte ich die mir so erwünschte Stunde. Wundern Sie sich darüber nicht, lieber Heinrich, — darf ich so sagen? — aber ich setze so wenig Vertrauen in mein gutes Glück, daß es mich erschreckt, wenn nur die Rede von etwas ist, das damit in Verbindung steht. Und was kann wohl meinem Lebensglücke näher liegen, als alles, was Dich betrifft?

Den 9ten October.

Du gehst — und mit einem Herzen voll Seligkeit blicke ich dir nach und auf zum Himmel und bin unaussprechlich glücklich durch Dich, mein Geliebter, mein Freund. Sie sind nun erfüllt, meine leisesten Wünsche, meine schönsten Hoffnungen. Ich kann es kaum denken. Noch vor drey Tagen, wie zagte ich! Du findest auf diesem Blatte die Bestätigung, wie mir immer das Geständniß vorschwebte: ich liebe dich über alles und ewig! Wie ich es nicht aussprechen konnte

und doch alles, was ich schrieb, nur einzig darauf sich bezog. Das ist nun vorüber, und wohl mir, daß es vorüber ist! Dieses Schwanken, dieses Spannen — ich hätte nicht länger mehr es tragen können. Nun aber darf ich mit Dir reden, wie ich im Geiste längst schon mit Dir sprach, nun darf ich wiederhohlen, so oft ich nur will, wie du ungetheilt mein ganzes Herz besitzest; wie ich im Genuß einer frohen ruhigen Gegenwart einer schönen Zukunft entgegen sehe — einer Zukunft, die mich so reich machen wird; wie ich hoffe, dich recht glücklich zu sehen, und wie die Vorstellung, daß du durch mich es wirst, mich jetzt schon beseligt.

Hier konnte Friedrich sich nicht enthalten aus zu rufen: Wie herrlich! das klingt ganz wie Idyllen aus einer glücklichen Unschuldswelt!

Wilhelmine aber fuhr fort zu lesen.

Den 8ten April des folgenden Jahres.

Jene Blätter, die ich Dir vor der entscheidenden Stunde schrieb, sagst Du, freuen Dich

immer sehr; Du hast auf mein Verlangen mir sie geschickt, und ich habe mit Erstaunen und Vergnügen zugleich gefunden, wie fast jede Zeile meine Liebe zu Dir aussprach. Das glaubte ich nun damals nicht. Dem Freunde, dachte ich immer, muß ich sagen, daß er vor allen mir theuer ist. Würde er sonst mein Freund seyn? Und darf ich den Freund, der mir mit ganzer Seele angehört, nicht über alles lieben? So urtheilte ich, und unter dieser Aegide enthüllte ich Dir mein ganzes, innerstes Wesen.

Den 10ten April.

Ich sage Dir, Geliebter, die geheimsten Gedanken meiner Seele; darum darf ich einen Dir nicht verschweigen, der sich mir aufdrängte, den ich verbannte, der aber doch mir manchmal schmerzlich durch die Seele geht. Zürne aber nicht mit mir; ich fühle es wohl, es war Unrecht, was ich dachte, aber ich will gern mein Unrecht Dir gestehen. —

Als Wilhelmine neulich so leicht und schnell

die Einwilligung ihrer Aeltern zu ihrer Verbindung erhielt und ich überdachte, wie das deinen Bruder freuen müßte; da wünschte ich — einen Augenblick nur — du möchtest mich nicht lieben, mich nicht gefunden haben. Denn, dachte ich, du würdest gewiß ein Mädchen gefunden haben, die deiner Liebe werth gewesen wäre, die sich mit ganzer Seele dir geschenkt hätte, — und zu deren Besitz du ohne Kampf, ohne Entsagung gelangt wärest.

Vergieb mir, Heinrich, es war nur ein augenblickliches Gefühl, erregt durch die Vergleichung der Verschiedenheit zwischen deines Bruders so leicht erfüllten Wünschen und den deinigen, an deren Erfüllung du, wenn nicht zweifeln mußt, doch wenigstens lange zu warten gezwungen bist. Und das kann ich oft kaum ertragen, daß du, — ich möchte fast sagen — flehen mußt um meinen Besitz. Meiner gedenke ich dabey nicht; denn um deinetwillen würde ich alles ertragen und alles leiden, nur müßtest du nicht mit leiden. Glaube mir, es macht mich recht traurig,

wenn ich das alles überdenke. Warum bin ich nicht auch die Tochter hier aus dem Hause? Warum muß ich einen Nahmen führen, der sich zwischen mich und mein Glück drängt! — Um mir den ruhigen Genuß meiner Seligkeit zu erschweren? — Ich kann deine Liebe, mein Heinrich, nicht missen; ich kann nicht ohne dich froh seyn; ich habe mich dir auf ewig hingegeben. Zweifelst du an der Innigkeit meiner Liebe, weil ich wünschen konnte, du möchtest mich nicht gefunden haben? Ich weiß und fühle es, es war zum mindesten Schwäche, daß ich das wünschen konnte; aber diese Schwäche sogar sauß dir Beweis seyn, wie ich über dir mich selbst vergesse, wie du mir Alles bist, du Geliebter.

Den 26sten Julius.

Der Abend war gestern nach langer Zeit wieder recht schön; und als ich aufgehört hatte dir zu schreiben, konnte und mochte ich der Stimme nicht widerstehen, die mich spät noch in den Garten trieb und ich genoß da ein paar köstliche

Minuten. Du weißt, daß Gerüche über meine Imagination am meisten vermögen, mehr fast als Bilder und wirkliche Gestalten; und nun stand mit einem Male der vorige Sommer mit allen seinen Düften vor mir. Es war eine schöne Zeit, Heinrich; ich bin seit dem unaussprechlich glücklich geworden; aber immer noch tönen in meinem Innern die Melodien jener schönen Vergangenheit, und wenn der Einklang meines jetzigen Lebens mich nun entzückt, so freue ich mich dennoch ganz stille jener unbestimmten, schwebenden Töne, die wie Aeolsharfengesang meine Seele durchzitterten. Lächle nicht, mein Freund, über diese Vergleichung; ich wüßte dir aber nicht deutlicher meine damalige Stimmung zu schildern. Gewiß damals lauschte ich den geheimnißvollen Accorden der Aeolsharfe, jetzt musicirt mir die ganze Natur mit ihren tausendstimmigen Chören, und mein ganzes Leben ist eine Symphonie, und wie die Kinder von dem größten Lärm nicht betäubt werden, sobald sie selbst mit dazu beytragen, so kann auch ich die rauschende Musik wohl ertragen, ob-

gleich mein geistiges Ohr sonst nur an leise, ferne Klänge gewöhnt war. Jetzt singe ich selbst die erste Stimme in jenem Concert. Ich bin heute in besonders glücklicher Stimmung, wie du finden wirst. Und der Grund? die holde Erwartung; ja diese ist es, die mich so froh macht, und daß doch schon der Morgen vorüber wäre, damit die noch schönere Erfüllung mir den Freund entgegen führe.

Den 12ten August.

Es läutet in die Kirche. Heute vor acht Tagen ging ich mit frohem Muthe auch dahin, denn ich hoffte bey meiner Zurückkunft den Geliebten, meiner wartend, zu finden; und wie schön mein Hoffen erfüllt wurde, weißt du am besten. Und heute? Heute darf ich gar nichts hoffen, kann dir nur mit kalten, todten Buchstaben schreiben, wie ich dich unaussprechlich liebe, und wie diese Liebe meines ganzen Wesens sich bemächtigt hat, so daß ich nur durch sie lebe. Ob es wohl recht sey, ein einziges Gefühl über uns herrschen zu lassen? fragtest

du neulich. Ob es recht sey, daß wir uns, wir allein so Alles sind?

Ich habe seit dem mehrere Male diese Rede bey mir wiederhohlt. Mein Herz, mein ganzes Gefühl sagt mir; es ist recht. Seit ich dich mit vollem Bewußtseyn liebe, mein Heinrich, seit dem bin ich gewiß besser geworden; ja ich darf wohl sagen, ich bin frömmer geworden. Mit doppeltem Dankgefühle bethe ich die Gottheit an, die dich mir schenkte. Ich liebe meinen Gott mehr, denn ich liebe dich in ihm, wie ich ihn in Dir liebe; du bist mir nur sein verkörpertes Bild auf der Erde. Du darfst hierüber nicht schelten, Lieber. Ich fasse es leicht, wie du ganz verschieden hier denkst und fühlest. Aber laß mir meinen lieben Glauben; er hat ja nichts Verderbliches; kann ich die Gottheit schöner verehren, als wenn ich ihr schönstes Werk anbethe? — Was bleibt mir dann sonst übrig, wenn ich in seinen Werken, in seinem Wirken den Gott nicht anbethen darf, den ich nur dadurch begreife? Ich kann vor dem Unbegreiflichen demüthig nieder knieen, aber

lieben kann ich nur den Gott, den ich schaue. — Bedenke, daß es ein Weib iſt, das dieß ſchreibt, und man ſagt: wir Weiber müſſen immer etwas Gewiſſes, Wirkliches haben, auf welches wir unſere Gefühle übertragen. Dein Herz, mein Heinrich, iſt der Altar, wo ich mein ganzes Seyn erſternd nieder lege, und ein freundlicher Blick aus deinen lieben Augen iſt mir das Zeichen, daß du die kleine Gabe nicht verſchmäheſt.

Den 16ten Auguſt.

Ich ſchreibe dir, mein geliebter Freund, am ungewöhnlichen Tage und zu noch ungewöhnlicherer Stunde; denn es iſt neun Uhr Abends, die andern ſind nahe daran, zu Bette zu gehen, deine Luiſe dagegen freut ſich, noch eine Stunde dem innig Geliebten ſchenken zu dürfen. Und ſo laß mich denn dir ſagen, welche groſe Freude dein Brief mir gewährte. Dir ſagen wollen, daß er von allen mich am meiſten freute, hieße nur wiederhohlen, was ich dir bey jedem letzten Briefe ſagte; aber dennoch muß ich es wie-

derhehlen: ich meine, wie dieser hat mir noch keiner zum Herzen und in die Seele gesprochen, besonders das Blatt vom Sametage. Mir kommt es vor, als übersehe ich jetzt zum ersten Male ganz mit Einem Blicke, was du bist, was du noch einst werden wirst. Neu ist mir diese Ansicht zwar nicht; denn seit ich dich kenne, habe ich dich auch erkannt, und fremd ist mir keines Wegs dein Streben nach deinem hohen Zwecke. Nur so mit Einem Male überblickt habe ich dich noch nie; was ich bis jetzt nur zerstreut und stückweise anschaute, hast du mir nun, wie unter einen Brennspiegel, concentrirt und klar dargestellt; und eben diese Klarheit, womit du dich ausdrückst, ist mir der unläugbare Beweis, wie du dich deutlich deines Strebens bewußt bist, wie du mit hellem Blicke dein Leben und Wirken überschaust. Und, o wie glücklich macht es mich, denken zu dürfen, hoffen zu dürfen, einst Hand in Hand mit dir, Geliebter, durch dich gehoben, deinem schönen Ziele näher zu kommen. Heinrich, ich möchte deine eigenen Worte zu

den meinigen machen und dir sagen: „daß du mich in eben dem Grade achtest, wie du mich liebst, ist mein einziger Stolz.“ Auch deine Liebe, mein Freund, wirst oft einen Heiligenschein um deine Freundin, den ein nüchternes Auge wohl vergeblich aufsuchen möchte. „Das Beste an mir ist mein Wissen von dir und dem, was du bist“, sagt Jacobi und spricht dadurch ganz meine innere Ueberzeugung aus. Aber eben weil ich weiß, was du bist, darum habe ich Muth zu hoffen, durch dich selbst dir näher zu kommen. Es ist ein stolzer Gedanke, der mir oft schon in Augenblicken des hellern Bewußtseyns vorschwebte: wenn ich, mit dir einen und denselben Weg wandelnd, mich meinem höchsten Ziele nahe, so wie du dem deinigen; wenn du Vollkommenheit, als Mann, zu erlangen dich bestrebest, während ich jener Gränze entgegen eile, die so weislich um den Wirkungskreis des Weibes gezogen ist, jene Gränze, die so nah zu liegen scheint, und welche dennoch ganz zu erreichen ein Menschenleben kaum hinreichend ist; — Hein-

rich, wenn wir dann beyde stehen an dem Scheidewege unseres Lebens, du den weiten offenen Blick in die Unendlichkeit gerichtet, ich versenkt im Schauen deines Werthes, und nur durch dich Unendlichkeit, Ewigkeit ahndend, vielleicht begreifend; — stellen wir dann nicht die Menschheit in schönem Bilde dar? geben wir nicht denen, die uns verstehen, ein schönes Beyspiel, was fester Wille und ernste Kraft vermögen? — Doch ich schwärme; ich hätte, als Weib, dies nicht schreiben sollen, wenigstens nicht so. Denke dir also, mein Freund, dein Louis habe es geschrieben, in einem Augenblicke geschrieben, da die Ueberzeugung, daß du ihm Freund bist, sein ganzes Wesen geeigert, und seine Brust mit stolzen Ahndungen gefüllt hat. O, ich bin in diesem Moment so selig, so stolz und so demüthig! Gewiß, Heinrich, ich liege im Geiste oft auf den Knieen vor dir, und weiß es nicht zu trennen, ob ich die Gottheit anbethe, die dich schuf, oder dich, der du mir einen ewigen Himmel im Herzen geschaffen hast. Dieses Herz, mit seinem

Gotte, wie es dein eigen iſt, weiſt du ja; es ſchlägt nur dir. Wenn ich mir ſo recht lebendig denke, wie wir beyde Eines ſind, dieſes doppelte Bewußtſeyn, mich in dir und in mir ſelbſt zu wiſſen; — wer kann dem nahmenloſen Gefühle einen Nahmen geben? wer das Unbeſchreibliche beſchreiben?

Kannſt du ſelber nicht empfinden
In dem Herzen ſolche Triebe,
Wird kein anderer dir verkünden,
Was dir Deutung ſey der Liebe
Nur im Herzens Grunde
Findſt du dieſe Kunde.

Kennſt du dieſe Stelle, mein Heinrich? und findeſt du ſie wahr, dieſe deine Worte?

Doch, ſieh, ſchon eine geraume Zeit ſize ich und plaudere mit dir, und die Urſache, warum ich dir ſo bald ſchreibe, habe ich dir noch nicht geſagt; und ich bin auch jezt nicht geſtimmt, in die ſehr proſaiſche Zergliederung unſeres Verhältniſſes einzugehen. Morgen Abend will ich aber damit anfangen. Laß mir die heutige Stunde;

laß ſie mich ganz ungeſtört von äußern Umſtänden genieſen, ſie ganz blos der Poeſie unſerer Liebe weihen. Ich darf wohl ſo ſagen; denn hat irgend etwas ſeine poetiſche und proſaiſche Seite, ſo iſt es ein Verhältniß, wie das unſrige, und da der ganze Tag vom früheſten Morgen an mir die Proſa in Geſtalt meiner gegenwärtigen Geſchäfte reichlich darbiethet, ſo mag ich gern in der geſtaltloſen Nacht unſere Liebe feſthalten. O wie lobe ich mir die Nacht! Wäre ich Mann und Dichter, ich würde, wie Novalis, die Nacht in Hymnen preiſen. So aber, da ich weder eines bin noch das andere, ſage ich nur dem Freunde ganz leiſe, wie Nachtbegeiſterung meine Begeiſterung iſt; wie ich an der dunkeln Himmelsdecke nicht vergeblich nach dem Unendlichen blicke; aus jedem Sterne, aus jedem Ton der Nachtmelodie der Erde ſpricht Ewigkeit und Liebe mich an. Und dieſe beyden Worte und ihr Sinn ſcheinen mir das Räthſel des Lebens und der Welt und auch zugleich der Schlüſſel zum Räthſel.

Du lächelſt über mich; ich denke mirs wohl,

denn du wirst meinen Brief Nachmittags lesen und unterdessen recht gemächlich verdauen. Aber lies ihn, wo möglich Abends — zum ersten Male — fühle vorher die ganze Stärke deiner Liebe, dann siehe am Fenster und höre und sehe die tausend Melodien und die Bebungen der Blätter (im nahen, drey Schritte langen Nachbargärtchen), dann, Heinrich, wirst du nicht lächeln, sondern bloß über die sechs letzten Zeilen böse werden. Aber sey nicht böse, mein Freund, ich habe dieß von dir ein wenig gelernt, spotten über mich selbst und meine besten Empfindungen, wenn sie so vorgetragen sind, daß andere, z. B. ich, sie schön finden — nicht zanken. Ich gehe jetzt zu Bette, und seit langer Zeit bin ich nicht mit solchem frohen Gefühl schlafen gegangen. Gute Nacht, mein einzig Lieber! Vielleicht schreibst du in diesem Augenblicke der Freundin; vielleicht auch schläfst du schon, — nun so schlafe sanft und möge deine Lulu im Traume dir freundlich erscheinen.

O die große, große Seele, rief hier Guſtav aus; dieſe Gluth des Gefühles, die nahe an Schwärmerey hin gränzt, und dieſer hohe Geiſt, der doch höher iſt, als jedes einzelne Gefühl, und keinem Gedanken ſich gefangen gibt, als dem Einen Gedanken an Gott und die Göttlichkeit der Liebe.

Wohl, ſagte Theobald, wo ſolche Kraft in einem Geiſte waltet, da iſt er frey von jeder Pedanterey des Gefühles und baut ſich nicht von ſchönen Worten und Empfindungen das Zauberſchloß auf, in dem er nun auch wie ein Gebannter regungslos feſt gehalten bleibt.

Nach dieſer kurzen Unterbrechung aber fuhr Wilhelmine zu leſen fort:

Den 23ſten Auguſt.

Ich brachte geſtern faſt den ganzen Tag in Sch. zu; es war gerade ein Jahr, daß ich zum erſten Male mit dir, du Geliebter, jenen Weg ging, damals, als mir die Braut von Meſſina

lasen. Alles das überdachte ich auf dem Wege, und während ich so ging, flog ein gar schöner Schmetterling vor mir her, und setzte sich immer nur einen Schritt vor mir nieder. Du weißt, wie ich manchmal abergläubisch bin. Dieß sollen meine Wünsche bedeuten, dachte ich bey mir selbst, die so glänzend und schön vor mir her schweben und deren Erfüllung ich so nahe bin; ich will doch sehen, ob ich sie erreiche. Aber von Blume zu Blume, von Aehre zu Aehre flatterte der kleine Wicht vor mir her, setzte sich nieder, mit den Flügeln schlagend, ich weiß nicht, ob mich zu locken, oder sich zu kühlen, und wenn ich mich nahte, entfloh er tändelnd. Mit Gewalt zog ich mich von dem Bilde ab, und blieb stehen, bis ich ihn nicht mehr erblicken konnte. Ich lachte über mich selbst, da ich bemerkte, daß dieses Spiel tiefern Eindruck auf mich gemacht hatte, als es recht war. Aber ich konnte kaum von dem Gedanken mich los reißen, den Petrarca so schön ausspricht:

O nostra vita ch'è si bella in vista;
Com' perde agevolmente in un mattino
Quel ch'en molt' anni a gran pena s'acquista.

Aber bin ich nicht kindisch?

Wer sollte denken, bemerkte hier Burkhard, daß dieses Blatt aus derselben Seele hervor gegangen, wie das andere, zuletzt gelesene; ist es doch, als ob dort ein Mann, hier ein Weib spräche!

Aber, fragte Dorothea, was bedeutet denn jene Dichterstelle; denn wir sind nicht alle in fremden Sprachen so erfahren, als unsere vollendete Freundin es gewesen.

Es ist, entgegnete Friedrich, dieß ein sehr ernster Spruch von des Lebens flüchtigem Reize, das so leicht in einem einzigen Morgen verliert, was in vielen Jahren kaum errungen wird. Doch, unterbrach er sich, unsere Freundin hat ein neues Heft entfaltet.

Es sind dieß, versetzte Wilhelmine, jene Blätter, die sie als glückliches Weib für den auf einige Tage von ihr entfernten geliebten Gatten

ſchrieb. Der Freund hat hier Einiges angeſtrichen; ich hebe daher nur dieſes heraus.

Den 29. April.

Die erſte Stunde nach dem Mittageſſen, die ich ehemals immer dir widmete, ſey auch jetzt wieder meinem Heinrich geſchenkt. Sonderbar verwechſelt nur ſind Ort und Umſtände: ich ſchreibe dir da, wo du ſonſt warſt, und du biſt in jenen Gegenden, wo ehemals deine Lulu hauſ'te und nach dir ſich ſehnte. Und jetzt ſehne ich mich auch nach dir, obgleich weit gemüthlicher, als ſonſt; weiß ich doch, daß mein Heinrich bald wiederkehren wird und dann nicht bloß zum Beſuche, ſondern um da zu bleiben.

Geſtern kam ich, vom Winde zerzauſ't, nach Hauſe; las eine Weile im Forſter, kleidete mich aus und ſchrieb dann einen Brief; ich war recht zum Schreiben aufgelegt; als ich fertig war, ſpielte ich eine Weile Guitarre, aß dann zu Nacht, und legte mich ſogleich nieder. Heute habe ich den ganzen Morgen ununterbrochen an

deinen Kragen gearbeitet, die heute fertig werden müssen; es ist so unfreundlich trübes Wetter, ich werde nicht ausgehen.

Den 2ten May.

Ich blieb gestern zu Hause; auch heute regnet es beständig. Früh um fünf Uhr stand ich auf; arbeitete den ganzen Morgen ununterbrochen fort; habe jetzt zu Mittag gegessen und die Bilder des befreyeten Jerusalem gesehen, die mir unser Freund K. geschickt hat. Es sind einige recht schöne darunter. Aus der immer unten angeführten Stelle des Originals und der Französischen Uebersetzung sehe ich ganz deutlich, wie weit diese hinter jenem zurück bleibt. Erstlich ist sie nicht wörtlich und dann oft so prosaisch, daß es wehe thut. Eine Stelle fiel mir besonders auf:

. . . . . tolse il ferro crudo
sovra il diamante de celeste scudo.

Und der Franzose sagt: „die Klinge zerspringt in tausend Splittern auf dem Stahle; doch nein,

der Engel hält ihm seinen göttlichen Schild vor!"

Gestern las ich Petrarca's Lebensbeschreibung, die seinen Reimen vorgedruckt ist; sie gefiel mir gar nicht; Ein trockener Styl! Und Petrarca's Leben ist an sich uninteressant. Sein Verhältniß mit Laura wird kaum berührt; da lobe ich mir unsern Tasso!

Den 3ten May, am Abende.

Wie überraschte und erfreute mich heute dein Brief, du einzig Geliebter! So unerwartet und so lieb! Ich war den ganzen Nachmittag allein und las in deinen Tagebüchern ununterbrochen; lebte ganz in der vergangenen, zauberischen Zeit unserer ersten Liebe; freute mich, das Näherkommen zu verfolgen; theilte nochmals und fühlte die Besorgnisse, die damals uns ängstigten, hatte dich so lieb und sehnte mich unendlich nach dir; — da kam dein Brief spät gegen Abend und machte den schönen Nachmittag doppelt reizend. O du Guter, Herrlicher, rief ich einige Male unwill-

kührlich aus, und Thränen der höchsten Freude standen in meinen Augen, wenn ich deine treue Liebe so recht ausgesprochen fand und deine Güte und dein Sehnen nach der Zeit, da wir uns ganz angehören würden; wenn ich dann um mich blickte und mir sagte: diese Zeit ist nun da und Heinrich ganz mein, und ich bin sein glückliches Weib! O du Geliebter, welch ein süßes Bewußtseyn!

Den 6ten May.

Du wirst dich wundern, wie fleißig indessen deine Luise gewesen, vielleicht auch ein bischen zanken, daß ich sogar nicht ausging; aber ich habe ja niemand, der mit mir spazieren geht, und Besuche machen, aus einer Stube in die andere wandern, wo ich Langeweile habe, statt daß ich zu Hause mich angenehm beschäftigen kann, dieß kann meiner Gesundheit wenig frommen. Es dauert ja nicht lange. Bist du erst wieder da, dann geht's über Stock und Stein; auch war bisher das Wetter schlecht. Addio, für heute, mein liebes Herz.

Den 7ten May.

Nur zwey Worte für jetzt, denn ich will zu K. gehen, wo ich seit deiner Abwesenheit nur ein Mal war. Ich bin wohl und vergnügt, denn heute ist hoffentlich der letzte Tag, den ich ohne dich zubringe. Morgen, morgen, ruft es mit süßer Stimme in mir, morgen!

Wilhelmine faltete das Heft zusammen.

So, sagte Clara, war sie auch bey uns unermüdlich thätig; nie habe ich sie unbeschäftigt gesehen, und überall wußte sie dem Nützlichen das Schöne bey zu gesellen.

Wilhelmine hatte indessen in einem andern Hefte geblättert, von dem sie mit feuchtem Blicke die Augen weg wandte. Zuletzt schon, sagte sie, ist mir das Lesen schwer gefallen; aber die wenigen Worte vollends, die mir eben begegneten, brechen mir das Herz. Lesen Sie, die Todtenfeyer muß beendet werden; wir müssen alle ganz erkennen, was unser Freund, was wir alle mit ihm verloren haben. Lesen Sie, lieber Theobald, und vertreten Sie meine Stelle.

Theobald rückte mit seinem Sitze dem Tische näher, und nachdem er die Schriften ergriffen hatte, trocknete er eine Thräne ab; dann begann er also zu lesen:

Wenn alle Menschen von Zeit zu Zeit ihre guten Gedanken nieder schrieben — und welcher Mensch hat deren nicht von Zeit zu Zeit? — es müßte manches Schöne an den Tag kommen, das jetzt nur Eine Seele freut, die, welche es denkt.

Dieß ist ein guter Gedanke und darum schreibe ich ihn auf.

---

Es ist nicht bloß das reine Wohlgefallen am Schönen, was mir unsere Dichter so lieb macht, sie sind mir oft wahre Helfer in der Noth. Da ist so manche Empfindung, für die ich vergeblich Worte suchen würde, stünden nicht in schöner, mannigfaltiger Reihe die Poeten da, und reichten mir den vollen Strauß ihrer Gedanken und Gefühle dar.

---

Worauf gründet sich wohl der so allgemeine Volksglaube, daß Kinder, welche sehr frühe entschiedene Geistesanlagen zeigen, nicht lange leben werden? — Sollte wohl in dem Menschen das dunkle Gefühl liegen: das Beste, Schönste gehört dieser Welt nicht an? — Warst du denn auch zu gut für unsere Erde, daß du so frühe sie verließest, du kleiner Engel?

O Mutterherz! sagte Clara.

---

Diese Blätter können und sollen mir zeigen, was ich gedacht und wie ich es gedacht habe. Sie werden zu verschiedener Zeit, in verschiedenen Stimmungen geschrieben, sind nur für mich bestimmt oder für Heinrich, was einerley ist. Hätte ich eine Freundin, dieser würde ich sie mit theilen. Meine Forderungen an eine Freundin heben fast zugleich die Möglichkeit ihrer Existenz auf. Sie soll nicht nur mit meinen Gefühlen übereinstimmen, oder vielmehr zusammenstimmen; sie muß auch alles wissen, was ich weiß: meine Lectüre muß die ihrige seyn; sie muß einen

von mir bloß angedeuteten Gedanken ausführen können, ganz in meinem Sinne; in unsere Mittheilungen dürfte die Idee einer Erörterung oder Erklärung nicht kommen; denn durch diese wird der schöne Farbenstaub des Schmetterlingsflügels verwischt; alle Harmonie ist verloren. — Solche Freundinnen gibt es nicht; schön ist es daher, daß mein Freund meine Freundin ist.

In diesem hohen Sinne freylich, sagte Friedrich, kann jeder Freund nur Eine Freundin, jede Freundin nur Einen Freund haben.

Und sollst auch du gewiß immer mehr meine liebe Freundin werden, fügte Dorothea hinzu.

---

Es gibt eine ewige Freude und einen ewigen Schmerz, sollten beyde vereint nicht die ewige Liebe seyn?

---

Immer auffallender wird mir die Aehnlichkeit zwischen Jean Paul und Beethoven. Beyde überlassen sich oft nur zu sehr ihrer ungezügelten Phantasie; beyde wissen auf eine überraschende

Mit die erregte Erwartung zu täuschen, oder irre zu führen; denn fast mit Gewißheit kann man denken, am Ende etwas von dem ganz Verschiedenes zu finden, was zu erwarten uns doch die ganze Anlage zu berechtigen schien. In Beethovens Compositionen finde ich die Gärten von Lilar, und in diesen, möchte ich sagen, spiegeln sich Jean Pauls Werke. Wie tritt man nicht oft aus den freundlichen Umgebungen plötzlich an den schwarzen Eingang des Tartarus; wir glauben noch die zauberischen Töne des Flöten-Adagio's zu hören, aber schon umgibt uns grause Nacht. So Beethoven. — Und sind nicht sogar Jean Pauls eingestreute Extra-Blättchen Beethovens witzige Scherzi?

---

So möchte ich den prächtigen Mozard Schillern vergleichen. Und athmet nicht in Paers Compositionen ein Geist südlicher Poesie, der in August Wilhelm Schlegels Poesien mich so anspricht? Es liebe diese Parallele sich noch weiter ausführen. Göthe habe ich nur nicht finden können.

Sollte wohl die Musik einen zu einseitigen Character haben? oder vielmehr bey einem jeden Compositeur sich nur auf Eine Weise äußern? Göthe umfaßt die ganze Welt und stellt sie dar, nicht auf seine Weise, sondern je nachdem sie sich gerade seinem Geiste offenbaret; — in unendlich verschiedenen Nüanzen.

Und Novalis? — Für ihn habe ich noch keinen Ton gefunden; vielleicht existirt eine begeisterte, hohe, sanfte Kirchenmusik, die an sein Gemüth mich erinnern könnte.

Friedrich Heinrich Jacobi erscheint mir als der Uebergang oder vielmehr die Verbindung zwischen Philosophie und Poesie. Er kann beydes nicht trennen und ist für mich oft zu philosophisch in seiner Darstellung. So wie sein Allwill hat mich jedoch nicht leicht etwas erfreut, und wie wird er mich jetzt wieder erfreuen, wenn ich ihn mit Heinrich lese.

---

Einzelne Gegenstände, die als Denkmahle irgend einer ewigen Erinnerung stehen, wie viele

habe ich deren nicht? So steht der feste Thurm auf dem St....berge mir als Zeichen einer unvergänglichen Freude; so weiß ich eine Reihe Pappelbäume, die Gränze eines nie versiegenden Schmerzes. Warum dort Steine? und hier Bäume?

O, sagte Wilhelmine zu den Freunden, die bey dieser Stelle sie fragend anblickten, dort begegnete sie ja zuerst dem Freunde ihrer Seele, und hier bey den Pappelbäumen, die über die Mauern des Friedhofes empor ragen, ruhet ihr nach dem Vater benannter Liebling.

Theobald aber las nach dieser Erläuterung weiter.

Univ.-Bibl. München

---

Jede weiße Rose haucht mir den Nahmen meines Louis entgegen, und werde ich jemals eine Syringe ansehen können, ohne unsägliche Wehmuth und endloses Sehnen?.

Denn, bemerkte Wilhelmine, mit den schönen Persischen Syringen ward ihr frühe erblaßter Engel in dem Sarge rings umkränzt, und in wie

ſtiller Schönheit lag die welke Himmelsblume auf dem Bette von friſch duftenden Erdenblüthen!

Theobald fuhr fort.

---

Lange haſt du um die Blümchen und den Kranz gebethen, lieber Kleiner, ſo gern die Weiſe angehört und ſo gern dein Fingerchen mir geliehen, wenn ich ſie auf dem Klaviere ſpielte und ſang; — jezt haſt du Blümchen und Kranz; aber ſeit ich dieſen dir gewunden, iſt der ſchöne Kranz meiner Freuden zerriſſen; die einzelnen Blüthen duften wohl noch, aber der ſchöne Einklang, das wechſelnde Farbenſpiel iſt dahin.

Gott! ſagte Guſtav, das greift tief! Und mit wie wehmüthigem Gefühle erinnere ich mich jezt des Anblickes, der mir damals ſo hohe Freude gewährte, wie ſie in der vollen Wonne ihres Mutterherzens, den köſtlichen Knaben auf dem Schooße, an dem Klaviere ſaß, und auf das anmuthigſte das kleine Lied ſang: „gib mir die Blümchen, gib mir den Kranz", während das Kind, das mit groſser Luſt an den Tönen ſich zu

ergötzen schien, ruhig zum Anschlagen der Tasten des Instrumentes seine kleinen Finger her lieh.

Wohl, armer Freund, sagte Theobald, auch der Klang der Musik ist nun verstummt in deinem öden Hause. — Er fuhr mit Lesen fort.

---

Mich erfreut die untergehende Sonne mehr, als die kommende. In das glühende Abendroth tauchen und in die feurige Fluth sich auflösen, müßte ein schöner Tod seyn.

---

Hinüber gebeugt stand an der Wiege des schlummernden Knaben lauschend die Mutter; da war ihr, als ob über das blühende Antlitz des holden Kindes eine himmlische Erscheinung sich herab neigte und seine Augen küßte. Der Knabe öffnete die Lippen, wie zu einem Lächeln, und schlug die großen blizenden Augen auf. Da freute sich die Mutter so innig über den herrlichen Jungen.

Dann stand sie wieder an seiner Wiege, lauschte aber seinem Schlummer nicht, hoffte kein freu-

diges Erwachen — angstvoll und folgend dem schnellerm Athem des scheidenden Engels. Da senkte sich wieder jene himmlische Erscheinung herab, küßte wieder die Augen, und der Mund öffnete sich, wie zum Lächeln, aber die Augen schlossen sich. — Und die Mutter? —

Arme, arme Mutter! seufzte Dorothea.

---

Daß Sylli in dem freundlich leuchtenden Sterne ihren Gustav sieht, wie finde ich das natürlich. Wenn ich mit meinem Freunde der sinkenden Sonne nachsehe und ein recht lichtes goldenes Wölkchen schwebt darüber, — ist dort nicht unser Heinrich? möchte ich immer fragen; und frage auch oft; — aber bis zur Antwort ist schon das Wölkchen verschwunden unter meinen Thränen und hinter anderm Gewölke; dann warte ich, bis die Sterne kommen und suche den Liebling unter ihnen.

---

Die Euphrasia ist ein liebliches Blümchen und heißt nicht umsonst: Augentrost. Wenn ich am

Abende in unsere schwarzen Wälder blicke, bis mir's ganz ängstlich zu Muthe wird, und dann das freundliche Blümchen stehen sehe, so ruhen gerne meine Augen darauf aus, und ich fühle, daß es mir vertrauter ist, als jene Wälder. So kehre ich schaudervoll von Dante's Riesengestalten mich ab und trete in den lieblichen Hain, wo Tasso seine kleinern Gedichte, wie vielfarbige Guirlanden, aufgereiht hat.

---

Wenn die Zeit einer frohen Erwartung mir recht nahe gerückt ist, dann wird mir's bange zu Muthe und ich kann diese Erwartung von Furcht kaum mehr unterscheiden. Tieck sagt: „die Menschen schauderten vor ihrem Glücke zurück, wenn es ihnen nahe getreten, als ob sie die Hand des Todes gefaßt hätten" — und ich fühle, daß er wahr spricht. Sind wir denn nicht faß immer der Täuschung näher, als der Erfüllung? Was ist unser Glück im Grunde anders?

---

Ich ſtehe in einem groſsen Saale, voll der herrlichſten Gemälde aus allen Zeiten; ein geheimnikvolles Dunkel umgibt mich. Magiſche Lichtſtrahlen erhellen von Zeit zu Zeit einen Theil der Bilder, doch nur ſo, daß ich fühlen muß, welchen Genuß es mir gewähren würde, träte der ganze köſtliche Schatz in ein helles Licht. Mit leiſen Ahndungen bewegen das Herz die fernen Töne einer Laute. Lauſchend, ſinnend, ſtehe ich, fühle mich ergriffen von einem ſeltſamen Gefühle. Doch jetzt durchzückt ein glänzender Strahl die myſtiſche Hülle: es iſt der Sonnenblick der Liebe. Heinrich und Mathilde! Mit ſanftem Wohlgefallen ruht gern das Auge auf der lieblichen Darſtellung eures Glückes, und dieſe Betrachtung läßt mich vergeſſen, daß außer euch noch etwas mich anziehen könnte. Aber in der ſonderbarſten Verbindung, Verſchlingung möchte ich ſagen, nahen ſich eine Menge bedeutſamer Figuren, ziehen die widerſprechendſten Geſtalten bey mir vorüber, alle durch einen unſichtbaren Faden zuſammen gereiht, zum zauberiſchen Ganzen

gebildet. Heinrich und Mathilde verschwinden, und wenn ersterer wieder erscheint, so muß ich mit ihm trauern. Und nun wird's immer finsterer um mich her; noch einen Blick auf die blaue Blume, und dichte Nacht hält mich umfangen, die nach dem großen Künstler keiner zu lichten vermag. Es bemüht sich wohl ein anderer, mir zu erzählen, was ich noch würde gesehen haben, wenn nicht der dichtende Mahler in die Nacht des Todes gesunken wäre; — aber in *seiner* Welt will ich bloß durch ihn sehen; da sein Pinsel ruht, wage es keiner, ihn zu ergreifen, um nach zu bilden, was ihm ewig unerreichbar bleiben wird.

Wohl, sagte Theobald, des unsterblichen Novalis schöne Dichtung wird kein anderer vollenden; — Erfuhr fort zu lesen.

---

„Sey getroß! Erasmus hat überwunden; die Blüthen des lieben Kranzes lösen sich einzeln hier auf, um ihn dort schöner und ewiger zusammen zu setzen.“

So schrieb der vielgeliebte Novalis an seinen Bruder, nachdem Erasmus gestorben war, und kurze Zeit vorher seine Sophie ihm entrissen worden. Wie viel Tröstliches liegt in den wenigen Worten!

Wohl den Vorausgegangenen! Sie werden in einen mildern Himmelsstrich verpflanzt; — die Blüthe der Zurückbleibenden muß ja welken, der gewohnten, freundlichen Verbindung beraubt, umher gestreut auf der kalten Erde.

---

Novalis mußte lieben und *geliebt werden*. Dieß Bedürfniß von Gegenliebe besonders erklärt mir allein die Möglichkeit, daß er eine zweyte Geliebte und Braut erkor. Doch sollte diese Spaltung seines innern Lebens nicht ganz zu Stande kommen. Sophie reichte mit den Armen nach dem Geliebten, und zog ihn zu sich in den Himmel, ehe ein anderes Herz an dem seinigen lag.

---

Sonderbar, wie die äußere Natur oft im Wi-

derſpruche ſteht mit den Ereigniſſen, welche in ihrer Mitte vorgehen. In meinem Leben zeigt ſich das oft und recht deutlich. Der Sommer war entflohen, die Bäume ſtanden unbelaubt, die Blüthen waren erſtorben; mir blühete damals die ſchönſte Blume, mir begann ein ewiger Frühling. Und dann wieder, als Wald und Wieſe in ihrem herrlichſten Schmucke prangten, als alle Blüthen in ihrem vollſten Glanze dufteten, da welkte mir die ſüße Blume meines Lebens, erſtarb der friſche Lebenshauch um mich her, und Schmerz, ſtatt Freude, hat dieſer Frühling mir gebracht. Sollte man nicht denken, dieß ſey die Wirkung einer höhern Gerechtigkeit, die ſo Freude, als Trauer mildern will durch ihren Gegenſatz?

Und ſie ahndete damals nicht, ſagte Guſtav, daß auch ihr ſelbſt der Erdenfrühling zur Himmels-Blüthenzeit werden ſollte, aber ihrem Freunde von nun an zu düſterer Trauerzeit.

Theobald hatte indeſſen das Heft aus den Händen gelegt, da es weiter keine Aufzeichnung

mehr enthielt; doch ſagte er, hier iſt noch ein einzelnes Blatt, wie die Ueberſchrift zeigt aus einer frühern Zeit. Er las:

— — Wenn eine feindliche Macht uns auseinander riſſe, — es iſt unglaublich — wenn es aber doch geſchähe, ich glaube, ich beſäße wohl Stärke, das Leben doch zu ertragen, und wenn ich deiner dauernden Liebe gewiß bliebe, ſo könnte ich ſogar heitere Augenblicke haben. All mein Hoffen und Sehnen wäre dann auf unſern Tod gerichtet, der uns gewiß vereinen würde. Nicht wahr, mein Heinrich, er würde uns auf ewig vereinen? — Glaubſt du das gewiß? — Wie ſollteſt du es denn nicht glauben? — Und wenn wir künftig vereinigt ſind, was iſt gegen jene Zeit die kurze Reihe von Jahren, die wir noch leben könnten? Wir ſind beyde gut und werden gut bleiben; darum werden wir auch drüben wieder an Einer Stelle ſtehen und die verſchwiſterten Seelen halten ſich auch dort umſchlungen.

Doch was quäle ich mich? Auch hier werden wir glücklich ſeyn. Wir ſind beyde ſtark und

können das Unangenehme wohl tragen, das uns noch entgegen stehen könnte. Und sind wir nicht schon so glücklich gewesen? Hast du mich nicht in deinen Armen gehalten? an dein Herz gedrückt? Wäre es nicht Sünde, ich könnte wünschen zu sterben, mit dir: aber, denn wir können nicht glücklicher werden, als wir es jetzt schon sind; und es wäre wohl schön, wenn wir beyde in gleichem Momente aufhörten zu athmen, und dann erwachten mit einander, um ewig mit einander zu seyn. — Nicht zürnen! Ich wünsche es jetzt nicht! — gewiß nicht, Geliebter!

Und doch, sprach Wilhelmine mit schwankender Stimme, hat sie jetzt, da sie es noch weniger wünschte, gehen und den Gatten und die zarten Kinder zurücklassen müssen.

In tiefem Wehe verstummten alle.

Wir wollen, begann endlich Theobald wieder, mit der ewigen Macht nicht rechten, die allein Licht siehet in dieser Nacht, die uns den Blick verdeckt: aber wie diese verklärte Seele reif war für den Himmel, wie sie eine größere Tiefe,

eine reichere innere Erfahrung, als ſo viele andre, mußte in ſich gewonnen haben, iſt mir nun klar. Denn ſie hat nicht allein die Verhältniſſe zweyer Stände durchlebt, ſondern auch das ganze Maaß aller der Uebungen erſchöpft, wodurch in einem Geiſte die Himmliſchen Schwingen ſich entfalten.

Ja ſelig ſie, ſagte Mathilde, die heim gegangen; aber des armen Freundes ganze Noth faſſe ich nun auch.

Und doch, entgegnete Burkhard, nur ſie beſeſſen zu haben, was iſt dieſer Gedanke für ihn, und ſagte er nicht ſelbſt: wer ſie beſitzen konnte, muß auch ihren Verluſt tragen können, und wenn einmal der Schmerz linder geworden, dann wird ſie nur als ein freudiges Himmliſches Bild auf ſeiner Lebensbahn ihn umſchweben; und auch nachdem ſie ſeinen Armen entnommen iſt, beſitzt er ſie nicht in ihren Kindern noch an ſeinem Herzen?

Wohl aber verdienſtlich wäre es von ihm, ſagte Friedrich, ihr zwar kurzes, aber ſo liebereiches Daſeyn bis in die kleinſten Verhältniſſe

auf zu faſſen, und es uns dar zu ſtellen, wie es in lebendigem Bilde vor ſeiner begeiſterten Seele ſteht, damit daran jedes edle Herz ſich ſpiegeln und erkennen möge, bis zu welcher Höhe auch in dieſer Erdenumſchränkung eine reine Seele zu gelangen vermöge.

Das, entgegnete Theobald, hat er ſich vorgenommen, für ſeine Kinder zu thun, damit ſie ſpät noch erkennen ſollen, wie die war, die ſie geboren hat, und dann wird vielleicht noch der Söhne einer der Mutter Lob verkünden. Was aber wirklich aus dem innern Leben des Gemüthes gefloſſen, das bleibet ewig friſch und neu durch alle Zeiten.

Doch, da traten nun die beyden Brüder ſelbſt unſerer Wohnung näher, unterbrach ihn Clara, die durch das Fenſter in den von dem Monde erleuchteten Garten hinaus blickte.

Beyde waren indeſſen, Hand in Hand, durch die Gänge des Gartens gewandelt, den Blick mehr nach den Sternen oben, als nach den Blumen des Bodens hingewendet; und ſie hatten

mit einander gesprochen von den himmlischen Wohnungen, und den Seligen dort oben und der Wonne, die wieder zu finden, die uns voran gegangen sind.

Mit warmem Händedruck empfingen alle den nun eintretenden Freund, dankend für den Schmerz, und die Freude zugleich, die er ihnen bereitet hatte.

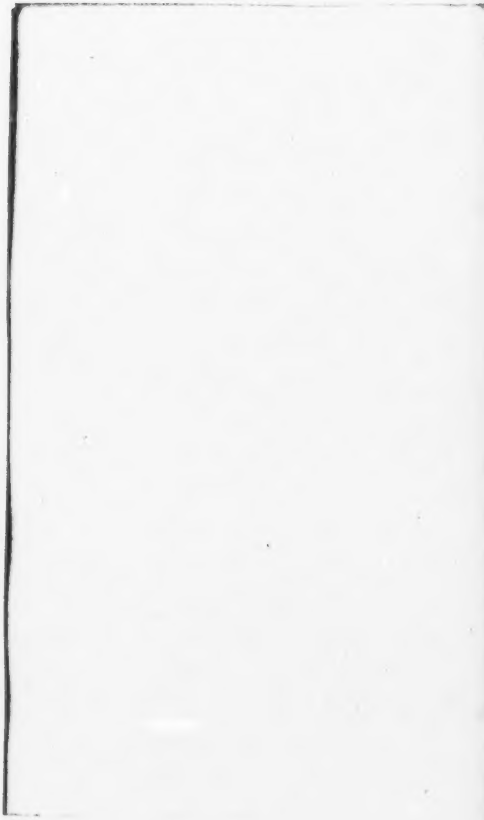
Es war schon spät; die Gesellschaft trennte sich endlich.

Da Heinrich in das ihm angewiesene Schlafgemach kam, fand er seine beyden Knaben ruhig schlummernd in zwey Bettchen, von denen Clara das eine zu der Seite, das andere zu den Füßen seines Bettes hatte hin setzen lassen. Der tiefe Friede der Schlummernden hauchte Ruhe in seine Seele, und indem er selbst auf seinem Lager sich nieder ließ, wandte er seine Seele zu Gott und der Freundin, die nun bey dem Vater weilet. Und ihr zwey guten Kinder, sprach es in ihm, haltet, wie zwey Himmelsbothen, Wache vor meinem tief erschütterten Gemüthe. O, ru-

ſet im Traume euerer frommen Mutter, daß ihr Geiſt ſich zu uns herabneige und mich ſegne, wenn ich euch wohl thue.

Seine Gedanken verſchwammen bey dieſen Worten immer mehr in den Wellen des Traumes; ſein ganzes Weſen zerfloß in ſeliger Freude, und er war einen Augenblick wieder glücklich: ſie war bey ihm; bis das Erwachen ihm von neuem ſagte, daß ſie ferne ſey.

Drittes Bild.



# Giſela.

Am andern Morgen traf auch Edwin bey den Freunden ein, der von allen am tiefſten das Thal abwärts wohnte, und den man jezt nicht erwartete, da er Burkhard geſchrieben hatte, wie ihn, zu ſeinem Schmerze, ein unvermeidliches Geſchäft verhindere, an der Freude dieſes Tages in dem Kreiſe der geliebten Freunde Theil zu nehmen. Indeſſen es war ihm gelungen, daſſelbe ſchneller zu beſeitigen, als er ſelbſt hoffte, und er freute ſich, wenigſtens jezt noch angelangt zu ſeyn, bevor Heinrich ſich entfernt hatte, den man vergeblich zu bereden ſuchte, länger als über Mittag zu bleiben. Nach Tiſche beſtiegen alle Freunde zuſammen einen Kahn, für den ihr freundlicher

Wirth gesetzt hatte, und fuhren durch das anmuthige Thal den Strom hinab, bis sie den Ort erreichten, wo die beyden Brüder mit den zwey Knaben das Fahrzeug verließen und von wo sie nur noch eine geringe Entfernung von Heinrichs Wohnorte trennte. Die übrige Gesellschaft fuhr noch eine Strecke zwischen den in dem frischesten Grüne glänzenden Umgebungen, die mit wunderbarem Reize in den Wellen sich spiegelten, den Fluß hinab, dann stieg auch sie an das Land, um auf einem schönen schattigen Pfade nach Burkhards Wohnung zurück zu kehren. Mit dem Abende gelangten sie nach einer heitern Wanderung, die nur durch den Gedanken an den nicht gleich frohen Freund zuweilen getrübt wurde, wieder an dem Ziele an, von dem sie ausgegangen waren, und auch nach der Nachtmahlzeit war ihr Freund der Gegenstand ihrer Unterredung.

Wohl, sagte Theobald in der Verschlingung des Gespräches, das ist die wundersame Macht der Liebe, daß sie heilt und verwundet zu gleich, eines in dem andern. Liebe zieht den Freund in

ſchmerzlicher Sehnſucht nach der Verklärten, mit der er ſo innig vereint war, und Liebe hält ihn zurück bey ſeinen und ihren Kindern. Er möchte da ſeyn, wo ſie weilt, und doch erſcheint ihm ſelbſt dieſer Wunſch als ſündhaft, weil er ihm nicht erfüllt werden könnte, ohne daß die Gewährung deſſelben ihn den zarten Unmündigen entreißen würde, die des Vaters ſo ſehr bedürfen. So iſt er getheilt zwiſchen zwey Welten, und er muß zu dem Himmel flehen, ihn da zu laſſen, wo er nicht ſeyn möchte, und ihm auch, wenn er darum bitten ſollte, den Uebertritt nach jener ſeligen Höhe nicht zu gewähren, nach der ſein innerſtes Sehnen ihn hinan drängt.

Freylich, fiel Friedrich ein, wer vermöchte der Liebe wunderſame Macht zu faſſen, und mehr zu thun, als ganz ihrem heiligen und mächtigen Zuge ſich hin zu geben; und der Liebende kann in dem, was er thut, allein von der Liebe verſtanden und gerichtet werden.

Und was, ſagte Dorothea, mit einem ſeelen-

vollen Blicke nach dem Verlobten hin gewendet, wäre unser Leben ohne Liebe?

Sie ist, erwiederte Friedrich in hoher Begeisterung, die Segenbringerin im Heiligthume des Hauses, die rechte Freudenspenderin, das Band, wodurch der Mensch nicht blos an den Himmel, auch an die Erde und die Menschen geknüpft ist; jene geheime Macht, welche die Fesseln der Selbstsucht in ihm bricht, sein Herz einer unendlichen Welt aufschließt, die ihn am sichersten durch die Verirrungen dieses vielfach verschlungenen Daseyns leitet und das oft so beunruhigte Leben am freudigsten tragen läßt; sie ist es, die, so groß der Kampf auch seye, doch endlich, wenn sie nur nicht nachläßt, alles feindliche Widerstreben überwindet, und Friede, Freude und Versöhnung dem Herzen bringt; sie ist das allein Himmlische, und was, wie mich dünkt, nicht irren kann und nie geirret hat auf der Erde.

Ob auch mir, entgegnete Theobald, kein Lob der Liebe zu hoch scheinen mag, der ich mich durch meinen Beruf schon für einen Diener und

Verkündiger der ewigen Liebe achte, ſo kann ich doch hier nicht ganz mit meinem Freunde überein ſtimmen, wenn er die Liebe über allen Irrthum hinaus erhebt, und ſie, die zu dem Himmel führt, auch jetzt ſchon ganz an Mangelloſigkeit zu einer Himmliſchen machen möchte.

Und doch, verſetzte Friedrich, muß ich meine Behauptung wiederhohlen, daß die Liebe nur kann von der Liebe gerichtet werden und rechte Liebe nicht zu irren vermag.

Du überſiehſt, fiel ihm hier Guſtav ein, daß du deine Sache durch dieſen Verſuch, ſie zu vertheidigen nur ſelbſt verloren haſt. Denn daß du mit Nachdruck „rechte Liebe" ſagteſt, gibſt du dich damit nicht unſerm geiſtlichen Freunde gefangen? und wie könnteſt du ihr dieſes Beywort ertheilen, gäbe es nicht auch eine Liebe, welche die rechte nicht iſt?

Und dieß iſt jede Liebe, entgegnete Theobald, wo ſie nicht von höherer Erleuchtung geleitet wird und mit dem Glauben im Bunde iſt. Doch ich will meine Sache nicht weiter verfechten, da

diesem Peleker der Liebe, der er nach langem Widerstreben endlich geworden, — dieß sagte er, mit gutmüthigem Scherze auf Dorothea hin gewendet — schwer entgegen zu kämpfen seyn möchte. Und das, fuhr er fort, will ich auch jetzt gar nicht, vielmehr unsern Freund Edwin auffordern, durch Mittheilung einer Erzählung, die er indessen in seiner dichtenden Gabe vollendet hat, uns die rechte Liebe in ihrer Hoheit zu offenbaren, wie sie, wo sie den tiefen Grund eines herrlichen Gemüthes erfüllt hat, überschwenglich reich daraus hervor strömet und endlich jede feindliche Macht bewältigt und die Versöhnung bringt in dem Streite.

Alle drangen nun in Edwin, ihnen die Geschichte zu erzählen, oder wenn er dieß lieber wolle und sein Heft bey sich habe, ihnen seine Dichtung vor zu lesen.

Es ist, entgegnete Edwin, diese Erzählung wenigstens nicht bloße Dichtung, denn wenn die Sage nicht ganz das Unwahre berichtet, so liegt

ein Ereigniß zu Grunde, das ich mir auf meine Weise auszuschmücken erlaubt habe.

Ich habe euch, fuhr er fort, während er seine Schreibtafel aus der Tasche zog, schon öfter aus meinem Tagebuche von meinen Reisebemerkungen mitgetheilt, und weil ihr mir ein williges Ohr liehet, von jenem See in den obern Landen an der Gränze der Schweiz erzählt. An diesem See machte ich auch eines Tages eine Wanderung durch eine sehr romantische, mit Bäumen und Felsen überdeckte Gegend. Weil ich des Pfades nicht kundig war, hatte ich mir einen Wegweiser mitgenommen, einen Landmann aus der Nachbarschaft. Es war allmählig Abend geworden; der westliche Himmel glühete in hochrothem Feuer, und als wir aus dem Dunkel der Büsche auf dem felsigen Pfade wieder an den See gelangten, schien es, als seye dieser zu einem flammenden Meere von Purpur geworden: mir ein herrlicher Anblick. Gegen das Wasser hin plattete sich das rauhe Gestein ab und both eine Anfahrt dar, und durch die zur Seite auf den

Felsen empor ragenden Bäume eine freye Aussicht über den Spiegel des Sees. Doch mit fast ängstlichem Blicke sah mein Führer nach einer Stelle hin, wo in der Ferne das Wasser um aufragende Klippen weite Ringe zog. Das ist der Fels zur Gottesstrafe, flüsterte er mir halb leise ins Ohr, wo Mutter und Kindlein zugleich ertranken. Und nun fing er an, mir die Geschichte zu erzählen; aber: hört ihr sie? unterbrach er sich mit einem Male plötzlich. Mir war, als ob ich von den hohen Felsen das Gekreisch eines Raubvogels vernommen habe, aber er wollte bald das Gewimmer eines kleinen Kindes, dann den Klageruf der Mutter deutlich unterscheiden; und während er mit seiner Erzählung fort fuhr, wiederhohlte er auch, so oft sich das Geschrey von neuem vernehmen ließ, seinen ängstlichen Ausruf: Hört ihr sie? — Dieß aber ist die Erzählung.

O mir graut jezt schon, sagte Dorothea; das wird wieder schauerlich werden, eine fast zu schauerliche Geschichte für die Nacht; und ich glaube gar die klugen Freunde wollen dich durch

Schrecken verſtummen machen, du Prieſter der Liebe, wie dich der Pfarrherr nannte.

Hiermit rückte ſie mit ihrem Stuhle näher zu Friedrich hin, ſich ſanft an den Verlobten anſchmiegend, und während die Blicke der andern auf Edwin gerichtet waren, drückte Friedrich insgeheim einen Kuß auf Dorotheens ſchöne Stirn.

Edwin aber begann zu leſen.

Vor vielen Schwäbiſchen Herren ragte an herrlicher Mannesſchönheit, zierlichen Sitten und edel kühnem Muthe Uto hervor; vor allen Frauen an frommer Demuth und hoher Liebeinnigkeit Giſela. Er war ein ſtolzer, weit berühmter Ritter und durch die Lage ſeines Stammſchloſſes unfern der Gränze des Schwäbiſchen Landes ſchien er recht eigentlich durch ſeine Geburt ſchon zu einem Schirmer derſelben beſtimmt. Sie war die Tochter eines noch reichern, von dem Glücke viel begabten Herrn, und ſchien ſeine verhältnißmäßig geringe Macht auf ihre Hand keinen Anſpruch zu geben, ſo berechtigte ihn doch darum zu werben ſein Ruhm und der Preis ſeiner Thaten. Aber

er war nicht der Werbende; noch von keinem Manne in der Stunde des Kampfes überwunden, schien er auch dadurch den Ruhm des Unbesiegtlichen behaupten zu wollen, daß bis jetzt Frauenliebe seinem stolzen Herzen keinen Sieg abzugewinnen vermochte; und obgleich schon gar manches anmuthige Ritterkind in verschämtem Erröthen, wie mit einer Aufforderung, noch einen höhern Dank zu begehren, ihm den Kampfpreis gereicht hatte, so war er doch in ritterlichem Dienen gleich artig gegen alle Frauen, zu großem Unmuthe mancher einzelnen, die gern vorzugsweise sich seinen Dienst angeeignet hätte. Auch Gisela fesselte eine stille, aber desto festere Neigung an den Ritter, und sie hatte schon die Hand verschiedener Edeln ausgeschlagen, weil sie keinem angehören wollte, wofern nicht der Herrlichste von allen, dessen Bild in ihrer Seele lebte und sie ganz erfüllt und zu sich hingezogen hatte, um ihre Minne warb. Ihre große Liebe blieb ihm endlich nicht verborgen und in männlichem Stolze, nicht von der Liebe bezwungen werden zu seyn,

ſondern in ruhig freyer Wahl ſich eine edle Hausfrau erkoren zu haben, neigte er ſich Giſela's ſtillen Wünſchen, die, obgleich an Geſtalt und Schönheit nicht ausgezeichnet, an Frauentugend vor allen herrlich ſchien. Und wie wenig er ſich betrogen habe, erkannte er nun erſt, da ſie ihm ganz angehörte. Jeder Tag enthüllte in ihrem ſtillen Zuſammenleben neue Vorzüge an ſeinem treuen, ſorgſamen Weibe, das fortwährend mit einer Zärtlichkeit, wie eine Braut an ihrem Verlobten, an dem Ritter hing und zu ihrem vollen Glücke ſchien nur Eines zu fehlen, daß Giſela noch ihrem Gatten keine Kinder geſchenkt hatte.

So mochten ſie einige Jahre zuſammen gelebt haben, als mit einem Male der lauteſte Feſttumult in die friedliche Stille dieſer Gegend und das ruhige Leben ihrer Bewohner rauſchte. Etwa eine Tagereiſe von Uto's Schloſſe erhob ſich an dem Hange eines ſteilen Berges die geräumige Burg des Ritters Heribert, von wo dieſer über weite Gaue rings umher gebeth. Doch bisher

hatte seine Behausung leer gestanden und in derselben statt seines Herrn ein Burgvogt gewaltet. Jener hatte, wie so viele Ritter seiner Zeit, einen Zug nach dem gelobten Lande und zu dem Grabe des Erlösers unternommen, wobey ihn seine Schwester begleitete, ein bescheiden anspruchloses Fräulein, da sie fert zogen. Beyde kehrten nun mit reicher Beute und einem großen Schwarme von Dienern und Nessen zurück. Hildegardis — denn so hieß das Fräulein — war indessen zu einer hohen, stolzen Kriegsjungfrau geworden, und wo früher die Ritter in stiller Abgeschiedenheit mit ihren Frauen gelebt und nur zuweilen einander zu einem gemeinsamen Gelage besucht hatten, erschallete nun laut der Jubel glänzender Feste, wozu die Ritter und Frauen aus der Runde sich versammelten und von welchen Hildegardis stets die Königin war. Ihre voll blühende deutsche Schönheit hatte in der großen Kaiserstadt Byzantium in Griechischer Kunst und Sitte sich entfaltet, und sie noch mehr empor zu heben, mußte die ausgesuchteste Pracht des Morgenlandes und

der Schmuck beſiegter Sarazeniſcher Fürſten in Gold, edlem Geſteine und koſtbaren Gewändern ſich behülflich zeigen. Und wenn dann an den Wänden des mit köſtlichen Teppichen belegten Rittersaales zwiſchen den ſtarren ſteinernen Bildern ihrer Vorfahren die durch die Tapferkeit ihres Bruders errungenen Moriſchen Fahnen mit ihren halben Monden, und allerley erbeuteter Waffenſchmuck, ſeltſam in Form und Farbe, prangte; auf dem hochgepolſterten von Gold ſchimmernden Sitze aber die edle hohe Geſtalt ſich nieder ließ, umfloſſen von dem glänzend weißen Seitengewande, während der roſenrothe Mantel ihr ſtraff über Nacken und Schultern herab hing, beſchwert durch den Schmuck goldener Quaſten und Borten, und nun ihre Hand in anmuthiger Leichtigkeit über die Saiten ihrer Zither hinſchwebte und ihr Mund die im Oſten erlernten Worte und Weiſen fremder Lieder mehr aus zu hauchen, als aus zu ſprechen ſchien, — da war es, als ob die Liebesgöttin ſelbſt mit der Stimme jener zauberiſchen Meerfräulein, deren Geſange kein Schiffer ent-

eilt, die berauschten Herzen zur Freude locke und stumm hingen Geist und Blicke an der wunderholden Sängerin. Und doch glänzte noch vortheilhafter ihre große Schönheit, wenn sie in dem aufgeschürzten, meergrünen Jägerkleide, den Nacken von dem purpurblauen Mantel umflattert, und das Haupt mit dem leichten, glänzenden Helme geschmückt, der vergeblich sich zu bemühen schien, ihre vollen Locken zu umschließen, die über Brust und Nacken in reichen Ringen herab fielen; — wenn sie in solcher Herrlichkeit zur Seite ihres Bruders durch die Reihen bunter Zelte und über grüne Wiesengründe hin trabte; oder den Jagdspeer in der Hand, auf ihrem schneeweißen Rosse hinaus ritt, bloß von ihren beyden Morischen Dienern begleitet, die, ihre bräunlichen Gesichter mit dem bunten Turbane umwunden, der Herrin in hoch rothen Gewändern folgten, und von denen der eine, Hasan mit Nahmen, eines Emires Sohn und nicht unedler Abkunft war. Sie aber hatte ihn eines Tages, da er nach heftigem, verderblichem Wi-

derſtande von den Chriſtenrittern war nieder geworfen worden, deren drohenden Schwertern entriſſen und ſeit dieſer Zeit hatte der Gefangene ſeiner hohen Lebensretterin zu demüthigem Dienſte ſich gewidmet, und Hildegardis, die ihre Schönheit überhaupt mit jedem Schmucke gern erhöht ſah, gefiel ſich in der Umgebung ſo ſeltſamer, ihr treu ergebener Dienerſchaft.

Hier hielt Edwin inne, und weil es ihm während des Leſens nicht entgangen war, wie Dorothea liebevoll zu Friedrich ſich hinneigte, ſo ſagte er, mit ſeinem Blicke auf dieſe hingewendet: Nun, Sie hören, meine holdſelige Freundin, wie die Geſchichte ganz vergnüglich anfängt, und bis jetzt wenig Schauerliches zeigt, ſo daß es keines Wegs noth thut, ſich ſo nahe in den Schutz des ſchirmenden Freundes zu begeben.

Spötter! entgegnete Dorothea, thun Sie Ihre Pflicht als Vorleſer und überlaſſen Sie uns die Bemerkungen. Aber bang, ſagte ſie, iſt mir doch um die arme Giſela.

Edwin wandte ohne Erwiederung den ſpöt-

tisch freundlichen Blick von den beyden Liebenden auf seine Blätter und fuhr fort zu lesen.

Bey so reichen und blendenden Reizen der schönen Griechin — denn so pflegten die Deutschen Ritter Hildegardis zu nennen, und so erschien sie ihnen, als die Blume aus einem hellern, wärmern Himmelsstriche — vergaßen viele der hohen, aber bescheidenen Tugenden ihrer Hausfrauen. Uto vor allen, dessen Herz nie Frauenschönheit gerührt hatte, fühlte sich mit jedem Tage in unwiderstehlicherer Liebesgewalt an Hildegardis angefesselt. O, sagte er oft zu sich selbst, nur darum kannte ich bis jezt nicht Liebe fühlen, weil die noch vor meinen entzückten Blicken sich nicht gezeigt hatte, die für meine Verehrung groß und herrlich genug war. Aber diese ist kein Frauen-, sondern ein Götterbild, das mit männlich muthigem Geiste alle Zartheit und Anmuth, und huldreiche Kunst und Zauber der Weibesschöne verbindet! Auch Hildegardis neigte sich immer entschiedener zu Uto hin, und schien es anfangs, als habe sie ihn nur ausgezeichnet, weil sie vor allem

ſich darin gefiel, den edelſten von allen Rittern unter ihrer dienenden Schaar zu zählen, ſo verrieth ſie bald immer mehr eine auch andern bemerkliche glühende Leidenſchaft für ihn. Auch er hatte früher an einem Zuge zu dem Grabe des Herrn Theil genommen, es aber verſchmähet, außer dem Ruhme ſeiner Thaten andere Siegeszeichen mit zurück zu bringen; im Morgenlande ſchen hatte ſie ſeinen Nahmen gehört und ſie überzeugte ſich nun ſelbſt, daß die nicht unrecht hatten, welche ihn über alle andere erhoben. Und auch das gefiel ihr, daß er jetzt ſo manches Morgenländiſche in Tracht, Sprache und Sitte gegen die Frauen, das er in dem Kreiſe ſeiner Landsleute abgelegt hatte, in ihrer Geſellſchaft wieder annahm. Ein immer innigeres Liebesverhältniß knüpfte beyde übermüthige Herzen an einander, die in dem ſtolzen Bewußtſeyn ihrer Vorzüge ſich über jede Sitte glaubten hinaus ſetzen zu dürfen, weil ſie dieſe nur für gewöhnliche Geiſter bindend achteten. Ulo war zuletzt ihr faſt unzertrennlicher Begleiter geworden und man ſah ihn

häufiger auf Heriberts und ſeiner Schweſter Schloſſe, als auf ſeiner eigenen Burg.

Hier waltete indeſſen in ſtiller Treue Giſela, ein frommes Weib und anſpruchloſe Magd des Herrn. Hätte Uto ſeine Leidenſchaft für eine andere auch nicht ſelbſt vielfach vor ihr verrathen; unter ihren Freunden und Dienern gab es ſo manche, die ein Vergnügen darin fanden, ſie auf die Schritte ihres Gatten aufmerkſam zu machen. Aber als ein rechtſchaffenes Weib geſtattete ſie nicht, daß vor ihr ein anderer den Ritter verunehrte, und es war dieß nicht Klugheit allein, ſondern recht aufrichtige Demuth. Sie fühlte wohl, wie ſie, die ſchmuckloſe Blume des Waldes, dem hohen Geiſte Uto's nicht genügen könne; und ich will ja, ſprach ſie öfter bey ſich, nur einen kleinen Theil von ihm für alle die Liebe, welche ich ihm weihe; und gebe ich ihm nur ſo viel als das geringſte Weib ihrem Manne ſchenkt, einen Sprößling ſeines Stammes, in dem ſein edles Geſchlecht fort blühen könnte? Uto aber hatte oft ſchon, wenn er in Hildegardis

Nähe von deren Glanze geblendet wurde, ſich vorgenommen, die Kinderloſe aus ſeinem Hauſe zu verſtoßen; aber dann wieder, wenn er in den Gängen oder Gemächern ſeiner Burg ihre hohe Tugend anſah, wie ſie, der es nicht entgehen konnte, daß er ſie einer andern nachſetzte, doch ſtets mit der vollen innigſten, ja mit faſt kindlicher Liebe und in dem Schmucke ihrer hohen weiblichen Natur vor ihm ſtand, ſo vermochte er, auch gegen ſolche Hoheit nicht unempfindlich, kein kränkendes Wort hervor zu bringen und dachte wohl bey ſich: ſie iſt doch in ihrer unſichtbaren, bewußtloſen Schöne herrlicher, als alle andere. Aber darum ließ er von der reizenden Griechin nicht; und wenn er von neuem zu deren Feſten hin zog, ſo war vor allen Giſela bedacht, daß er recht herrlich erſcheinen möge; ſtickte ihm in ihrer ſtillen Kammer köſtliche Gewänder, und oft, wenn er ſchon zur Thüre hinaus getreten war, zog ſie ihn wieder zurück, um an ſeiner Schärpe oder ſeinem Waffenſchmucke noch etwas zurecht zu machen.

So brachte der ſonſt ſo gewaltige Ute in machtloſem Wollen eine lange Zeit hin. Oftmals, wenn ſein beſſeres Selbſt wieder in ihm die Uebermacht gewann, beſchloß er den Zauber des Liebesbannes, worin er gefangen gehalten wurde, zu löſen, und dann in ſolcher beſſern Stunde verſicherte er wohl Giſela: daß doch ſie, ſeine fromme Hausfrau allein es ſeye, deren Bild er tief in dem Schreine ſeines Herzens bewahre, ſo ſehr oft ein anderes Bild ſie daraus zu verdrängen drohe; und wer war ſeliger, als Giſela, auch nur Augenblicke lang ihren herrlichen Gatten wieder ganz zu beſitzen! Und ſie hielt an in inſtändigem Gebethe, feſt vertrauend, daß er doch endlich ſeinem beſſern Selbſt wieder ganz werde gewonnen werden.

So hatte er einſt mehrere Wochen, durch Beſuche und Einladungen von Freunden verhindert, nicht an Hildegardis Feſten Theil genommen. Es war eine helle Sommernacht, und der Mond ſchien mit ſeinem vollſten Lichte. Ute wandelte an der Seite ſeiner Gattin über die

Zinnen der Mauer ſeiner Burg hin, und ſein Herz, das in großer Innigkeit zu dem treuen Weibe ſich hin neigte, ſchien zu vergeſſen, daß außen noch ein anderes zauberiſches Weſen lockte. Wie ſelig aber blickte Giſela zu den Sternen auf, die auch in ihrem klarſten Scheine nicht reiner waren, als ihre fromme Seele. Eben waren ſie an die Stelle gekommen, welche über das Burgthor führte, als ein wiederhohltes leiſes Pochen ihre Blicke abwärts zog und beyde Gatten unten einen Mann in Sarazeniſcher Tracht gewahrten. Was iſt dieß für eine ſeltſame Geſtalt? fragte Giſela in dunkelm Ahnden. Uto aber, der ſogleich Haſan, den Diener der Griechin in dem Pochenden erkannte, bath ſie, ſich zu entfernen, indem [illegible] um Dinge handle, von denen es ſich nicht ziemte, daß die Hausfrau Mitwiſſerin ſey. Mit heiterer Miene, nachdem ſie nochmals einen Kuß auf die Hand des Gatten gedrückt hatte, entfernte ſich das gehorſame Weib. Nun trat Uto ſelbſt hinab durch den hallenden Burggang, dem Pochenden das Thor zu eröffnen.

Etwa eine halbe Stunde mochte er mit dieſem Zwieſprache gehalten haben, als der Sarazenenbothe ſich ſchnell entfernte; Uto aber kam freudig auf das Schloß herauf. Den folgenden Tag rüſtete er ſich zur Abreiſe. Mit der Nacht verließ er, ohne einen einzigen Begleiter, ſeine Feſte, aber freudig und muthvollen Angeſichtes, und nachdem er bey dem Abſchiede ſeinem Weibe aufgetragen, zum Empfange eines edeln Gaſtes ſogleich die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, ſo verſchwand er.

Giſela hatte, durch die Art ſeines Scheidens beruhigt, lange dem auszichenden Gatten, der die Richtung nach Hildegardis Sitze nahm, durch den Mondſchein nachgeſehen. Als endlich ihre Blicke dem Verſchwindenden nicht mehr zu folgen vermochten, und ſie nun aus dem geöffneten Erkerfenſter ſich zurück wandte, ſtand Hubert, ihr alter Burgvogt hinter ihr. Ich habe euch nicht ſtören wollen, ſagte er, und darum geharret, bis ihr von ſelbſt euch umkehren würdet; auch kommt es dem Diener nicht zu, ſeine

Blicke auf die Wege seines Herrn zu richten; aber recht ist es nicht, daß euer Gemahl von solch einem tugendsamen Weibe ab einer andern nach zieht, und ich wollte euch das nur melden, damit ihr morgen nicht zu sehr erschreckt, wenn er sie selbst in diese Mauern bringt.

Gisela, ohne bey Huberts Worten zu erschrecken, geboth ihm mit freundlichem Blicke, die Treue des Mannes ehrend, aber doch in strafendem Tone, seinen Herrn nicht zu schmähen. Schweigend trat der Diener von ihr, aber außen rannen die Thränen durch die Furchen seines alten Gesichtes herab, daß so hohe Tugend könne so verkannt werden. Gisela rüstete indessen mit der Frühe des Morgens alles und traf alle Vorbereitungen, wie man diese zu dem Empfange des liebsten Gastes zu treffen pflegt. In sich selbst aber sprach sie: wer mag ihn fassen? Aber sollte er auch ganz sich ihr zukehren und mich, deren Leib der Herr nicht gesegnet hat, verstoßen, ich werde schon glücklich seyn, ihm nur als treue Magd zu dienen und seiner Kindlein zu pflegen.

Uto war aber wirklich nach Hildegardis Burg geritten. Hasan hatte ihm die eben so unerwartete, als in dem ersten Augenblicke ihn tief erschütternde Nachricht gebracht, daß Heribert seine Schwester in seine Burg eingeschlossen habe, um sie mit Gewalt zu nöthigen, ihre Hand dem Grafen Balderich zu reichen, der als Werber um sie aufgetreten war. Heribert hatte nähmlich lange schon mit Unmuth das immer inniger werdende Verhältniß zwischen Uto und Hildegardis beobachtet. Er fürchtete, diese Leidenschaft für einen vermählten Ritter möge der Ehre seiner Schwester schaden, und auch im Falle er sein Weib verstieß und seine Schwester sich vermählen wollte, dünkte ihn dieser, als Gemahl derselben, viel zu geringe, da weit mächtigere und reichere Herren um Hildegardis Liebe warben, unter denen er vor allen den Grafen Balderich begünstigte. Gegen diese Gewalt des Bruders flehte nun Hildegardis den Geliebten um Hülfe an. Ein Blatt von ihr sagte ihm: von nun an in der dritten Nacht solle er vor ihrer Burg erscheinen, gerade

zur Mitternachtstunde; dann würde er an der mittäglichen Seite die herabgelassene Strickleiter finden, von der oben Hildegardis seiner harre, um in seinem Schutze eine Zuflucht zu finden. Und er selbst — so täuscht sich ein liebendes Herz — betrachtete seinen nächtlichen Ritt nun nicht als ein Liebesabentheuer, sondern als eine Pflicht der Ritterschaft, einer edeln bedrängten Dame Hülfe zu leisten. Darum zog er so freudig aus. Um verborgen zu bleiben, wollte er in dieser zweyten Nacht den größern Theil des Weges zurück legen, bis zu einer ihm wohl bekannten Waldmühle, und aus deren Verborgenheit, wenn die Sonne zum dritten Mahle untersinken würde, seine geheimnißvolle Fahrt weiter fort setzen.

Schon war er kaum mehr eine halbe Stunde von dem Orte ferne, nach dem in so ungeduldiger Sehnsucht seine Gedanken voran eilten; eben trabte er eine Höhe hinan, von wo aus das Ziel seiner Reise sichtbar ward, als aus dem Gesträuche zur Seite des Weges ihn plötzlich eine

Stimme mit den Worten anrief: Haltet an, Herr Ritter, und reitet nicht in euern Tod hinein!

Ulo hielt, über diesen Zuruf betroffen, sein Roß an dem Zügel an und nun erst gewahrte er einen Mönch, der an dem Abhange zur Seite des Weges sich nieder gelassen hatte, und jetzt sich erhob. Wer bist du, Mensch, entgegnete ihm Ulo finster, daß du es wagst, einen Ritter auf nächtlicher Fahrt an zu halten? — Hoffentlich, entgegnete der Gefragte, der nun aufrecht neben ihm stand, euer guter Geist, sonst der Pater Marcus genannt, und damit ihr die ganze Bewandtniß der Sache sogleich vernehmet: gestern mit dem Abende war ich auf dem nahen Schlosse, wohin ihr ohne Zweifel wollt; ich traf alles in großer Unruhe, und da ich, kaum von den sonst so gesprächigen Knechten angehört, durch den Burggang zurück kehrte, faßte mich schnell ein Mann in fremder Tracht bey dem Gewande, und beschwor mich, wenn nicht ein edles Leben elend untergehen solle, die Nacht an dieser Stelle zu

harren, bis ein Ritter erscheinen werde; diesen solle ich anhalten und ihm zurufen, daß er sich hüthen möge, die Stufen hinan zu klimmen, welche er von der Liebe sich bereitet glaube, da nur die Hinterlist seiner Feinde ihm zu gewissem Tode diesen Weg bahne. Nun, fügte er hinzu, habe ich meinen Auftrag vollbracht; jetzt thut, was euch gut dünkt; ich aber will meinem Kloster zu eilen, denn es ist schon spät in der Nacht.

Der Pater sprach diese Worte in so unverkennbar wahrhafter Gutmüthigkeit, daß der Ritter auch einen Augenblick nicht an dem, was er sagte, Zweifel hegte; aber ohne selbst die Sache untersucht zu haben, wollte er nicht zurück kehren. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Der Mönch, der sich ihm so weit dienstbar bewiesen, sollte ihm auch noch weiter förderlich seyn. Er that demselben den wundersamen Vorschlag, ihm sein Ordenskleid zu leihen, und so sehr der Pater sich auch anfänglich dagegen sträubte, so bewirkte doch des Ritters ernstes Wort, unterstützt von ein paar gewichtigen Goldstücken, die er ihm in die

Hand drückte, daß er sein geistliches Gewand ablegte, und statt dessen sich in den Mantel hüllte, den der Ritter ihm hernieder reichte, und unter dem er seinen Waffenschmuck verbergen hatte. Seltsam stand die Gestalt in dieser Vermummung da, aber seltsamer noch war der Anblick des Ritters, der nun von seinem Rosse abgesprungen war und die Kutte über seine Rüstung angelegt hatte. Weil er den Mönch nicht muthig genug achtete, sein Roß an dem Zügel zu halten, so band er dieses an einem nahen Baume an, dem Mönche bedeutend, seiner zu harren, da er so schnell, als möglich wieder erscheinen werde. Somit wollte er, von stachelnder Ungeduld getrieben, davon eilen. Aber an seinen Füßen klirrten die Sporen und der Pater konnte sich des Lächelns nicht enthalten, indem er versetzte: ihr seyd mir ein gar sonderbarer Mönch und wißt euch in der That gut zu verbergen mit den wogenden Federn und rasselnden Tritten!

Uto legte nun auch die Sporen und Beinschienen ab, wofür er des Mönches Sohlen sich

unter die Füße band, und vom Haupte nahm er den Helm, dasselbe unter der Kapuze verbergend. Nun, sagte der Pater, fehlt nur noch der Strick um die Lenden, daß ihr ein vollkommener Mönch seyd, und viel gröber seyd ihr auch nicht, als ich, daß euch mein Kleid zu klein wäre. Auch dieß geschah, und in der Mönchskutte, die Lenden mit dem Stricke umgürtet, wandte er sich von dem Wege ab, links durch den Wald, auf einem Pfade, den er mit Hildegardis so oft gewandelt war. Dieser führte über helle freye Wiesen und durch hohe dunkle Laub-Rotunden, wo zu fröhlichen Festen Tische und Bänke aufgeschlagen waren, und so gelangte er endlich unfern der mittäglichen Seite des Schlosses wieder auf den Hauptweg, der von da die Höhe hinan führte, von wo er seine Schritte auf den Seitenpfad abgelenkt hatte.

Als er aus dem Gebüsche hervor trat, gewahrte er sogleich mit seinem weit spähenden Blicke an der Seite der Burg die Strickleiter, und über dieser auf den Mauerzinnen bewaffnete Männer,

die, so bald sie den Nahenden bemerkten, sich schnell zurück zogen, doch so eilig nicht, daß er nicht noch unter denselben Heribert an seiner Rüstung erkannt hätte. Ja euer Trug ist offenbar, sagte er, aber doch seyd ihr die Betrogenen, obgleich ein Ungetreuer euch das Geheimniß verrathen hat. Und indem er unten an der Mauer hin ging, zog er schnell, während oben die Bewaffneten zurück getreten waren, seinen Dolch aus dem Gürtel und schnitt das Ende der Strickleiter, wo es den Boden berührte, ab, und verbarg es unter seinem Gewande. Und während er nun den Weg die Höhe hinan stieg, blickte er nochmals verstohlen nach den Mauerzinnen hin, und nahm die wieder hervor getretenen Männer gewahr, welche am wenigsten in dem nächtlich vorüber wandernden Mönche ihren stolzen Feind vermuthet hatten. Er selbst tauschte, da er zu seinem Rosse kam, die Verhüllung wieder mit dem ritterlichen Waffenschmucke um. Der Mönch hatte indessen mit großer Herzensangst seiner geharrt, indem er für sich schlimme Dinge von diesem

Abentheuer befürchtete und seine Habgier verwünschte, dazwischen aber voll Lust die Goldstücke in seiner Hand drückte; und nun wieder mit seinem Gewande bekleidet, setzte er frohen Schrittes seinen Gang fort, versichernd, daß das Herz doch viel ruhiger unter der Kutte, als unter dem Rittermantel schlage. Je nachdem es ein Herz ist, entgegnete Uto, und voll innern Grimmes spornte der Ritter sein Roß an, das ihn in schnellen Sprüngen, noch bevor der Tag voll leuchtete, nach seiner Burg trug.

Gisela war nicht wenig erstaunt, da sie in der Frühe des Morgens durch Waffengeklirr aus ihrem Schlummer geweckt ward und die Nachricht erhielt: als die ersten Strahlen der Sonne auf das Burgthor fielen, seye ihr Gemahl, wie er ausgezogen, allein wieder zurück gekehrt; und noch höher stieg ihre Verwunderung, da sie sah, wie sich die Burg immer mehr mit Gewaffneten füllte. Doch jetzt trat Uto selbst mit freundlichem Grüßen zu ihr auf den Söller herauf, in seiner ganzen Kraft und dem vollen Waffenschmucke, herr-

licher, als sie ihn lange gesehen hatte. Statt des Einen gehofften Gastes, sagte er zu ihr, werden nun der Geladenen viele erscheinen, und hoffentlich auch viele der Ungeladenen, und sorge, liebes Weib, für Speise und Erquickung für die Gesunden, und für Verband und Salben für die Wunden. Gisela, für die ihres Gemahles Worte Räthsel waren, entfernte sich ohne lange zu fragen, in freundlichem Neigen mit den Worten: Was mein Herr gebiethet, soll alsobald geschehen. Kaum aber, daß sie hinaus getreten war, so erschien der alte Hubert in Tracht eines Heroldes, wie sein Herr ihn beschieden hatte. Diesen nach Heriberts Burg sendend, sprach Uto, indem er dem Diener das abgeschnittene Ende der Strickleiter in die Hand legte, nur die lakonischen Worte: Künde Heribert und seinen Genossen an, hier seye die Schlinge, womit sie selbst in ihr Verderben sich verstrickt hätten. Wenige Stunden nach Huberts Entfernung zog Uto mit seinen gesammten Waffenmännern aus. Auf der Mitte des Weges hielt er nur so lange an, bis der

Bothe, den man, die Fehde anzukündigen, voraus gesandt hatte, zurück kehrte. Dann ging der Zug, der sich indessen erfrischte, rasch vorwärts. Weil der Ritter Hildegardis durch List nicht befreyen konnte, so wollte er sie nun mit gewaffneter Hand und zwar durch einen schnellen Ueberfall ihrem Dränger entreißen. Aber Hubert hatte auch schon den Ritter Heribert mit seinen Schaaren gerüstet getroffen, und knirschend vor Unmuth, erkannte nun dieser zu spät, wie er seinen Feind, dessen er von der Mauerzinne bis an den lichten Morgen harrete, ungefährdet in dem Mönchsgewande hatte vorüber schreiten lassen. Selbst sprengte er nun, des schnellen Angriffes gewärtig, bald nach dem rückkehrenden Abgesandten, mit den Seinigen den steilen Burgweg hinab. Beyde Schaaren stürmten auf einander, aber mit so wildem Muthe rannte der krieggeübte Uto an, daß Heriberts Genossen schnell nieder geworfen wurden, und er selbst nur mühsam mit einer kleinen Zahl nach seiner Burg entkam, wo er, auf den hohen Felsen und hinter seinen unzer-

brechlichen Mauern, in Sicherheit der Hülfe harrte, welche ihm bald der übermächtige Balderich, zu dem er einen Bothen gesandt hatte, bringen werde. Uto aber zerstörte in seinem Grimme, daß seine Beute ihm entgangen und so auch dieser Versuch, die Geliebte zu befreyen, mißlungen war, Heriberts Besitzungen im Angesichte seines Feindes, der, in sich selbst der Rache gewiß, ruhig von seinen Felsen zusah, wie rings in hohen Säulen von Rauch und Flammen seine Dörfer und Weiler auflederten.

Gisela war indessen beschäftigt, der Wunden zu pflegen und die Gefangenen zu speisen. Sie entsetzte sich in sich selbst über die erbarmungslose Härte ihres Gatten, der nie zuvor solches Verderben um sich geschleudert hatte. Manche lange Stunde lag sie in der Nacht vor dem Bilde unserer lieben Frau und bethete zu ihr und dem himmlischen Vater um Milderung seines Grimmes und den ewigen Frieden der Seelen, die er mit seinem eigentlich von Blut triefendem Schwerte von dem Leben geschieden hatte. Aber

dazwischen sprach sie dann wieder oft in liebender Rechtfertigung: aber wie können auch wir zaghaft bebenden Herzen das Zürnen eines solchen Geistes verstehen, wenn er richtend das Rachefchwert faßt! Und ihn, der mit blutiger Hand um sich her den Tod ausstreuete, liebte sie eben so, als sie den Ungetreuen geliebt hatte, der, von ihrer Hand geschmückt, zu den lockenden Festen einer andern ausgezogen war. Doch jetzt ward auch er auf seine Burg zurück gedrängt. Balderich war mit überlegener Macht genahet, und die Schrecken, die er um Heriberts Feste verbreitet hatte, stiegen nun auch in gräßlich durch die Nacht leuchtenden Feuersäulen um seine Burg auf. Aber so viele Stürme der überlegene Feind auf sein Bollwerk wagte, vergeblich suchte er die Mauern zu zerbrechen, auf denen mit blitzendem Schwerte und funkelnden Augen, der Löwe Uto hin schritt, hier die Sturmleitern sammt den Männern in den Graben stürzend, dort mit großen Felsenstücken die Sturmdächer und die darunter sich schirmenden Feinde zugleich zerschmetternd. Und zu rech-

ter Zeit kam auch ihm endlich Gisela's Vater zu Hülfe, der wegen seiner Untreue gegen sein edles Weib, sich lange Zeit zürnend von ihm abgezogen hatte. Beyde kämpfende Partheyen hielten sich nun in ihren Burgen, von wo aus sie mit wechselndem Glücke Streifzüge gegen einander versuchten.

Uto hatte indessen sich vergeblich bemüht, den Ort aus zu forschen, wo Hildegardis gefangen gehalten wurde, die ohne Spur verschwunden war. Da drang mit einem Male von verschiedenen Seiten die entsetzliche Kunde zu seinen Ohren: Hildegardis ist unter lautem Festgepränge an Balderich angetraut worden; obgleich in ihrem herrlichsten Schmucke, reichte sie doch nur bebend und mit Thränen erfülltem Blicke dem Grafen die Hand, und weil sie, ihrer gezwungenen Vermählung unerachtet, auf jede Weise sich weigere, den von der leidenschaftlichsten Gluth entbrannten, als ihren Gemahl an zu erkennen, so werde sie von diesem in harter Haft gehalten, um ihr mit Gewalt eine Liebe ab zu nöthigen, die sie

ihm nicht freywillig schenkte. Uto's Grimm hatte bey dieser Nachricht keine Gränze, und den Unwürdigen, der eine freye, edle Frau zu unfreywilliger That nöthigen wollte, forderte er auf Leben und Tod zum Zweykampfe auf. Weil es denn doch das Leben gelten solle, ließ ihm Balderich entgegnen, so werde er zwar auf dem bestimmten Platze erscheinen, aber mit einem einzigen Begleiter, und dieß setze er auch seinem Gegner zur Bedingung, daß dieser mehr als Einen Gefährten nicht mit sich bringe.

Seine Freunde, vor allen der alte, vielerfahrene Hubert, warnten Uto vor Verrath, den er um so mehr zu fürchten habe, da Balderich bereits in seinem Benehmen gegen Hildegardis sich als einen unedeln Ritter bewiesen habe. Aber Uto achtete in seinem ungestümen Muthe weder auf die Stimme seines alten Dieners, noch auf das ängstliche Flehen seines getreuen Weibes. An dem bestimmten Tage sprengte er, allein von Hubert begleitet, zu seiner Burg hinaus. Einen freyen, runden Rasenraum, den rings hohe

Blume umkränzten, hatte man zum Kampfplatze ersehen. Frischen Muthes trabte der kühne Held durch die waldigen Pfade, sein treuer Diener hinter ihm nach. Schon eröffnete sich die kühne Kampfstätte vor seinen Blicken, jenseits derselben zeigte sich in dem Walde Balderich, auch nur einen einzigen Gefährten zu seiner Seite, und schien bereits seines Gegners zu harren. Da siehst du, sagte Uto zu seinem Begleiter, er ist mir zuvor gekommen, und auch, trotz euerer Besorgniß, allein, wie ich. Mit diesen Worten trieb er sein Roß zu schnellen Sprüngen an, um seinen Feind zu erreichen; aber, wie er nun in dem Begriffe war, aus dem verschlungenen Pfade auf den freyen Wiesenraum hervor zu sprengen, wich plötzlich der Boden unter ihm und Ritter und Roß sanken in schnellem Sturze in die Tiefe hinab. So wäre denn, rief mit grimmigem Hohnlachen der unedle Balderich, das unbändige Wild in die Falle gegangen! Auf diesen Ruf stürzten von allen Seiten verdeckte Bewaffnete aus dem Dickicht hervor; aber Hubert hatte mit vieler

Besonnenheit, da er seinen Herrn sinken sah, sein Roß angehalten, um nicht, wie dieß der Trug seiner Feinde beabsichtigte, über denselben in die Grube hinab zu stürzen, und schnell riß er sein sich bäumendes Thier herum und verschwand auf dem waldigen Pfade, bevor noch die hervor brechenden Männer mit ihren Spießen und Geschossen ihn zu erreichen vermochten. Seine Flucht war nicht Feigheit; dem alten Manne war sein Leben zur Last; aber da er sogleich die Unmöglichkeit erkannte, seinen Herrn aus der Gefahr zu retten, so wollte er wenigstens die Kunde von des Feindes schmählicher List mit zurück bringen, damit Uto's Freunde, wenn er nicht schon sein edles Leben mit dem Sturze ausgehaucht hatte, zu seiner Befreyung sich waffnen könnten.

Und Uto war durch den Sturz nicht getödtet worden. Sein gewichtiges Streitroß war in die Pfähle gesunken, die von unten ihre verderblichen Spitzen herauf kehreten. Er war nur bis zur Ohnmacht betäubt. Aber welch ein Erwachen zu einem Leben, das ihm schrecklicher schien

als der Tod selbst! Denn da er wieder zu sich selbst kam, fühlte er sich durch einen der Pfähle des rechten Auges beraubt, und gefesselt, wie einen Verbrecher, trugen ihn die bewaffneten Knechte auf einer Bahre, die sie von Baumzweigen und ihren Lanzen gebildet hatten, nach der Burg seines Feindes. Hier nahm man ihm seine Rüstung, und ohne nur seine Wunde recht zu verbinden, ließ man ihn in einem schlechten Gewande in die feucht kalte Nacht des Burgverlieses hinab, in der sichern Erwartung, daß hier seine starke Kraft bald von selbst brechen werde in ewiger Erstarrung.

Doch Ulo, der sich von frühe an in allen Mühen des Krieges abgehärtet hatte, erlag nicht, und indeß auch an so ungünstigem Orte seine Wunde allmählig heilte, blieb ihm Zeit genug, über sein vergangenes Leben nach zu denken, und da standen nun zwey Frauengestalten licht vor der Dunkelheit seines Geistes, lockend und beschwend die eine, milde tröstend und verzeihend die andere. Nichts unterbrach die Einförmigkeit seines

Daſeyns, nicht einmal der Wechſel von Tag und Nacht, in dieſer dauernden Finſterniß, und nur dann fiel ein ſchwacher Schein des Lichtes zu ihm herab, wenn ihm ſein Wächter von oben durch das Gitter die ſpärliche Speiſe und den Krug mit Waſſer herab ließ; und ſo erkannte er nach und nach den Ort, an welchem er gefangen gehalten wurde. Es war der ziemlich weite Raum eines runden Thurmes, der unten tief bis unter den Boden hinab zu reichen ſchien, während er oben durch eine wagerechte Decke geſchloſſen war, in deren Mitte ſich eine viereckte Oeffnung befand. Durch dieſe konnte der Gefangene nur ſenkrecht an einem Seile hinab gelaſſen werden und das ſtarke wohl geſchloſſene Gitter oben und die rings gerade auf ſteigenden Wände machten jede Flucht unmöglich. Was noch einzig den Muth in ihm aufrecht erhielt, war ein dunkles, ihm ſelbſt unerklärliches Ahnden, daß ſo ſchmählicher Verrath nicht ungerochen bleiben und er nicht umkommen könne, ohne zuvor noch als Rächer aufgetreten zu ſeyn. Und einen Augen-

blick wenigſtens, aber auch nur Einen, leuchtete ſogar in ihm die Hoffnung naher, unerwarteter Rettung auf.

Denn einſt, da er in ſich ſelbſt verſunken da ſaß, ward er aufgeſtört durch ein Raſſeln oben an dem Gitter, und an einem Bande ſank allmählig eine Lampe bis auf den Boden vor ſeinen Füßen nieder. Hier blieb ſie ſtehen und erhellte nach und nach mit ihrem Scheine die Dunkelheit ſeines Kerkers. Sein entwöhntes Auge vermochte erſt eine Weile nicht in das Licht zu blicken; dann gewahrte er ein an der Lampe angeheftetes offenes Blatt. Er wandte ſeinen Blick darauf hin, und wie ein Strahl des Lebens drangen in ſeine erſtaunte Seele die Worte der Schrift: Verzage nicht; Hildegardis wird dir Rettung bringen.

Er ſank auf ſeine Kniee nieder und die gefalteten Hände nach oben, wie zu dem Himmel empor gehoben, und mit dem Auge aufwärts ſchauend, rief er aus tief bewegtem Herzen: So willſt du wirklich nahen, als ein rettender Engel

aus der Höhe! Er wollte noch weiter reden, aber von oben drang herab das höhnische Lachen einer rauhen Mannesstimme, und geröthet durch die Anstrengung des Hinabneigens, durch das von unten aufschimmernde Licht und zugleich durch die Gluth der innern Leidenschaft, blickte, wie die blutigrothe Fratze eines höllischen Geistes, Balderichs Angesicht zwischen dem Gitter herab, und er vernahm aus dessen Munde, der zu gräßlichem Spotte sich verzerrte, den Zuruf: Ob ich nicht Treue übe, sogar der Buhlin Blättlein in eure Tiefe auch hinab sendend? Hiermit verschwand wieder das Gesicht eben und in eisernem Handschuhe zog eine grimmige Faust die Lampe hinauf, die in dem Aufzeigen erlosch.

Uto aber fuhr in furchtbarer Wuth an den Wänden des Thurmes hin, wie ein Löwe, der in einen Behälter eingeschlossen, rasselnd an den Eisenfäden hin streift, vergeblich bemüht, sie mit allem seinem Grimme zu brechen. Der kurze Schein, der in seine Nacht gefallen, aber auch sogleich wieder erloschen war, erhöhete nur noch

die Dunkelheit derſelben. Da hörte er Glocken-läuten und Todtengeſang. Als ſich bald darauf ſein Wächter mit der Lampe über dem Gitter zeigte, ſo fragte er: was die Klagetöne zu bedeuten?

Hildegardis Begräbniß: war die Antwort.

Man hatte ſie zuletzt durch die Drehung, ihre Widerſetzlichkeit mit dem Tode Uto's zu beſtrafen, dahin getrieben, daß ſie nahe daran war, ſich in ihr herbes Loos zu ergeben; als es ihrem getreuen Haſan, unerachtet dieſer ſelbſt in Heriberts Schloſſe unter ſtrenger Hutz gehalten wurde, dennoch gelang, ihr von Uto's Schickſale und dem Orte ſeiner Gefangenhaltung Nachricht zu geben; und wie er ſie und den Ritter durch eine Zahl von Getreuen zu retten hoffe. Aber eben unter dieſen Wenigen befand ſich ein Treuloſer, der das Blatt, das er von Hildegardis empfangen hatte, ſtatt an den Eingekerkten, an Balderich übergab. Verzweifelnd an ſich ſelbſt und der Befreyung des Freundes trug ſie nach dieſem neuen Verrathe ihr Daſeyn nicht länger

und allmählig verſiegte ihr Leben in dem Gefängniſſe. Balderich aber ſuchte ſeine Schmach vor der Welt durch ein feyerliches Leichenbegängniß des Weibes zu verbergen, die er in ihrem Leben ſo wenig geehrt hatte.

Abermals ging einige Zeit hin, da drang lautes Geläute und Jubelruf in ſeine nächtliche Tiefe. Was ſoll der Freudenlärm bedeuten? fragte er, da der Wächter eben mit der Leuchte erſchien.

Heute wurde eure Burg gebrochen, ſagte der Mann.

Von neuem ſchwand eine Reihe ſchwarzer Meude an dem Eingeſchloſſenen vorüber. Da tönte der Trompeten und Geigen Schall und Stimmen des Glückrufes in ſeine Nacht herab. Was bedeutet der Reigen, fragte er, der Cymbeln und Poſaunen Hall?

Die Vermählung des Grafen mit der ſchönen Adelheid, entgegnete die Stimme von oben.

Wieder vollendete ein dunkles Jahr ſeinen Kreis, da ſchmetterte noch lauter der Jubel und

die Freudenstimmen und das Glockenläuten, und Geigen- und Flötenklang in sein nächtlich stilles Grab herab. Was bedeutet dieser lautere Freudenruf? fragte er abermals.

Dem Grafen wurde heute ein Zwillingspaar von Söhnen geboren! scholl es durch das Gitter herab.

Und hohl und furchtbar tönten diese Worte in Ute's Seele fort, als müßten sie jetzt erst seinen Kerker sprengen, die Mauern, und den Kerker seiner Seele. Der Treulose, sprach es in ihm, blühet fort, und dein edles Geschlecht wird ohne Sprößling verwelken!

Doch nun zog ihn öfter aus dem Sturme seiner Gedanken, daß er nicht, wie in einem empörten Meere, in demselben unterging, und die Verzweifelung nicht ganz über ihn obsiegte, ein seltsames Pochen, daß er von der einen Seite seines Thurmes zu vernehmen glaubte, und das in regelmäßigen Unterbrechungen, wie in Tagesferne, sich wiederhohlte. Erst klangen die Töne nur leise; dann war es, als ob sie näher zu ihm

heran drängen. Er legte sein Ohr an die Wand, und vernahm nun deutlich die Schläge, wie von einer gewaltsam an die Steine gestoßenen Eisenstange. Auf einmal war es wieder ruhig. Nach einer Stille, die etwa einen Tag lang dauern mochte, fingen die Schläge wieder an; sie wurden immer vernehmlicher; nun war es, als ob die Mauer zittere und die Steine durch von außen dagegen gerichtete Stöße erschüttert würden. Kaum wagte Uto, von seinem Glücke so oft schon betrogen, nur die Möglichkeit der Rettung zu denken. Aber jetzt fingen kleine Stücke an los zu springen, denen bald größere folgten, und nun fiel in seinen Kerker durch eine Oeffnung der Schein, nicht eines Lichtes, sondern einer Dunkelheit, die nur minder dicht war, als die seinige, und während durch die Mauerritze ein Brecheisen herab sank, vernahm er die Worte einer halb lauten Stimme, die ihn ermunterte von innen mit zu arbeiten. Durch die vereinte Anstrengung derer, die außen brachen, und seine Hülfe von innen that sich ihm endlich ein Thor auf, und zum

ersten Male nun wieder drang der Strahl der himmlischen Gestirne zu seinen erstaunten Blicken, und während er, ungewiß, ob auch jetzt eine neue schreckliche Täuschung seiner harre, die Augen aufwärts richtete, beugte sich eine kleine Gestalt in Eremitentracht durch die Maueröffnung zu ihm herab; sie lag in seinen Armen, an seinem Herzen; er vernahm — das Flüstern von Gisela's leisen Liebesworten.

Doch schnell riß sich Gisela wieder von ihm los. O laß uns nicht weilen, sprach sie ängstlich und freudig zugleich, daß nicht eine unglückliche Fügung uns in den Weg trete, und dich, den theuer Errungenen, lange Beweinten mir entreiße und auf immer von mir trenne! Aber nur höchst mühsam vermochte Uto, von seinem getreuen Hubert, der sich nun auch freudig heran drängte, und den Armen zweyer jüngern, gleich treuen Diener unterstützt, sich fort zu bewegen. Es war, als ob eine unbesiegliche Starrheit alle regsame Kraft seiner Glieder hemme und durch die lange Unthätigkeit alle Sehnen seines sonst so

gewaltigen Leides ihre Spannkraft verloren hätten; und der Tag übereilte sie fast, bevor sie den Ort erreichten, wo Gisela, das vielgetreue, liebereiche Weib, verborgen unter der Larve eines Einsiedlers, indessen im Geheimen auf Plane zu Rettung ihres Gatten gesonnen hatte.

O, sagte hier Mathilde, ich athme nun wieder ganz frey, Uto endlich aus der dunkeln Höhle befreyt zu sehen.

Auch ich, stimmte Clara bey; aber doch ist mir noch bange; denn noch ist die Geschichte nicht zu Ende, und ich fürchte, das ärgste Grauen kommt erst noch.

Aber wie ist Gisela in die Eremiten-Kleidung gekommen? wie gelang es ihr, diese Rolle durch zu führen? fragte Dorothea.

Was ist, entgegnete Edwin, der Liebe nicht möglich, daß sie es nicht endlich überwände? Oder, fügte er schalkhaft hinzu: zweifelt die Freundin des Priesters der Liebe hieran? Doch ich bin hier nur Vorleser und meine Geschichte wird von selbst alles aufklären; sie fährt aber so fort.

Giſela nähmlich war bey der Nachricht von dem traurigen Geſchicke ihres Gatten in einen betäubenden Schmerz verſunken, der jede Thätigkeit, ja faſt jede Kraft des Willens und Regſamkeit des Lebens in ihr hemmte. Dann hatte ſie ihre ganze Beredſamkeit, alle ihre Bitten fruchtlos aufgebothen, ihren Vater abermals zur Befreyung Uto's in die Waffen zu rufen. All zu gewaltig war der Grimm in dieſem, daß der Ritter mit Vernachläſſigung ſeiner edeln Tochter ſo ganz von einem buhlenden Weibe ſich hatte verlocken laſſen, als daß er es hätte über ſich gewinnen können, denſelben einer Schmach zu entreißen, die, wie der Entrüſtete ſtets wiederhohlte, nur eine geringe Buſe für ſeine große Schuld ſeye. Während deſſen bedrohete Balderich ſie ſelbſt in ihrer Burg, aus der ſie auf den Rath des erfahrenen Hubert, zur Nachtzeit in einem Korbe über die Mauern herabgelaſſen, mit einem einzigen Begleiter ſich rettete. Einige Tage darauf war jener ſelbſt mit der tapfern Beſatzung in einem Ausfalle hervor gebrochen

und hatte ſich glücklich einen Ausweg durch die Belagerer erkämpft, denen er nichts, als die leeren Mauern zurück ließ.

Giſela flüchtete ſich auf das Schloß einer Freundin. Denn ſie wußte wohl, daß ihr Vater, hätte ſie ſich in deſſen Schutz begeben, ſie nie aus demſelben gelaſſen und vielfach in ihren Forſchungen nach dem Looſe, das ihren Gatten getroffen, würde gehindert haben. In gänzliche Verborgenheit begraben, wollte ſie für ihren Vater und die ganze Welt todt ſeyn. Sie lebte einzig noch in dem Gedanken an die mögliche Rettung Uto's; und in ihren Forſchungen und dann, nachdem er einmal erſpähet war, in dem Verſuche zu deſſen Befreyung ſelbſt unterſtützte ſie auf das redlichſte der kluge Hubert im Vereine mit andern Getreuen, die in vielfach wechſelnder Kleidung, bald als Mönche, bald als Kaufleute oder herum ziehende Bänkelſänger den Umkreis von Balderichs und Heriberts Schlöſſern durchſtreiften, und denen es endlich gelang, ſich die gewiſſe Kunde zu verſchaffen, daß Uto auf der Burg des

ersiern gefangen gehalten werde. Aber welcher Kerker ihn verschließe, dieß schien ein undurchdringliches Geheimniß.

Doch auch damit schon glaubte Gisela viel gewonnen zu haben, nur einmal des Ortes gewiß zu seyn, wo sich Uto befand. Sie hatte durch ihre Diener von einer Klause gehört, welche sich in dem dunkeln Walde befinde, der den Rücken des Gebirges überschatte, welches die Burg des Grafen Balderich von dem nicht fernen See trenne, und während es sanft zu jener sich hinab neige, in schrofferm und kürzerm Hange zu diesem sich absenke. Vor vielen Jahren hatte ein heiliger Mann in dieser durch ihre Lage schauerlichen Wohnung gelebt; das Grauen des Ortes aber seit seinem Tode jeden andern Bewohner ferne gehalten. Unter der Hülle eines Einsiedlers beschloß sie von hier aus, in der Nähe ihres Gemahles, nach demselben zu forschen und — doch dieser Gedanke leuchtete nur wie der schwache Schein einer zwar schönen, aber fernen Hoffnung aus dem Hintergrunde ihrer Seele herauf —

dann deſſen Befreyung zu bewirken. Für die Verkleidung war bald geſorgt: ihr klares, reines Angeſicht verſchmähete nicht den ſchmuzigen Anſtrich; von ihrem Kinne herab floß ein weißer Bart und ihre zarte Geſtalt verbarg ein grobes härenes Gewand, unter deſſen dichter Kappe kaum ihre Augen hervor blickten. Ihre Diener aber hatten, um die Täuſchung vollkommen zu machen, voraus das Gerücht von einem heiligen Manne verbreitet, der das Gelübde eines ewigen Schweigens gethan habe, weil er einmal mit einem unbedachten Worte ſich vergangen, und unſtät von Land zu Land wandere, überall wunderſame Thaten verrichtend. So voraus angekündigt, erſchien ſie eines Tages in der einſamen Klauſe, gleich als ob ſie endlich in der dunkeln Abgeſchiedenheit des Waldes den Ort gefunden habe, wo ſie, ihrem Gelübde getreu, ihr Gott geweihetes Leben zu vollenden gedenke. Das Landvolk in der Nachbarſchaft glaubte ſich beſonders von dem Himmel begnadigt durch die Nähe eines ſo heiligen Mannes und es fehlte nicht an

gutmüthigen Menschen, die ihr fast täglich Speise brachten; außerdem sorgten auch ihre Diener für sie, die sich in den nahen Wäldern als Köhler aufhielten. Sie selbst erwiederte auf die Fragen derer, welche sie besuchten, nur mit stummen Geberden oder den kaum hörbaren Lauten leise lispelnder Worte; und durch ihre Kenntniß von den Heilkräften der Kräuter, an denen das Waldgebirge einen reichen Ueberfluß hatte, und die köstlichen Salben, die sie zu bereiten wußte, ward sie eine Wohlthäterin aller Leidenden und Kranken in der Umgegend. Ja bald erscholl ihr Ruf auch in die Weite und aus großer Ferne kamen Leute, um bey ihr gegen allerley Uebel Rath und Hülfe zu suchen, und sie gewann immer mehr den Ruf eines heiligen, ja eines von Gott mit besonderer Wunderkraft begabten Mannes. Und auf den einsamen, dicht verschlungenen Pfaden, die sonst nur das scheue Wild betreten hatte, ertönten nun oft die frommen Gesänge der zu ihrer Klause Wallenden.

Ihr selbst aber wurde oft bange bey der großen

Verehrung, die ihr durch die Menſchen zu Theile ward; und in ſo mancher dunkeln Nacht, wenn der Sturm gewaltſam die Wipfel der uralten Bäume ſchüttelte, erbebte ihre weibliche Seele bewältigt von den Schrecken des Ortes. Aber der Gedanke an Uto verſcheuchte dann wieder alles Grauen und in der ſchauerlichen Einſamkeit ſank ſie furchtlos auf ihre Kniee nieder. Herr, ſprach dann eine Stimme in ihrem unverzagten Herzen, du biſt mir nahe; wen ſollte ich fürchten? Wen deine mächtige Hand wahret, den vermag nicht die Tücke eines böſen Feindes zu erreichen. Mitten unter den Menſchen, auf wohl ummauerter Burg, drangen zu mir deine Gerichte; vielleicht, daß es deiner Gnade gefällt aus den Schatten des einſamen Waldes Hülfe zu reichen. Ein anderes Mal aber ſprach ſie in ſich ſelbſt die Worte: Wohl weiß ich, daß ich niedere Magd ſolcher Ehre nicht werth bin, aber dir, Heiliger, gefällt es oft, durch ein ſchwaches Gefäß große Gnade aus zu gießen über die, ſo dich fürchten; und du, Herr, zürne nicht, daß

ich sündiges Weib die Hülle trage eines frommen Mannes; ach ich thue es nur, einen Bedrückten zu retten von seinen Drängern und überschatte du ihn mit deiner Kraft, daß er nicht verzweifele in so schwerem Kampfe und seine unsterbliche Seele dir erhalten bleibe.

So brachte sie eine lange Zeit in der Einsamkeit mit Gebeth, Wohlthun und Forschung nach dem Entschwundenen hin. Aus Balderichs Burg kamen öfter die Diener zu ihr herauf, aber keiner schien mehr von dem Geheimnisse des Gefangenen zu wissen, als daß eine unsichere Sage unter ihnen ging, daß er in den unterirdischen Gefängnissen der Burg noch fort lebe. Schon verzweifelte Gisela, etwas erforschen zu können und beschloß das Leben, das sie zum Scheine begonnen, in rechter Buße und Andacht bis zu ihrem Tode fort zu führen, als der Knecht selbst, dem Balderich die Besorgung des Gefangenen anvertraut hatte, ihr eines Tages alles offenbarte.

Lange schon hatte diesen das Schicksal des unglücklichen Ritters gerührt, und sein Schmerz

wurde noch durch den Unmuth erhöht, den er in sich über den Vorzug empfand, welchen sein Herr vor ihm einigen seiner Mitknechte schenkte. Immer mehr befiel ihn bittere Reue, und auch er ging eines Tages insgeheim zu dem heiligen Manne hinauf, um bey demselben Trost zu suchen, indem er ihm das ganze Geheimniß enthüllte; dabey mit großer Geschwätzigkeit ausführlich den Ort beschrieb, wo Uto gefangen saß.

Nachdem aber Gisela so viel in Erfahrung gebracht, so ließ sie nun auch ihre große Liebe, unterstützt von der Klugheit ihres erfahrenen Burgvogtes, das Mittel zur Rettung ihres Gatten finden. Nach allen ausdrücklichen Bestimmungen des Knechtes umschloß den Gefangenen die Tiefe des Thurmes, der an der steilsten Seite des Schloßberges empor ragte, wo niederiges Gebüsch über die Felsen hin fast bis zu der Burg reichte, an deren Mauer hier ein dichter, ungewöhnlich großer Hohlunderstrauch von außen sich anlehnte. Diese Stelle ersah sich Hubert zu seinem Unternehmen. In der Stille vieler Nächte

klemm er mit zwey treuen Gefährten über die Steine und das Gestrüpp hinan, und begann, die feste Mauer da, wo sie von dem Strauche verdeckt wurde, zu durchgraben: ein Werk, das um so schwieriger war, da es ohne Geräusch mußte vollendet, und, stets abgebrochen, von neuem wieder begonnen werden. Denn so wie der Morgen grauete, mußten die in dem Verborgenen Arbeitenden sich entfernen, und sogar die Frucht ihres Gelingens verbergen, was sie dadurch erreichten, daß sie vorsichtig die ausgebrochenen Steine wieder in die gemachte Maueröffnung einsetzten. Zuletzt, da sie hoffen durften, das Gefängniß vollends zu eröffnen, trieb Gisela ihre Sehnsucht in der Nacht mit ihnen den Felsenhang hinan zu klimmen, und hier ward ihr die unaussprechliche Wonne zu Theil, an ihrer Hand den Theuern aus der Gruft, die lebend ihn verschlungen hatte, herauf zu führen.

Schon war Ulo an einem sichern Orte in der Klause verborgen, wo das sorgsame Weib dem Ermüdeten ein bequemes Ruhelager bereitet hatte

und ihn mit Speiſe und Trank erquickte, als das Pochen zweyer Pilgrime an der Thüre ſie von ihm abrief. Dieſe erzählten, wie ſich unten in dem Schloſſe ein kaum glaublicher Vorfall ereignet habe, indem aus dem verborgenſten Kerker ein Gefangener entronnen ſeye; vergeblich habe man in jeder Richtung Schaaren nach ihm ausgeſandt, und kaum könne durch eine andere Macht, als die des böſen Geiſtes ſelbſt, dem er ſich müſſe ergeben haben, die ſtarke Mauer des Thurmes ſo ſtill und insgeheim erbrochen worden ſeyn. Giſela reichte ihnen ſchnell die verlangten Heilmittel und ſie entfernten ſich bald auf ihren Wink. Aber kaum daß ſie fort waren, ſo erſchien nun auch einer von Uto's Dienern, den man vorn in dem Gebirge, wo der Blick frey bis zu dem Schloſſe hin ſchweifte, als Späher ausgeſtellt hatte; und brachte die Kunde, daß ein Trupp Bewaffneter den Waldweg herauf gezogen komme. Schon lag unten, hinter Geſträuch verborgen, ein Schiff bereit, das mit zuverläſſigen Männern beſetzt war. Mit Anbruch der Nacht

hatte es den Befreyeten über den See bringen ſollen. Doch jezt geboth die Sicherheit Eile. Der andere Diener, der mit Hubert in dem nahen Dickicht jedes Rufes ſeines Herrn gewärtig war, kam nun auch herbey und alle traten vereint den ſchroffen Hang des Berges nach dem Gewäſſer hinab die Wanderung an. Die Klauſe ward verſchloſſen und dieſe leer zu finden, konnte den Bewaffneten, wenn ſie naheten, nicht auffallen, da man gewohnt war, den Bewohner derſelben, wenn er Heilkräuter ſammelte, oft Tage lang das Gebirge durchwandern zu ſehen.

Uto ſelbſt, den ſeine zwey Diener unterſtützten, hatte, um vor einem ihnen zufällig auf dem Wege Begegnenden ſich zu verbergen, ein Büßergewand umgelegt, unter dem er die Waffen, womit ſeine Diener ihn verſahen, verdeckte, und für die lange, abgezehrte, ſchwankende Geſtalt mit bleichem, ſtark eingefurchtem Geſichte, den tiefen Augenhöhlen, aus denen nur Ein Auge hervor blickte, und dem langen, herab fließenden Barte ſchien nur dieß eine angemeſſene Tracht.

Sein ganzer Anblick war ſo fremd und Grauen erweckend, daß die Männer, als ſie unten glücklich das Ufer erreichten, entſetzt zurück fuhren, und nur erſt, da ſie ſeine Stimme vernahmen, ſich überzeugten, daß dieſer Mann in dem Bußgewande ihr Herr ſey. Aber eine gränzenloſe Wuth flammte von neuem bey ſeiner Erſcheinung in ihren Herzen auf, und erfreut, ihn endlich den Händen eines ſo unedeln Feindes entriſſen zu ſehen, ruderten ſie in ſo mächtigerer Kraft über den See hin, um ſo mehr bedacht, ſchnell das jenſeitige Ufer zu erreichen, da alle Zeichen ein nahes Wetter verkündeten.

Noch ruhten in beängſtigender Stille alle Wogen, aber ſchon ließ ſich das Rollen eines fernen Donners vernehmen. So mochten ſie etwa die Mitte des Sees erreicht haben, als ihnen eilends, mit aufgeſpannten Segeln, ein Schiff entgegen kam. Nun war es ihnen nahe genug, um auf deſſen Verdecke einige Männer und mehrere Frauen zu erkennen. Da begann der Schiffer einer: das iſt die Gräfin Adelheid mit ihren

Söhnlein, die oftmals drüben über dem Wasser eine Schwester zu besuchen pflegt, und in diesem Augenblicke war das andere Schiff bey dem ihrigen angelangt, und man winkte ihnen, an zu halten. Ich verstehe dich, dunkle Macht, sprach Uto in sich selbst, und er befahl seinen Leuten, dem Winke zu gehorchen. Und nun richtete sich die Gräfin auf, die, in ihre Schleyer eingehüllt, in tiefer Angst da gesessen war, ihre beyden Wärterinnen zu ihren Seiten, von denen jede eines der Kinder hielt, und sie flehete zu dem heiligen Manne von dem Walde und dessen frommen Gefährten, ihren Knäblein, welche ihnen die Frauen entgegen reichten, den Segen zu ertheilen und für sie um den Schutz des Himmels zu bitten, wenn das Wetter sie noch auf dem See ereilen sollte. Gisela stand in stummer Verwirrung da. Uto's lange Gestalt aber hob sich schauerlich empor. Adelheid, die ihm jetzt in das grausige Angesicht und die leere, tiefe Augenhöhle blickte, sank, von seinem andern Flammen sprühenden Auge, wie von einem Blitze des Entsetzens

getroffen, auf ihren Siz nieder; er aber faßte mit ſeinen beyden Händen, von denen die Betrogenen Segen erflehet hatten, das Zwillingspaar, riß die Knäblein gewaltſam aus den Armen ihrer Wärterinen und ſchleuderte ſie in die Fluthen hinab. Solcher Segen, rief er mit furchtbarer Stimme, blühet aus euerer Mordgruft herauf! Giſela aber faßte ſtarres Grauen. Nun, klagte ſie mit bebendem Tone, biſt du verloren; ſolche Schuld findet keine Gnade! Nun biſt du auf ewig mir entriſſen! Da tauchte, noch bebend, und mit ängſtlichem Wimmern eines der Kindlein zur Seite des Schiffes auf, von einer Woge empor getragen. Von neuem will Ulv es hinab ſtoßen.

Aber da quoll freudig und mild in göttlicher Kraft der Born der Liebe aus dem Herzen Giſela's und ein neuer Hoffnungsſtrahl leuchtete plözlich durch die Nacht ihrer Seele. Und ſie drängte ſich zwiſchen ihren Gatten hin. Nein, das Kindlein retten! rief ſie, und den Gatten retten! klang es in ihrer Seele nach; und ſchon

hatte sie ihre Hand ausgereckt, und noch bevor es Uto zu erreichen vermochte, drückte sie schon das wimmernde Kind an ihr Herz und verbarg das von Kälte starrende Wesen unter ihrem Eremitenkleide.

Aber in diesem Augenblicke lös'te sich, wie durch das andere in die Tiefe des Sees hinab geschlungene Opfer, hervor gerufen, mit furchtbarem Geheule der Sturm los, und braus'te in die Segel des andern Schiffes, auf dem noch, wie von Schrecken gelähmt, stumm und regungslos, ohne Hülfe und Wehre, Männer und Frauen da standen, und der Wind trieb in schneller Flucht das schwankende Fahrzeug hin, und sie hörten es krachend an die Klippen anstoßen, und sahen es umschlagen und mit seinen Segeln die Wellen peitschen und vernahmen durch den Sturm den Angstruf und das Klagegeschrey der Ertrinkenden. Aber ob sie auch hätten Rettung bringen wollen, jezt begann auch ihr eigenes Schiff, vom Strudel gefaßt, schnell wie ein Kreisel, sich herum zu drehen. Alle achteten sich verloren;

da trat Ute, der in dem entſetzlichen Seelenkampfe alle Lähmung und Feſſeln des Leibes ſchien zerſprengt zu haben, an das Steuerend Stelle, und in dem Büßergewand, zwiſchen dem der blanke Harniſch durchſchimmerte, ſaß an dem Steuerruder der Ritter, der kein Erdengrauen mehr zu kennen ſchien, ſeit er den ewigen Schrecken Trotz gebothen; und in dem Sturme, auf empörtem Meere und in dem ſchwankenden Fahrzeuge ſtand, wie von überirdiſcher Kraft gehalten, Giſela ſtill und ſelig da, und zwey fromme Mutteraugen blickten aus der Eremiten-Maſke auf das Kindlein hin, das ſie an den Buſen angeſchmiegt hielt. Mit höchſter Anſtrengung arbeiteten die Knechte alle und ſo fuhr das Schiff über die toſenden Wogen, auf und nieder ſteigend, wie über Thal und Hügel, auf dunkler Bahn hin, die nur von Zeit zu Zeit der Blitz erhellte. Und je mehr ſie dem Ufer nahen, um ſo mehr mindert ſich die Wuth des Sturmes, minder furchtbar iſt das Krachen des Donners, ſeltener erfolgen die Blitze. Das Gewölke zerreißt immer

mehr über ihren Häuptern; schon blickt an einzelnen Stellen das blaue Auge des Himmels tröstend nieder, und wie sie jetzt das Ufer erreicht haben, da tritt noch vor ihrem Untersinken die Sonne zwischen den Wolken hervor, und während sich die Schiffer, dankend, das Land gewonnen zu haben, auf ihr Angesicht nieder werfen, schreitet Gisela, das Knäblein auf dem Arme, in dem letzten milden Scheine des Abendlichtes die Felsen der Anfahrt hinan; und als Uto sie so, wie eine himmlische Lichtgestalt, vor sich her wandeln sah, da ward sein Herz erweicht und mit sanfter bebender Stimme rief er: ja, du treue Magd Gottes, du hast mein verhärtetes Herz bezwungen. Und sie wandte sich um und breitete ihm ihren Arm entgegen, und er sank vor ihr auf die Knie nieder, und verbarg sein Haupt an ihrem Herzen, an dem es neben dem Kindlein Raum hatte.

Noch besaß Uto eine kleine Burg in einem fern entlegenen Waldgebirge. Dahin begab er

ſich jetzt mit ſeinem Weibe, und hier lebte er von nun an, in gänzlicher Losgeſchiedenheit, allein nur der Vielgetreuen und der Erziehung des Knaben, dem beyde Gatten Vater- und Mutterſtelle vertraten. Als dieſer unter ihrer Leitung zu einem herrlichen Ritterjünglinge aufgeblühet war, führte ihn Uto nach dem Schloſſe ſeines rechten Vaters. Dieſer hatte indeſſen mit einem dritten Weibe ſich vermählt, aber ohne ſich von ihr eines Sohnes oder einer Tochter zu erfreuen. Eine tiefe Stille herrſchte in der Burg, gleich als ob ſie verödet wäre. Und da dem Grafen jetzt gemeldet wurde, zwey Ritter harreten unten und bäthen, vor ihn gelaſſen zu werden, ſo befahl er, ſie ohne Zögern herauf zu führen. Und wie bebte er nicht, da jetzt Uto herein trat, aber wie freudig zugleich erſchrak er, als dieſem ſein jugendlicher Begleiter folgte und ſein eigenes, verjüngtes, blühendes Bild an deſſen Seite vor ihm ſtand.

Dein Sohn iſt es, ſprach der Ritter und der meinige; er vereinige unſere Nahmen und unſere

Güter. Darauf erzählte er dem Grafen alles, wie es sich begeben hatte, und beide schwuren Versönung einander zu und dankten vereint der himmlischen Macht, der es gelungen war, durch die fromme Liebe eines Weibes solche Wunder zu vollbringen.

Und indem nun Edwin das Heft aus den Händen legte, schloß er mit der Frage: Und ist nun Gisela's Wort erfüllt: ist Uto gerettet?

Wohl, rief Friedrich begeistert aus, er ist es; so führet reine Liebe zum Lichte, zum Leben, zur Versönung.

Freylich, sagte Theobald, wenn wir die Stimme unseres Herzens zu Rathe ziehen, so können wir kaum an seiner Rettung zweifeln; aber doch ist es eine fast zu ernste Frage für diese Nachtstunde.

Und, sagte Wilhelmine, zu Edwin gewendet, so anmuthig ihre Dichtung beginnt und so ver-

sönend sie schließt, so hat doch dieser milde Ausgang die früher in meinem Gemüthe erregten Schrecken nicht ganz verwischt.

In der That, fügte Clara hinzu, so sehr wir Ihnen für Ihre Dichtung danken, so werden wir Sie dennoch, wenn uns die Nacht schauerliche Träume im Schlafe beunruhigen, dafür zur Verantwortung ziehen, der sie auch hier sich als den Freund der Schrecken bewähren.

Damit seine Verdammung nicht zu groß werde, sprach hier Dorothea, sich zu Mathilden wendend, so lassen Sie uns, Liebe, versuchen, ihm zum Danke einen Theil des schauerlichen Eindruckes zu zerstören, den seine Geschichte hervor gebracht hat.

Damit ergriff sie ihre Freundin bey der Hand und führte sie zu dem Flügel, und beyde stimmten eine schöne, besänftigende Kirchenmelodie an, in welche die Männer wechselweise mit einfielen. In der ruhigsten freudigsten Stimmung trennten

ſich endlich die Freunde, als eben der Wächter die Mitternachtſtunde verkündete, nachdem ſie einander gute Nacht und Burkhard noch ganz beſonders Edwin eine Erſcheinung ſeiner holdſeligen Hildegardis in dem Traume gewünſcht hatte.

# Viertes Bild.

## Die beyden Pfarrer zu Chriſtenfels.

In der Frühe des andern Morgens erſchien Johannes wieder und wandelte ſchon eine Weile in dem Garten auf und nieder, bevor noch die Freunde von ihrem Lager ſich erhoben hatten. Sie waren verwundert, als ſie in dem Saale zum Frühſtücke ſich verſammelten, ihn ſchon zu treffen. Er brachte allen die herzlichſten Grüße von dem Bruder, über den man ſich erſt eine Weile unterhielt; dann berichteten ſie von ihrer Seite dem Freunde, wie ſie den Abend hingebracht hatten und ſpät bis in die Nacht zuſammen geweſen waren. Man wiederhohlte ihm den Hauptinhalt von Edwins Erzählung und Friedrich

pries wieder in hoher Begeisterung die Allgewalt der Liebe, und seinen Freund Edwin, dem, wie er sagte, zumal die Frauen Dank schuldig seyen, daß er eine edle Frauenseele erwählt habe, um an derselben die Wunder der Liebe zu offenbaren.

Theobald aber brachte von neuem die Frage Edwins in Anregung: ob denn nun Uto wirklich gerettet seye und auch in sich selbst volle Versöhnung gewonnen habe?

Folgen wir dem Urtheile unserer Herzen, stimmte Johannes ein, gewiß; aber setzte er hinzu, denke ich mir, es habe sich alles so ereignet, wie unser Freund es dargestellt hat, so möchte wohl kaum der Ritter mit allem, was er an dem Sohne seines Feindes that, ein volles Genügen in sich selbst gefunden, und sich selbst die Verzeihung zuerkannt haben, die wir ihm so willig zugestehen.

Aber, fragte Clara, was ist es, daß in so vielen Fällen, wo die andern uns lange schon entschuldigt und uns vergeben haben, wir uns selbst am wenigsten verzeihen können?

Sollte, entgegnete Theobald, der Grund nicht vielleicht darin liegen, daß, so sehr auch andere geneigt sind, uns durch ein Zusammentreffen äußerer irre leitender oder überraschender Umstände zu entschuldigen, wir selbst am besten wissen, wie am Ende die Schuld doch nur an uns selbst lag und wir sie wohl hätten meiden können, hätte es uns nur nicht an dem ernsten, recht kräftigen Wollen gemangelt. Und daß wir, sagte Johannes, so sehr ich unserm Freunde Friedrich in seinem Lobe der Liebe beystimme, doch hierbey Eines nicht übersehen.

Und das wäre? fragte Friedrich.

Ich meine, sagte Johannes, es kann ein Mensch sich in dem höchsten Grade nicht bloß gegen die Seinigen liebevoll und freundlich erzeigen, sondern auch auf eine glänzende, und allgemein angestaunte Weise alle, die auf ihn blicken, mit herrlichem Worte und ungewöhnlicher That zu Begeisterung anregen, und doch genügt er sich selbst nicht und kann bey allem diesem sich in sich selbst recht unglücklich fühlen.

Ich wünschte, sagte Burkhard, um mich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen, die, in solcher Allgemeinheit ausgesprochen, mir nicht ganz klar ist, dieselbe in einem bestimmten Beyspiele mir näher vor den prüfenden Blick der Seele gestellt zu sehen.

Es möchte dieß, sagte Friedrich, keine leichte Aufgabe seyn.

Es dünkt mich dieß dennoch so schwer nicht, erwiederte Johannes, dem Theobald nach augenblicklichem Nachsinnen beyfällig zunickte. Denn es kann der Mensch vieles nicht eben bloß aus unreinem Triebe, aber doch auch nicht rein aus dem höchsten und lautersten Grunde vollbringen, und da nur fängt er an bey allem Wirken und Lieben sich ganz und vollkommen zu genügen, wo er auch vollkommen sich bewußt ist, nur das Göttliche, nicht sich selbst zu wollen, wo er gleichsam aus sich selbst heraus getreten ist, und einer höhern Macht zu freudigem Dienste sich gewidmet hat.

Dieß wird schon etwas klarer, sagte Ma-

thilde, aber doch, dünkt mich, ſteht die Behauptung noch in zu groſser Allgemeinheit da.

Was ich hiermit ſagen will, verſetzte Johannes, habe ich mich neulich bemüht in einer Erzählung klar zu machen, die ich für unſere geſellſchaftliche Unterhaltung beſtimmt habe, und welche ich gern mittheilen möchte, wenn ich nicht fürchtete, es möge jezt zu ſpät ſeyn, da wir Bewohner des untern Thales auf den Nachmittag unſere Abreiſe beſtimmt haben.

Aber dieſem widerſprachen alle; vielmehr, behaupteten ſie, könne der Morgen nicht angenehmer hingebracht werden, als wenn er mit ſeiner Erzählung ſie unterhalten wolle. Clara ſchlug dazu die groſse Laube des Gartens vor; und ſo begab man ſich denn hinaus. Nachdem aber alle ſich nieder gelaſſen hatten, ſo begann Johannes auſsen in der duftigen Morgenkühle, während das Geläute aus dem nahen Dorfe gar feyerlich mild durch das Thal hallte, ſeine Vorleſung alſo:

Was für Klänge hallen ſo ernſt und feyerlich durch die Stille des Morgens herüber? wie ein

Ruf des Herrn an seiner Schöpfung Werke: Sinket nieder ihr Kinder des neu erblüheten Lebens und bethet an den Meister, der das Leben weckt und auch jetzt wieder mit grünen Kränzen und duftenden Blüthen geschmückt hat sein weites Haus!

Nun schweigt es.

Aber von neuem tönt es zu meinem Ohre, und was für Töne wehen nun, wie ein lieblicher Hauch, leise herüber? Sind es Menschenstimmen? Ist es der Gesang der Geister in der Höhe? Haben die stummen Kinder der Natur endlich den Laut gefunden, in dem sie verkünden des Allvaters Lob, vor dem sie sonst nur in schweigendem Danke sich neigen, weil sie nicht Zunge haben noch Sprache?

Es ist das Geläute von Christenfels.

Es ist der Festgesang der Gemeinde bey der Pfingstfeier.

Aber mehr noch würde dein Herz beben in innerer Wonne, könntest du, nun die Glocken-

töne verklungen und der Geſang verſtummt iſt, auch des Predigers Wort vernehmen; feyerlich, ernſt, freudig, kräftig und mild ſtehet er da an heiliger Stätte. Alle Blicke hängen an ſeinen Lippen und manche Thräne fällt aus einem Auge nieder; aber es iſt nicht die Zähre des Schmerzes, es iſt die Perle, in der die Wehmuth der Seele ſich aufgelöſt hat und herab träufelt von der Wimper, aber innen iſt nur Freude in dem Herzen und Friede und himmliſche Stille.

Die Gottesfeyer iſt nun beendet; und von den Vätern der Gemeinde begleitet, die ihm nachfolgen, ſtolz, ſolch einen Lehrer zu beſitzen, tritt nun auch der junge Pfarrer heraus; ſcheidend gräßen ſie ihn, mit freundlichem Blicke dankend für die genoſſene Seelenlabung. Ihn ſelbſt umfängt nun die nahe Pfarrwohnung. Er tritt an den dem Vater entgegen jauchzenden Kindern vorüber, hinauf in ſein Arbeitszimmer. Hier legt er den Kirchenſchmuck von ſich, und müde und erſchöpft wirft er auf ſeinem Sitze ſich nieder, und in ſich ſelbſt murmelt er etwas, als ob

es von denen klänge, „die ihren Lohn dahin haben.“

Aber iſt denn nur er ſelbſt nicht gelabt, der ſo vielen Erquickung reichte? nicht freudig in dem Gotte, den er ſie erkennen lehrt?

Willſt du blicken in das Innere des Mannes; lies, vernimm dieſe Geſchichte; erkenne, wie auch ein Edler irren kann, aber weil er ein Edler iſt, nicht endlich in der Irre ſich verliert.

---

Biſt du ſchon an einem Sommermorgen durch eine reiche Landſtadt gewandelt? Frühe mit den erſten Strahlen lebet ſchon alles auf und neben dem Lärm ländlicher Geſchäfte ertönt der Klang ſtädtiſcher Gewerbe. Aber allmählig, ſo wie die Sonne höher ſteigt, wendet ſich alles nach außen, und in eben dem Maaße, als auf den Feldern die Scene von einzelnen Gruppen arbeitender Menſchen ſich belebet, wird es leerer in den Straßen der Stadt. Nur noch Kinder ſpielen vor den Häuſern, aus denen hier und da der Hammer oder die Säge tönt; ein gebückter Greis

ſitzt hier und dort mit einem Kinde vor der Thür; denn obgleich er nicht mehr ſtark genug iſt, Theil zu nehmen an dem Werke ſeiner rüſtigen Söhne, ſo beſitzt er doch noch die Kraft, des Enkels zu warten, der ihm von dem Arme lächelt oder zur Seite des Großvaters mit einem kleinen Spielzeuge beſchäftigt iſt; und von der Straße hallt nur hier und da der Ruf des Fuhrmannes, der mit ſeiner ſtarken Stimme die ſäumenden Thiere antreibt, oder auf leichten Rädern rollt mit lautem Raſſeln ein Wagen vorüber, aus dem gepuzte Leute freundlich grüßen. Neben ab von der Straße, hinter Linden und Kaſtanien verſteckt, ſtehen die zwey Pfarrwohnungen, unfern von einander, als ſolle ihre Nachbarſchaft hindeuten auf die Nähe der Herzen derer, die in denſelben wohnen. Dort, wo der Brunnen bey dem Eingange rauſcht und man unter Traubengeländern, die den Hofraum überdecken, in die zwiſchen dem Grün dunkel durchſchimmernde Behauſung tritt, wohnet der alte Pfarrer; hier wo in dem freyen Hofe unter Ha-

felsauden steinerne Bänke um einen Tisch her zum Sitze einladen, und rings an der Hofmauer Rosenstöcke und Syringen gepflanzt sind, wo das Reblaub an dem weißen Hause hinan rankt, und die Fenster bekränzt, die den Blick darbiethen nach dem nahen Garten und über die reiche Ebene nach den blauen Bergen hin, über denen am Morgen die Sonne hervor tritt, — hier wohnt der junge Pfarrer.

Gemeinsam theilen beyde die Sorge für die ihnen anvertraute Gemeinde, und brüderlich und freundlich, ohne gerade oft zusammen zu treffen, wirken und leben beyde neben einander, jeder in seinem Kreise, in den Lieblingsideen und Beschäftigungen, in denen er aufgewachsen und gebildet worden war; jener noch in seinem Hause fort erhaltend die Weise und die Erinnerungen einer vergangenen Zeit, dieser, ohne von der neuesten ergriffen worden zu seyn, doch in ihrem Sinne um sich schaffend eine mehr ideale Umgebung; dort ein Haus, das seine Kinder schon ausgesandt hat, hier eine zahlreiche Familie; beyde

Väter vereinigt durch gleiche Amtstreue, Eines durch den Geist der Religion, die beyde verkünden.

So lebten sie lange, ihre Gemeinde nicht minder durch ihre Einigkeit, als ihre Predigt erbauend, und auch aussen siehest du jetzt den Frieden nicht zwischen ihnen gestört; sie haben zu viel Gewalt über sich selbst, zu viel Sinn für das Anständige, zu große Gewissenhaftigkeit in dem, was sie ihrer Gemeinde schuldig sind; aber innen ist unsichtbar ein Feind zwischen sie getreten und hat ihre Herzen einander fremd gemacht.

Nach alter Sitte wechselten beyde bey der sonntäglichen Erbauung: wer das eine Mal an dem Morgen der Gemeinde das Wort des Herrn verkündet hatte, that es das andere Mal am Nachmittage; sonst war die Seelsorge und was von amtlichen Verrichtungen an den Werktagen vorfiel, nach den Wochen unter beyde getheilt, so daß jeder stets das ganze Pfarrgeschäft acht Tage lang besorgte, um es dann auf gleiche Frist seinem Amtsbruder einzuräumen. Den Vorsitz

in der Versammlung der Aeltesten und Vorsteher der Gemeinde und den Vortritt bey öffentlichen Aufzügen oder Verhandlungen führte stets der ältere Pfarrer. Fest schien eines jeden Wirkungskreis bestimmt, und doch war es der Eingriff des einen in die Rechte des andern, was beyde trennte.

In dem Städtchen lebte eine altadeliche Familie. Wo unten der Weg nach der Ebene hinab führt, stand ihre alterthümliche Wohnung, die mit Mauer und Graben umschlossen, über welchen letztern eine Brücke führte, an eine Burg der Vorzeit erinnerte, und beyde Bewohner schienen auch an Ton und Weise noch einer längst entschwundenen Vergangenheit an zu gehören, und die Mauer nur darum um sich gezogen zu haben, um in solcher Abgetrenntheit desto ungestörter sich selbst und der Zeit ihrer Jugend leben zu können, die innerhalb ihres Bezirkes unverändert fest zu stehen schien, während alles außen vielfältigen Wechsel erlitten hatte. Doch nun hallte laute Freude an dem sonst so stillen Orte. Eine Tochter des Hauses, die an einen Herrn in einer

nahen Stadt vermählt war, hatte sich eingefunden, um in der Pflege der Mutter desto bequemer ihre Wochen zu halten; und wie unaussprechlich groß war der Jubel der alten Leute, als der erste Enkel, und zwar ein großer, kräftiger Knabe, glücklich zur Welt geboren ward. Die ganze Stadt und Nachbarschaft ließ es an den gebührenden Glückwünschen nicht mangeln, und feyerlich sollte das Taufest des Neugeborenen begangen werden.

Die Gattin des alten Pfarrers war bey der gnädigen Frau wohl bekannt und gern gelitten. Sie pflegte regelmäßig jeden Sonntag durch den Bedienten, der dann immer sein Staatskleid anhatte, zum Kaffee eingeladen zu werden und stattete auch wohl während der Woche in dem Schlosse einen Besuch ab. Weil ihr Gatte die weltlichen Karten in seiner geistlichen Wohnung nicht duldete, so hatte es um so mehr Reiz für sie, ihrer hohen Gönnerin, und auch sich selbst, durch ein Spielchen den schleichenden Gang einer langen Stunde zu beflügeln, und mit welcher stillen Andacht saßen dann die beyden dürftigen

Damen da, und betrachteten durch die Gläser mit den schon geschwächten Augen die Blätter, erst lange wohl erwägend, was das Spiel jetzt fordere. Ueberhaupt war die alte Pfarrerin eine kluge Frau, die, was der amtliche Ernst und die Starrheit des Gatten oft schien verderben zu haben, durch ein freundliches, schmeichelndes Wort stets wieder gut zu machen bemüht war, und wenn er in seinem Eifer den Vortheil des Hauses oft wenig bedachte, so suchte sie diesen um so mehr zu wahren; und ohne den Schein zu haben, als ob sie die Herrschaft im Hause führe, wußte sie stets den Gatten auf eine Weise zu leiten, daß endlich doch alles nach ihrem Willen geschah. Nur in Amtsgeschäften war ihr sogleich von frühe an alle Stimme und Berathung untersagt, und nach und nach hatte sie sich darein ergeben, obgleich auch hier ihr Einfluß zuweilen nicht unbedeutend war. Solch ein außerordentlicher Fall aber, wie die Taufe in dem Schlosse, hatte sich seit der Geburt der Tochter, die nun selbst Mutter geworden, in dem Städtchen nicht ereignet.

Solcher Vortheil durfte nicht ihrem Hauſe, ſolche Ehre ihrem Manne nicht entgehen. Und wie hätte nicht die gnädige Frau mit ihr gleiche Wünſche theilen und die hoch gehaltene Geſellſchafterin begünſtigen ſollen? Man hatte ausdrücklich einen der letzten Tage aus der Woche des alten Pfarrers beſtimmt; ſchon waren nach allen Seiten Bothen ausgeſandt worden, theils die Gäſte ein zu laden, theils das Nöthige zu einer groſſen Feſtlichkeit herbey zu bringen, und in Küche und Keller groſſe Vorkehrungen getroffen worden, als an dem Abende vor dem zu dem Feſte beſtimmten Tage ein Reitender von einem Verwandten der Familie, einem Grafen, der auf einem nahen Landſitze lebte, mit der Nachricht ankam, daß plötzlich eingetretene Hinderungen es ihm unmöglich machten, vor der nächſten Woche zu erſcheinen, und ihm hier vor ſeiner nahen Badereiſe auch gerade nur ein einziger Tag noch übrig bleibe. Der Graf war der Hauptpathe, hatte ſelbſt keine Kinder, und man erwartete, daß er des Neugebornen, dem er ſeinen Nahmen verlieh, einmal in ſei-

nem Teſtamente reich gedenken werden. Hier durfte man nicht anſtoßen und die Taufe mußte nach ſeiner Bequemlichkeit aufgeſchoben werden. Aber doch erregte dieſe Nothwendigkeit nicht minder ſchwere Ueberlegungen in dem Pfarrhauſe als in dem Schloſſe. Denn auch der alte Pfarrer hatte ſich groß gerüſtet mit einer ſchönen Rede, durch die er alle erbauen wollte, und mit einem langen Gedichte, das er nach echt claſſiſcher Form in Hexametern verfertigt und worin er voraus die Herrlichkeit dieſes Tages geprieſen hatte. Und ſollte nun aller dieſer Aufwand von Zeit und Mühe umſonſt ſeyn und er der Ehre entbehren, der er voraus ſchon in ſeinem Geiſte genoß? Und doch gehörte die kommende Woche ſeinem Collegen an. Aber die Sophiſtik der Pfarrerin war auch hier nicht verlegen. Es iſt dieß ein außerordentlicher Fall; die Regel, welcher die Einheimiſchen unterliegen, kann billiger Weiſe nicht die Auswärtigen, am wenigſten eine ſo hohe Herrſchaft binden; bey einer ſolchen Feſtlichkeit fordert es ſchon die Würde der kirchlichen Handlung, daß ſie von

einem betagtern Manne verrichtet werde; auch ist ihr Gatte bereits schon dazu eingeladen, wobey es ein an und für sich gleichgültiger Umstand ist, ob er das ihm bestimmte Geschäft sogleich, oder einige Tage später verrichtet, und sein bescheidener Herr Amtsbruder begehre gewiß diese Ehre nicht für sich. So urtheilte die Frau und der Mann verrichtete, nach einigen Bedenklichkeiten, mit aller festlichen Feyer die Taufhandlung; und an dem folgenden Tage erschien in seinem Staatskleide der Bediente der Herrschaft, und überbrachte nebst reichen Ueberresten des gestrigen Mahles vier gewichtige Goldstücke.

Aber anders sah den ganzen Vorgang der junge Pfarrer an. Weder die Ehre noch der Vortheil reizte ihn, und gern hätte er das Ganze seinem ältern Amtsbruder überlassen, wenn dieser auf die geziemende Weise ihn darum angesprochen hätte. Aber das Unrechtmäßige der Handlungsweise des alten Mannes, dessen Schwäche, daß er hier durch die Einflüsterungen seiner Frau sich

verleiten ließ, von seiner gewohnten Strenge ab zu weichen, kränkte ihn, und er hatte sich erst vorgenommen, seinen Collegen über diesen Eingriff in seine Rechte zur Rede zu setzen. Aber es konnte scheinen, als ob der ihm entgangene Vortheil ihn dazu bestimme; auch dieser Schein nur war ihm unerträglich. Zugleich fürchtete er, es möge bey der Schroffheit des Characters seines Amtsbruders hieraus ein völliges Mißverhältniß zwischen ihnen beyden und ein grosses Aergerniß für ihre Gemeinde hervorgehen. So schwieg er aus höherer Rücksicht, wo er sich zu reden berechtigt glaubte. Aber eine gewisse Kälte ließ doch dieser Vorfall in seinem Innern zurück, und vollends zum Widerstreite regte ihn ein Urtheil des alten Pfarrers über ihn an, das ihm wieder berichtet wurde. Jener nähmlich hatte, da man ihn um seine Meinung über seinen Mitarbeiter fragte, ziemlich unvorsichtig geäußert: es könne mit der Zeit etwas aus dem jungen Manne werden, wenn er mit dem Eifer, womit er begonnen habe, fortfahren, und besonders die ältern

Prediger mehr zum Muſter nehmen werde, ſtatt ſeinen eigenen Ideen zu folgen.

Es ſollte alſo erſt etwas aus ihm werden und er den ältern, dem er ſich in jeder Kunſt und Kenntniß geiſtlicher Amtsführung, wenn nicht überlegen, wenigſtens gleich glaubte, zum Muſter nehmen. Der Stolz des ſich ohnehin ſchon gekränkt fühlenden, ward hierdurch tiefer verletzt, als er nur ſelbſt ſich bewußt war. Sein ganzes innere Streben erhielt eine mächtige Anregung. Er wollte zeigen, wer von ihnen beyden dem andern an Geiſt und Kraft überlegen ſeye, und wie es einzig von ihm abhänge, wie weit er ſeinen ältern Amtsbruder hinter ſich zurück laſſen wolle. Bisher hatte er ſein Amt mit vieler Treue geführt, aber doch war er ſich bewußt, daß er zuweilen immer noch etwas mehr für daſſelbe hätte thun können. Er hatte ſich vielfach mit der Lectüre der Dichter alter und neuer Zeit und beſonders mit der Geſchichte beſchäftigt, und nicht ohne Beyfall den Verſuch gemacht, in einige beliebte Zeitſchriften von Zeit zu Zeit kleine Bey-

träge zu liefern. Alles dieß wollte er jetzt beseitigen, ganz und ausschließlich nur seinem Berufe sich weihen; und einmal in höherem Sinne, als dieß gewöhnlich geschieht, sein pfarramtliches Wirken auffassen und vollführen; und den Versuch machen, wie fern es ihm gelänge, an Ernst und Kraft, Freudigkeit und Begeisterung den ersten Predigern des göttlichen Wortes näher zu kommen.

So bald aber diese Idee einmal in seinem lebendigen Geiste Macht gewonnen hatte, so begeisterte sie ihn bald auch durch sich selbst, und, wie es zu geschehen pflegt, der Anlaß, welcher von außen seinem innern Streben den Stoß gegeben hatte, ward vergessen, aber die dadurch gewonnene Richtung verfolgte er mit vielem Eifer fort, und, was bey seiner ungemeinen Kraft und seinem Talente nicht fehlen konnte, mit großem Gelingen; bis er mit Trauer erkannte, daß er, sich selbst unbewußt, eine falsche Richtung gewonnen hatte.

Das Erste, was er unternahm, war, sich

ſelbſt und die Seinigen mit den Gliedern ſeiner Gemeinde in einen vielſeitigern Verkehr zu ſetzen, um ſo auf jede Weiſe ihr Vertrauen zu gewinnen und deſto ſicherer auf ſie einwirken zu können. Seine Gattin hatte, als treue Mutter einer zahlreichen Familie, ihr Leben bisher faſt ausſchließlich auf ihr Haus und die Sorge für ihre Kinder beſchränkt. Nun knüpfte dieſe vielfaltige Verbindungen mit den angeſehenern Frauen des Städtchens an und auch ohne ihre Begleitung ſtattete ihr Gatte öfter Beſuche in den Familien ab. Einer Zahl von Kindern ertheilte er in verſchiedenen nützlichen Gegenſtänden Unterricht. Alles das geſel und verſchaffte ihm ſelbſt Gelegenheit, mit dem tiefern geiſtigen Bedürfniſſe ſeiner Gemeinde immer vertrauter zu werden. Alle ſeine Predigten arbeitete er mit der größten Sorgfalt aus und prägte ſie mit ihren Bildern und überraſchenden Wendungen ſtrenge ſeinem Gedächtniſſe ein. Dadurch gewann ſeine Rede feſte Haltung, ſein Vortrag große Sicherheit, und da er bey dem Reden nicht auf den

Stoff der Rede selbst zu denken hatte, konnte er um so mehr Sorge auf die Kunst der Sprache und das Spiel der Geberden wenden. Und um seinen religiösen Vorträgen überhaupt ein größeres Interesse und mehr Bedeutsamkeit zu verleihen, beschloß er, dieselben in eine dauernde Verbindung zu bringen mit den Veränderungen, wie diese in der seine Zuhörer umgebenden Natur vorgingen, an welche sie ihr Lebensberuf — da sie großen Theils neben ihrem städtischen Gewerbe Landbau trieben — auf das innigste knüpfte. Er wollte den Versuch machen, den Kreis, des innern Lebens, welches seine Reden auffaßten und darstellten, mit dem Wechsel des äußern Lebens zu vollenden, wie dieses mit dem Jahreslaufe schließt und stets wieder von neuem beginnt und endet. Die Saite, welche durch sich selbst schon klang, sollte jedes Mal auch angeschlagen und zu jeder Zeit des Jahres klar und festlich die Wahrheit durch den Mund des Predigers ausgesprochen und dem Herzen des Gläubigen nahe gelegt werden, an welche gerade sein ganzes leib-

liche Daſeyn ihn erinnerte und die mit mächtiger, wenn auch oft unverſtandener Stimme die ganze Natur ihm predigte.

Zuerſt begann er an dem Oſterfeſte zu reden von dem Triumphe des Lebens, wie aller Tod nur ſcheinbar iſt, und wie in dem Erlöſer, ſo in der bewußtloſen Natur und in der vernünftigen Seele des Menſchen nur zum vollen Siege des Lebens führen muß; dann, als immer mehr alles grünete, und rings um die Stadt her das fruchtbare Land mit den reichſten Blüthen prangte, und nun das Geſchäft des Landbaues in voller Regſamkeit wieder begann, ſprach er von der Frühlingswonne; von den Keimen des Lebens, wie dieſe aus dem Tode ſich entfalten; von der herrlichen Kraft des Menſchen, die in dem Kampfe mit der Natur ſo recht ihre Uebermacht bewährt, der Freude, der Hoffnung, der Jugendblüthe und allen den lichten Gegenſtänden, die gleich einem Frühlings-Sonnenſcheine in der innern Welt des Menſchen leuchten. Und als das Feſt der Auffahrt des Herrn erſchien, führte er mit dem

Erlöser, der nun völlig von den Geliebten sich los geschieden, seine andächtigen Freunde auch hinan zu ihren Heimgegangenen, und zeigte ihnen, wie wir auch wohl da, wo das Leben in schönem Glanze um uns leuchtet, mit Freude derer gedenken dürfen, die bloß darum diese Lebenslust nicht mehr mit uns theilen, weil sie einer noch schönern genießen. Als aber mit den Pfingsten vollends alles in dem vollkommensten Grüne und der ganzen Fülle des wieder erneueten Lebens prangte, so ließ er sie eben hierauf blicken, aber auch erwägen, wie alle diese Fülle und aller Segen des leiblichen Lebens für uns nur ein Tod seyn müsse, wenn nicht zugleich der Born eines tiefern geistigen Lebens in uns hervor quelle, das an diesem hohen Feste zuerst an den Bothen des Herrn in seiner ganzen Macht sich kund gegeben, wie der Geist allein es seye, der das rechte Leben wecke und errege, und nun führte er sie dann in den darauf folgenden Sonntagen, so wie allmählig der Frühling in den Sommer überging, darauf hin, wie eben das die Absicht des Welterlö-

sers gewesen, durch die Weckung dieses innern Lebens ein Gottesreich in den Herzen aller Frommen zu gründen, wie dieses in so schöner Herrlichkeit in den Aposteln sich kund gab, so daß sie freudig sogar den Tod erleiden und durch die That bewähren, wie für den edeln Menschen dieses zeitliche Daseyn das Höchste der Güter nicht ist; darauf sprach er von den Mitteln und Führungen, deren eine höhere Leitung menschlicher Dinge sich bedient, uns zu so göttlichem Leben empor zu heben, und dieß gab ihm wieder Anlaß zu einem Kranze eindringender und erwecklicher Reden, was einem jeden noth thut, damit er nun auch in sich selbst das Leben ergreife und fest halte.

Um diese Zeit trat der Tag ein, der zu einer feyerlichen Zusammenkunft aller Geistlichen seines Sprengels in Christenfels bestimmt war. Noch findet nähmlich in dieser Gegend, so wie in der Kirche überhaupt, welcher die beyden Pfarrer angehörten, die schöne, in dem Geiste des Christlichen Alterthumes und wahrhaft Christlicher Freyheit gegründete Anordnung statt, nach der die

höhere Leitung kirchlicher Angelegenheiten nicht dem Gutdünken eines Einzelnen überlassen, sondern der gemeinsamen Sorge und Berathung aller Diener des kirchlichen Amtes anvertraut ist; und kein Oberer erscheint, um nach seiner besondern Ansicht und seinem Geiste, der vielleicht von Gunst und Feindschaft nicht frey ist, den einzelnen Pfarrer zu richten, sondern alle Geistliche des Sprengels versammeln sich als Brüder zu einem Geschäfte, das allen gleich werth und ehrwürdig ist, und blos für diesen Tag erwählen sie einen aus ihrer Mitte, der die Leitung des Ganzen übernimmt, aber für die nächste Versammlung seine Würde und seinen Vorrang an einen andern übergibt, und selbst wieder in die Reihe der andern eintritt. Es ist aber dieses Verhältniß, in dem der Diener des geistlichen Amtes zu seiner Kirche steht, ein edleres, großherzigeres, und das Selbstgefühl eines jeden Einzelnen wird dadurch gehoben, sein eigenes Streben mächtig angeregt, daß er nicht als blos untergeordnetes Werkzeug erscheint, sondern einzig von seinem Werthe und

seiner Anstrengung es abhängt, wie viel Antheil er an der Leitung des Ganzen hat. In solcher Berathung muß der an geistiger Salbung Dürftige verstummen, die Bessern, Kräftigern beschließen und führen das Wort, und das Urtheil aller über jeden Einzelnen achtet dieser höher, als wenn es nur das Eines Vorgesetzten ist, und selbst seine Eigenliebe kann demselben minder entgegen kämpfen, weil nothwendig seine Stimme verstummen muß, wo eine ganze Versammlung von Amtbrüdern über ihn gerichtet hat, unter denen er noch dazu eine größere oder geringere Zahl von Freunden zählt. Und wie vieles läßt sich in solch einem geschlossenen brüderlichen Kreise nicht besprechen, was vielleicht öffentlich gar nicht zur Rede kommen könnte, oder wird hier in Anregung gebracht, was sonst nie berührt würde. Dießmal aber schien der Himmel das wichtige Geschäft besonders begünstigen zu wollen.

Es war ein schöner, heiterer, und doch nicht all zu heißer Sommertag. Schon mit der Frühe des Morgens trafen an funfzehen bis zwanzig

seiner geistlichen Mitarbeiter in der Wohnung des jungen Pfarrers zusammen, an dem diesmal die Reihe war, die kirchlichen Geschäfte des Tages zu besorgen. Nachdem man in einem salbungsvollen Morgengebethe den Geist zu recht feyerlicher Stimmung erhoben hatte, so begab sich vorerst die ganze Versammlung in die Schule, um da die Reife der Erkenntniß bey der aufblühenden Jugend zu erproben. Dann rief das feyerliche Geläute die Gemeinde in die Kirche. Zahlreich und in dem festlichsten Schmucke strömte diese zusammen. Die Geistlichen nahmen ihren Sitz um den Altar und nach beendetem Gesange bestieg der junge Pfarrer die Kanzel, und zugleich begeistert von der Wichtigkeit des Tages, der Gegenwart seiner Amtsbrüder und der zahlreichen, besonders festlichen Versammlung, hielt er in besonderer Weihe und ganz gewaltiger Kraft eine Rede, die alle Herzen tief erschütterte, und wozu ihm die Worte der heiligen Schrift waren bestimmt worden.

Nach beendigtem Gottesdienste kehrte die Ver-

ſammlung in die Pfarrwohnung zurück. Die Geiſtlichen nahmen ihre Sitze um einen Tiſch in einem weiten Kreiſe, welcher den Sprecher des Tages und denjenigen, der die Verhandlungen ſchriftlich aufzeichnete, in ſeiner Mitte umſchloß. Die beyden Geiſtlichen der Stadt entfernten ſich, und nun traten die Aelteſten und Vorſteher der Gemeinde vor die Verſammlung, um öffentlich zu bezeugen, ob das geiſtliche Amt in rechter Treue unter ihnen verwaltet werde, und ihre Lehrer nicht minder, als durch die Predigt des göttlichen Wortes, durch ihr Leben und Beyſpiel der ihnen anvertrauten Gemeinde zur Erbauung gereichten. Beyde empfingen das ehrendſte Lob, aber ganz beſonders wurde mit groſſer Innigkeit des Eifers und der hohen Tugenden des jungen Pfarrers gedacht, und der Wunſch geäußert, ihn doch recht lange noch in ihrer Mitte zu beſitzen.

Als die Vorſteher ſich entfernt hatten, trat der ältere Pfarrer wieder in die Verſammlung und nun begann eine Beurtheilung des kirchlichen Wirkens des jungen Pfarrers überhaupt und ſeiner

Verrichtungen an diesem Tage ins besondere. Es war nur eine Stimme über die Vortrefflichkeit seiner Rede und alle priesen sich glücklich, solch einen Mann als ihren Mitarbeiter an dem Werke des Herrn betrachten zu dürfen. Denn daß ein alter frommer Prediger bey allem diesem ängstlich seufzte und in sich selber sprach: so hat der Heiland nicht geredet, auch der heilige Johannes und Sanct Paulus nicht gepredigt! Dieß vernahm niemand, und er wollte seine Stimme nicht laut werden lassen, da sie ohnehin von den andern nicht würde beachtet worden seyn. Und so ward denn dem jungen Pfarrer der volleste Beyfall der ganzen Versammlung zu Theil. Hierauf entfernte sich auch nach der Reihe von den andern Versammelten einer nach dem andern, um einer gleichen Beurtheilung seines öffentlichen und Familien-Lebens und seiner geistlichen Amtsführung zu unterliegen, und von seinen Brüdern ein Wort des Beyfalles und der Billigung, oder auch der Ermunterung und Zurechtweisung zu empfangen.

Nachdem man hierauf noch über verschiedene

Angelegenheiten der Kirche ſich berathen hatte, ſo begab ſich die ganze Verſammlung nach einem andern, dem geräumigſten Zimmer der ſchönen Wohnung, wo alles zu einem anſtändigen, aber frugalen Mahle bereit war. Bey Tiſche beſprach man ſich über den Tag und Ort der nächſten Zuſammenkunft, und ernannte zu beſonderer Auszeichnung den jungen Pfarrer von Chriſtenfels zu dem Vorſitzer derſelben, obgleich dieſe Ehre ſonſt nur einem von den ältern Geiſtlichen pflegte zugetheilt zu werden.

So viel Ehre, ſolches Gelingen, ſo viel Beyfall bey der Gemeinde, ſolche Anerkennung ſeiner Verdienſte von Seiten ſeiner Amtsbrüder; dieſes innere Genügen und ſolche ſichere und reiche Wirkung nach außen; — alles dieß brachte auf den jungen Pfarrer ſelbſt wieder die Rückwirkung hervor, daß ſein Eifer hierdurch nur immer mehr erhöht, ſein Streben angefeuert wurde. Er fühlte ſich immer mehr begeiſtert für ſeinen hohen Beruf, aber auch immer ſiegender ward das Gefühl ſeiner eigenen Kraft in ihm, ſein unbewahrtes

Herz beschlich immer mehr ein geistlicher Stolz, und er dachte bald wenigstens in gleichem Grade, wie auf die Verkündigung des göttlichen Wortes, auch auf die Wirkung, die er damit hervor brachte, die Thränen, welche strömten, die Lobsprüche, die ihm ertheilt wurden; und nicht minder, als nach dem geistigen Bedürfnisse seiner Zuhörer, wählte er den Stoff seiner Rede nach dem Eindrucke, den er sich davon versprach. Seine Vorträge wurden immer mehr besucht; auch aus den andern Gemeinden des Städtchens, ja von den benachbarten Orten strömte die Menge herbey; das Gebäude hatte kaum mehr Raum, alle die Zuhörer zu fassen. Aber in eben dem Grade ward es auch leerer, wenn der alte Pfarrer erschien und an der Zahl der Versammelten konnte man schon abnehmen, welcher von beyden Geistlichen an diesem Tage reden werde. Der alte Mann schien in dem Gefühle des von ihm selbst erkannten eigenen Werthes diese Zurücksetzung gelassen zu ertragen; er ließ nicht von seiner gewohnten, freylich oft nur zu trockenen und

weltschweifigen Redewelse, ja er schien bey dem Widerstreite von außen nur um so beharrlicher die von ihm selbst als gut geachtete Bahn zu verfolgen. Aeußerlich herrschte zwischen beyden Pfarrern das freundschaftlichste Vernehmen, aber beyde fühlten wohl, daß innerlich eine feindliche Macht sich zwischen ihre Herzen gedrängt hatte, und den jungen Pfarrer befiel oft in der Nähe des ältern eine gewisse Zaghaftigkeit, wie ein inneres Gefühl, das ihm sagte, daß er an dem Manne nicht recht gethan habe.

Beharrlich und eifrig verfolgte er indessen den sich vorgezeichneten Plan, durch den er den Kreis seiner Vorträge dem der Ereignisse des Jahres anpaßte. Und welchen reichen Stoff both ihm nicht wieder die Ernte und der Herbst dar, zu zeigen, die dauernde Verbindung, in der alles Wirken und Ausstreuen in diesem Leben mit einer ewigen, zukünftigen Erntezeit steht, und wie aller Segen, der aus dem Schooße der Natur hervor quillt, nur ein Segen des Himmels ist, und den Menschen zu Gott zurück führen soll. Und da in

dem November, als alle Vegetation ſchon erſtorben und die Landſchaft ihres Schmuckes beraubt war, noch einige ungewöhnlich ſchöne Tage, beſonders einige ſehr helle Nächte erfolgten, ſo nahm er davon den Anlaß, in einer glänzenden Rede zu ſchildern die unverwelkliche Herrlichkeit des Sternen-Himmels, wie dieſe, während jeder Schmuck des Bodens mit der Jahreszeit wechſelt, an dem Firmamente zu jeder Zeit in gleich reicher und friſcher Pracht leuchtet; und vollends, da die Adventzeit heran nahete, welche große Betrachtungen gewährte wieder gerade in dieſer Zeit, da die Erde ruht, das Gemüth ſich in Stille ſammelt und Gott gleichſam dem Menſchen nur darum das äußere Leben entzieht, damit das innere um ſo kräftiger und ungeſtörter hervor trete, der Hinblick auf die Erſcheinung und Nähe des Welterlöſers, und welch einen neuen Schwung gewann nun wieder ſeine Begeiſterung, in wie ſchöner Mannigfaltigkeit entfaltete ſich ſeine Kunſt, von dieſem Geburtstage des Heiles der Welt an, in einer Reihe hiſtoriſch erweclicher Reden, in denen

er das Leben des Göttlichsten darstellte, so daß mit der Passionszeit auch die Leidensgeschichte begann, bis auf die dunkel ernste, tief erschütternde Charfreytagsfeyer das hohe Fest des Lebens und der Auferstehung da eintrat, als die Natur auch wieder aus ihrem tiefen Schlummer sich auf zu regen anfing.

Aber wie ganz anders war es indessen in seinem eigenen Innern geworden, und mit wie ernstern Gefühlen schloß er den Kreis seiner Reden, als er denselben begonnen hatte. Denn was in dem dunkeln Schachte des Menschenherzens nicht ganz reines Metall ist, muß endlich auch als Scheingold erkannt und gefühlt werden, und so weit der Mensch auch dem Strome gefolgt ist, der nicht aus dem lautern Borne hervor geflossen, er findet nicht Ruhe und Genügen in sich, bis er wieder zu dem reinen Quell zurück kehrt, und aus demselben schöpft den Trank des ewigen Lebens. Und wie ein kleiner Stoß oft die Anregung geben kann zu weiter Verirrung von der rechten Bahn, so ist es oft nur ein geringer An-

laß, der den verirreten Lauf wieder zu dem wahren Ziele zurück wendet.

Noch war es im Sommer, da er eines Sonntages frühe sprach von denen, welche ihren Lohn dahin haben, wie nur eine That, welche aus dem Göttlichen hervor gegangen, auch wieder zu Gott und dem ewigen Frieden führen kann; dagegen eine jede, und ob sie den göttlichen Schein trage, die aus des Menschen verkehrtem Wollen hervor geflossen, ihn auch nur fester an das Ungöttliche fesselt, und sie damit, daß sie ihre Beziehung auf Gott verloren hat, auch des ewigen Segens bey Gott entbehrt und der Mensch in dem dabey gefühlten Schmerze seiner Nichtigkeit seinen Lohn dahin hat. Mit einer etwas zu rednerischen Bewegung hatte er sich nach der Seite gewendet, und in diesem Augenblicke begegneten seinen Augen die Blicke seines ältern Amtsbruders, die aus dem Pfarrstuhle mit tiefer Trauer auf ihn hingewendet schienen. Plötzlich fiel ihm nun sein Verhältniß zu diesem Manne ein, und woran er lange nicht gedacht, die Erinnerung trat ihm vor

die Seele: wie der Widerstreit mit diesem, die Leidenschaft, das Ungöttliche selbst ursprünglich zu seinem erhöheten Streben ihn angeregt hatte, und wie ein plötzlicher Blitzstrahl brach der Gedanke durch seine Seele: auch du hast deinen Lohn dahin; entschwand aber in dem Feuer der Rede eben so schnell wieder.

Aber durch diesen Strahl, der wie aus göttlicher Höhe hernieder leuchtete, war innen die verglimmende Flamme seines bessern Lebens wieder entzündet worden. Was erst nur ein schnell vorüber schweifender Gedanke gewesen, ward bald zu einer ernsten Erwägung, und dann zu einem bleibenden Vorwurfe in ihm: daß, wie Gott und Christus und sein heiliger Beruf ihn nicht zu begeistern vermochte, solchen Eifer sein gekränktes Selbstgefühl und das Bestreben, seinem ältern Mitkämpfer den Sieg ab zu ringen, in ihm angeregt habe, und es wandelte ihn eine Scham vor sich selbst an, wenn er erwog, wie viele Mühe und Sorge er so lange, nicht auf das göttliche Wort, sondern auf den Schmuck seiner Rede gewen-

det hatte, und sein Predigen kam ihm vor nicht wie eine Verkündigung des heiligen Evangeliums, sondern wie die schlaue Kunst eines Redners, der nichts, als den Beyfall der Menge begehrt. Doch hatte er seine Zuhörer einmal an einen gewissen Prunk des Vortrages gewöhnt, und so viel Ehre und Lob gibt der so leicht nicht hin, wer einmal die Süßigkeit desselben gekostet hat. So kämpften lange Zeit in ihm sein besseres Selbst und seine Leidenschaft einander entgegen, und durch diese seine innere Spannung erhielten um so mehr seine Reden einen gewissen seltsamen Reiz, der gefiel, ohne daß dieser recht mit Worten sich ausdrücken läßt. Aber weil von den beyden Kämpfern in ihm der bessere aus ihm selbst hervor gegangen, der andere von außen herein gekommen war, so gewann jener immer mehr, als in seiner Heimath, den Sieg über den Fremdling, der sich eingedrängt hatte; und alle seine Reden trafen nun eben so schmerzlich den Feind in ihm, wie den, welchen er in den Herzen seiner Zuhörer bekämpfte; und mochte er nun reden von der

Seligkeit derer, die reines Herzens sind, so sprach es in ihm: du bist nicht rein; oder ermunterte er zu der Selbstverläugnung, die alles opfert und Christus nachfolgt, so klang es in ihm: du hast nicht dich, sondern den Heiligen verläugnet; oder wenn das Wort von seinen Lippen klang: wehe euch Pharisäern und Schriftgelehrten, ihr Heuchler! so war ihm, nicht als ob er es spräche, sondern als ob er sich selbst stehen sehe mit scheinheiliger Miene unter den Feinden des Herrn, und als ob der Erlöser selbst ihm diese Laute in das Herz rufe, das, während es außen Versöhnung heuchelt, innen Kälte und Mißgunst gegen den Mann nährte, der durch sein Amt als Bruder ihm verbunden war.

Je höher sein Preis stieg, je allgemeiner der Beyfall ward, je mehr er den andern genügte; um so weniger genügte er sich selbst, um so unseliger war er in seinem Herzen und um so fester setzte sich in demselben der Spruch von denen fest, die ihren Lohn dahin haben; und da nun gerade, als sein Ruhm den höchsten Gipfel er-

reichte, als er die Jugend, die seiner Christlichen Unterweisung genossen, der Gemeinde darstellte, und diese ungemeine Proben ihrer Erkenntniß ablegte, und indem sie mit ihm vor der Einsegnung in stillem Gebethe auf die Knice nieder sank, die Zeichen der tiefsten Rührung kund gab und dann nach vollendeter Confirmations-Feyer ihm zum dauernden Denkmahle ihrer Dankbarkeit einen Becher von Silber überreichte; als darauf seine Ermahnung zur Buse am Todestage des Herrn einen Strom von Thränen aus allen Augen hervor lockte, und endlich sein Auferstehungsruf alle Herzen in seliger Wonne empor hob; — da gerade war er selbst am unseligsten; den Becher sah er nur an als ein Zeichen seiner Schande, und so tief fühlte er seine Selbstentzweyung, seine Unwürdigkeit in sich, daß er auf das Fest bey dem Genusse des heiligen Mahles zu der auffallenden Handlung sich genöthigt sah, daß er da gerade, wo jeder Lehrer mit seinen Katechumenen und seinem Amtsbruder das Mahl der Liebe und der Versönung zu geniesen pflegt, es

zwar mit diesem sendete, aber nicht aus der Hand des Mannes zu empfangen wagte, mit dem sein Herz nicht versöhnt war.

Auch das Volksfest, dem er sonst mit so großer Theilnahme bey zu wohnen pflegte, sprach ihn jetzt nicht an. Nach Vollendung der kirchlichen Feyer pflegte nähmlich an dem zweyten Ostertage ein großer Theil der Bewohner des Städtchens, besonders die Jugend, außen auf einer Wiese sich zu versammeln und zugleich von den benachbarten Dörfern eine große Volksmenge herbey zu strömen; und mit Vergnügen nahmen auch viele der gebildeten Umwohner an der Festlichkeit Antheil. Dießmal waren die Ostern ziemlich spät, der Frühling aber früher als gewöhnlich eingetreten und schon schimmerte die Wiese in lebendigem Grüne und blüheten einzelne Gesträuche. Der Himmel leuchtete hell und klar. Eine große Zahl von Landleuten schloß einen weiten Kreis um den grünen Raum, alle in ihrem besten Sonntagspuze, die Mädchen zum Theile schon in der bunten und leichten Sommerkleidung

und mit farbigen Bändern geſchmückt. Denn die Luft wehete mild und alle belebte Fröhlichkeit und Frühlingsluſt. Die jüngere Welt zumal pflegte an dieſem Tage bunt gefärbte Oſtereyer mit zu bringen, und da gewährte es ihnen dann ein ergötzliches Spiel, die Eyer mit den Spitzen an einander zu ſchlagen, wobey derjenige, deſſen Ey unbeſchädigt blieb, das zerbrochene des andern zum Siegespreiſe erhielt. Doch die Hauptbeluſtigung des Tages beſtand in dem ſogenannten Eyerleſen, und der Jugend von Chriſtenfels kam es ausſchließlich zu, dieſes Spiel zu veranſtalten und den König und die Königin des Tages zu erwählen; und ihr Wettkampf beſtand nun darin, ob das Mädchen zuerſt damit fertig war, eine Zahl von Eyern, die in einer künſtlichen Ordnung auf der Wieſe aus einander gelegt wurden, ohne deren eines zu zerbrechen in einen Korb zu ſammeln, oder ob es früher dem Jünglinge gelang, mit einer leeren Flaſche nach einem ganz nahen Dorfe hin zu eilen, und dieſe mit Wein gefüllt zurück zu bringen. Der Kampfplatz war

dazu mit hohen Stäben umſteckt, von deren obern Spitzen ein rothes Band von Stab zu Stab, als eine anmuthige Schranke im Kreiſe umher lief. Schon hatten die Mädchen in einem ſchönen weiſſen Korbe die rothen und blauen Eyer in einem fröhlichen Zuge herbey gebracht, von der andern Seite waren die Jünglinge genaht, ihre Hüte mit Blüthenreiſern geſchmückt, und hatten die blinkende zinnerne Kanne, auf der ſeit vielen Jahren her die Nahmen der Sieger eingegraben waren, in der Mitte des Kreiſes neben dem Korbe nieder geſetzt. Dann waren beyde aus dem Kreiſe heraus getreten, und hatten ſich in zwey lieblichen Gruppen zu beyden Seiten der Kampfrichter hingeſtellt, dreyen Vorſtehern von Chriſtenfels, die mit ihren langen weiſſen Stäben da ſaſen, um über die Ordnung und ungeſtörte Fröhlichkeit des Tages zu wachen. Nun wurden die beyden Kämpfenden erwählt, und wie es ſchien, hätte die Wahl nicht glücklicher ausfallen können. Das Mädchen war ein ſchönes blühendes Geſchöpf, in deſſen Geſichte ſich auf

das reizendste Unschuld und Schalkheit mischte; der Jüngling war nicht minder wohl gebaut und seine leichte, schlanke Gestalt schien ihm voraus den Sieg zu sichern. Beyde traten in den Kreis herein, als in diesem Augenblicke der junge Pfarrer erschien. Die Versammlung grüßte ihn ehrerbiethig und die Richter luden ihn ein, den Sitz bey ihnen zu nehmen; eine Ehre, die nur besonders geschätzten Personen zu wiederfahren pflegte. Er konnte es nicht aus schlagen, aber innerlich schalt er sich der Auszeichnung unwürdig. Der Jüngling und das Mädchen hatten indessen nach herkömmlicher Weise die bunten Eyer in dem frischen Graße ausgebreitet, wo sie allerley Figuren, Sterne, Lilien und Kreuze bildeten, gleich den Zeichen, die in einen grünen Teppich eingewirkt sind. Die Vorsteher banden ein seidenes Tuch, das zum Siegespreise bestimmt war, an eine Stange; diese ward aufgerichtet, und während das Tuch in dem Winde flatterte, mit dem Stoße in eine Trompete das Zeichen gegeben, und mit dem Wettkampfe selbst begann eine nicht zu

laute Muſik. Der Jüngling rannte in flüchtigem Laufe durch die ihm durch die Zuſchauer geöffnete Straße den Weg den ſanften Hang eines mäßigen Hügels nach dem nahen Dorfe hin; das Mädchen begann mit groſer Anmuth und Behendigkeit die Eyer in den Korb zu ſammeln. So lange ihr Kampfgenoſſe noch ſichtbar blieb, war die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer unter beyde gleich getheilt; aber als dieſer nun auf der andern Seite des Hügels verſchwand, ſo wandten ſich alle Blicke auf die ſchöne Eyerleſerin, die ihr Spiel mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit fort ſetzte. Die Mädchen jubelten voraus gegen ihre Mitkämpfer; aber jetzt zeigte ſich mit einem Male auch der Jüngling auf der Höhe wieder und ſchien mehr den Hügel herab zu fliegen, als zu laufen. Weit flatterten von ſeinem Hute die Bänder, hoch hielt er die Kanne mit der Hand empor. Ein lauter Jubel der Freude begrüßte ihn; die Jünglinge riefen ihm von ferne zu, zu eilen; die Mädchen ermunterten ihre Vertreterin, was ſie geſchickt begonnen, nun ja auch wohl zu

beenden; und diese Ermunterung schien jetzt wirklich nicht überflüssig zu seyn; denn war es, daß der Freudenruf, daß ihr all zu grober Eifer sie irre machte, daß in ihr selbst eine andere Regung bey der Annäherung des schönen Jünglinges sie verwirrte — und späterhin hatte dieses zu lustigem Wettkampfe hier vereinte Paar zu dem ernstern Spiele des Lebens unzertrennlich sich vereint — in diesem Augenblicke war sie nahe daran aus zu gleiten und eines der Eyer zu zerbrechen, womit der Sieg für sie verloren gewesen wäre; aber noch zu rechter Zeit faßte sie sich, und als wolle sie ihren Fehler wieder gut machen, hob sie um so schneller und aufmerksamer die Eyer auf, die sie jetzt in ihre Schürze sammelte, weil der Korb schon entfernter war, und eben war der Jüngling unter lautem Beyfallsrufe an dem Kreise angelangt, aber noch bevor er unter dem Bande durch geschlüpft, hatte sie schon den Korb erreicht und die letzten Eyer hinein gelegt.

Die Mädchen erhoben einen lauten Siegesjubel, aber auch die Jünglinge lobten ihren Kämpfer,

dem nur eine ſo gewandte Gegnerin den Preis ab zu gewinnen vermochte. Dieſer ward ihr nun überreicht, und die Vorſteher leerten auf das Wohl der ganzen Verſammlung den herbey gebrachten und aus der Kanne gefüllten Becher, den man vor allem aber ehrerbiethig dem Pfarrherrn reichte. Dann traten, die als Kampfpartheien einander gegenüber geſtanden, freundlich zuſammen, die Mädchen reichten den Jünglingen die Hände und in fröhlichem Zuge traten ſie paarweiſe in den Kreis hinein, in deſſen Mitte ſchon die beyden Auserwählten des Tages harreten und an der Spitze der andern einen fröhlichen Tanz eröffneten, dem auch die Auswärtigen ſich beygeſellten, und unter der Aufſicht der Vorſteher mit den weißen Stäben, und vor den Augen der Verſammelten, die in einzelnen Gruppen zuſammen ſtanden oder ſich gelagert und ſich Wein und Speiſen hatten heraus bringen laſſen, dauerte in der ungeſtörteſten Freude die Tanzbeluſtigung fort, bis die Sonne hinter den nahen Bergen

unterſank, und nun nach dem heiterſten Genuſſe ſich alle trennten.

Der junge Pfarrer hatte ſich ſchon früher nach Hauſe begeben, und er war überhaupt nur um ſeiner Kinder willen, denen er das Vergnügen dieſer Feſtlichkeit nicht verſagen wollte, heraus gekommen. Vergeblich hatte er Aufheiterung geſucht; denn während ſich die Sinne der andern zu vergnüglicher Luſt nach außen wandten, hatte ihn der Sturm ernſter Erwägungen in ſeinem Innern ſchwer bedrängt, und wie in einem innern Schlund hinab gezogen, hatte er wenig auf das geachtet, was außen vorging. Der Auferſtehungsruf war an dieſem Feſte von ſeinen Lippen ertönt; ſollte dieſer nur zu ihm ſelbſt nicht dringen und aus ſeiner innern Betäubung ihn auf wecken? Er beſchloß, ſich mächtig empor zu richten, und außer dem hohen Herrn alles andere aus ſeiner Seele zu verdrängen; und dieſen wollte er von nun an in lauterer Einfalt, ohne allen Schmuck der Wor.e, bloß in des Herzens Kraft und Innigkeit verkünden. Und da er ſich in ſich ſelbſt

in heiligem Vorſatze erhoben hatte, ſo fühlte er ſich auch wieder ganz wohl in dem Kreiſe ſeiner Familie, wo er überhaupt noch bisher allein in treuem, liebevollem Wirken, das keinen Schein ſucht, einige Beruhigung gefunden hatte. Mit vieler Sorgfalt arbeitete er, wie er dieß ſtets ſogleich mit dem Beginnen der Woche zu thun pflegte, den folgenden Tag ſeine Rede für den nächſten Sonntag aus; allein da er dieſe hielt, ſo wollte ſie ihn gar nicht dünken, wie ſie ſeyn ſollte, und er fand noch des Schmuckes zu viel in derſelben. Ein ganzes Heer ſtörender Gedanken drängte ſich während der Predigt zwiſchen ihn und ſein Inneres, ſo daß er einige Male faſt den Faden der Rede verlor, und um dieſen zu finden, Worte wiederhohlen mußte. Die Gebildetern unter den Zuhörern, die ſich zutrauten, eine geiſtliche Rede — deren Schwierigkeiten nur der ganz kennt, der ſie ſelbſt verſucht hat — beurtheilen zu können, glaubten hierin einen neuen Beweis für die Unſicherheit dieſer Kunſt zu erkennen, indem ſelbſt einem ſo geübten, geiſt-

vollen Redner etwas dieser Art begegnen könne; allein da ebendasselbe sich einige Male wiederhohlte, so maßen sie es ihm als Nachlässigkeit bey, und da sie auch bald die rednerische Unterhaltung bey ihm nicht mehr fanden, so waren sie die ersten, die zu fehlen anfingen; an sie schloß sich dann ein Theil der Auswärtigen an und die Zahl seiner Zuhörer verminderte sich immer mehr, je mehr seine Reden an der sichern Kraft und Haltung und an künstlichem Schmucke verloren. Ihn selbst aber erfaßte eine immer größere Angst; er hielt sich endlich für ganz unwürdig, nur das Evangelium zu predigen, und wie gern hätte er seinem ganzen geistlichen Geschäfte entsagt, hätte die Sorge für die Seinigen, deren Erhaltung darauf beruhete, ihm dieß gestattet. Aber die Betrachtung, wie nun dieses Amt, zu dem er in sich selbst keine Würdigkeit und somit keinen Beruf fühle, auch bey ihm zu einem bloßen Erwerbsmittel geworden, und auch er dessen sich schuldig machte, weßwegen er oft andere so sehr verabscheut hatte, erhöhete nur seinen innern Kampf.

Er ſollte andere zum Heile führen, und fühlte, wie er ſelbſt das Leben in ſich noch nicht ergriffen hatte. Aber um ſo ſorgſamer wandte er nun auch alle ſeine Kräfte von außen ab und ſammelte ſie in dem innerſten Grunde ſeines Weſens. Alles wollte er hingeben und freudig opfern, was zwiſchen ihm und ſeinem Heile ſtand; er erkannte immer mehr, wie es zu ſeinem vollen Frieden nöthig ſeye, daß Eines ganz und vollkommen, das Göttliche, in ihm walte; eine völlige Umkehr mußte mit ihm vorgehen, und es war ihm, als müſſe er in ſeinem Ringen die ganze Welt zur Buſe mit ſich hin ziehen. Es entging ihm nicht, wie die Zahl ſeiner Zuhörer ſich verminderte; aber ſolche Rückſicht beſtimmte ihn nun nicht mehr, und wie er der äußern Lockung gehorcht hatte, ſo wollte er nun ganz allein der beſſern Stimme in ihm folgen, und die höhere Kunſt erringen, der Kunſt gar nicht mehr zu bedürfen.

Seine Reden arbeitete er daher von nun an nicht mehr ſchriftlich aus. Er faßte ſich ſeinen

Gegenstand — und was er jetzt verkündete, war ja sein innerstes Kämpfen und Ringen — fest auf, erweg ihn von allen Seiten so lange, bis er ihm selbst geläufig geworden war, dann sprach er darüber, wie der Geist, der Augenblick es eingab. Zwar da er an diese Art der freyen Rede nicht gewöhnt war, so wollten die ersten Versuche nicht sogleich gelingen, aber bey seinem mächtigen Streben und seiner nicht geringen Redegabe, überwand er bald die Schwierigkeiten und gelangte zu großer Sicherheit auch in der freyen Rede. Und wie verschieden war nun dieser zweyte Jahreskreis seiner Vorträge von dem ersten, und wem jene unwiderstehlich, wie Zaubergesänge, schienen berauscht und angezogen zu haben, so schienen diese in gleichem Grade den Zauber zu lösen und ab zu stoßen. Und es war ja auch nicht das freudige und begeisterte Wort des schon Beseligten an die Verirrten, seiner Stimme zu folgen und mit ihm ein zu gehen in den Frieden, den er gefunden; es schien oft nur das Herz zerreißende Klagegeschrey des nach dem noch unge-

wiſſen Siege Ringenden, des aus dem Todesſchlafe Erwachenden, der mit ſeiner lauten Stimme alle in gleichem Schlummer betäubte aufwecken will; und die Menſchen wollen viel lieber in einem ſüßen Träumen, und ſey es auch in dem der Zernichtung, ſich einwiegen und einſingen, als ſich daraus aufſtören laſſen zur Nüchternheit des Daſeyns oder gar ſich ſelbſt opfernden Kampfe. Und ſo ward denn die Zahl ſeiner Zuhörer endlich ganz klein; alle wandten ſich wieder zu dem alten Pfarrer zurück, der mit dem rückkehrenden Beyfalle nun auch ſelbſt mehr den Wünſchen der ihm Zuſtrömenden ſich zu bequemen anfing, und bald waren die Kirchen des jungen Pfarrers ſo leer, als ſie noch kurz zuvor angefüllt waren, ja man fing an ihn als einen Gemüthskranken zu betrauern, deſſen herrliches Talent nun ungenützt zu Grunde gehe.

Aber je mehr von außen die Gleichgültigkeit gegen ihn wuchs, um ſo mehr gewann er Ruhe und Freudigkeit in ſich ſelbſt, und ſein innerer Friede ward in eben dem Grade erhöhet, als er

von außen verkannt und getadelt, ja verachtet wurde. Er schätzte es sich selbst zu höherm Ruhme, auch nur Eine Seele wahrhaft für das Heil zu gewinnen, als Hunderten durch den künstlichen Zauber seiner Rede Thränen zu entlocken und Augenblicke der Erhebung zu gewähren, indessen ihr innerer Seelenzustand auch im geringsten sich nicht veränderte. Das nur schmerzte ihn, seinen Wirkungskreis so beengt zu sehen, und daß so viele, die der Schmuck der Rede begeistert hatte, nun gleichgültig waren gegen das einfache, lautere Wort, oder gar durch den ernst mahnenden Ruf der Rückkehr zu dem Heile sich abgestoßen fühlten. Er aber blieb nun treue bey dem, was er als das allein Rechte erkannte und dabey war es ihm zugleich erfreulich zu bemerken, wie die Wenigen, denen es, wie ihm, mit ihrem Streben Ernst war, beharrlich an ihm hielten. Doch so vieles er opferte, noch fand er den Frieden nicht ganz, noch stand als eine störende Beunruhigung sein Verhältniß zu seinem Amtsbruder vor seiner Seele. Wie sollte er diesem wieder näher tre-

ten? die Innigkeit in ihren brüderlichen Bund zurück führen? Jener kannte ſcheinen durch den Eingriff in ſeine Rechte öffentlich gefehlt zu haben; er hatte ihn nur in ſich ſelbſt beleidigt, nur in ſeinem Bewußtſeyn das Band der Treue verletzt; ein öffentlicher Bruch hatte nicht ſtatt gefunden; bloß innerlich war die Trennung vor gegangen. Wie hier nun wieder binden, was getrennt war? — So ſann er oft in ſich ſelbſt, und wo nur einmal ein Geiſt ernſtlich nach dem Göttlichen ringt, da findet ſich auch der Weg zu dem Ziele, und oft früher und ſchöner, als wir ſelbſt es ahnden.

Der Herbſt war allmählig heran genahet. Der junge Pfarrer hatte einen Freund, einen Geiſtlichen, der nur einige Stunden von Chriſtenfels wohnte, beſucht und ſeine Rückkehr hatte ſich verſpätet. Schon war die Sonne untergegangen und leuchtete in dem Rothe, das noch den weſtlichen Himmel färbte, der Abendſtern mit ſeinem hellen Lichte, als jetzt auf der Höhe gegenüber der hohe ſpitze Schieferthurm der Kirche von Chriſtenfels ſich empor hob, während das Städt-

chen selbst noch verdeckt blieb. Wie eine dunkle Spitzsäule ragte der mächtige Thurm in das Abendroth hinein und der Stern schimmerte gerade über denselben, gleich als ob er dessen leuchtende Spitze seye. Als der Pfarrer zum ersten Male seinen ihm damals noch ganz fremden Wohnort besuchte, hatte gerade eben so der Abend und der Thurm den Nahenden begrüßt, und der lichte Stern über der Thurmspitze als ein Freude verheißendes Zeichen wunderbar sein Herz gerührt. Auf seinen Stab gestützt blieb er stehen und sah in den erlöschenden Glanz des Abendrothes und nach dem Thurme hin, und ihre alten hohen spitzen Thürme, dachte er, wie sprecht ihr doch ganz anders unser Gemüth an, als die abgestumpften Baue unserer Zeit, die nicht aus solcher Weite sichtbar sind, und die man von Ferne eher für irgend ein einsames Garten- oder Landhaus halten sollte, als den empor ragenden Thurm einer Kirche. Aber ihr Thürme, die ihr aus großer Ferne schon den Wanderer grüßet, ihr tröstet ihn nun auch mit der Gewißheit, bald eine

Ruheſtätte und den Wohnort gleich fühlender Weſen zu finden, und ehe er noch der Menſchen gedenket, richtet ihr zuerſt ſeine Gedanken auf Gott, die ihr ſelbſt euch kühn erhebet, wie ein Gedanke zu dem Ewigen. Solche Gefühle waren damals in ſeinem Innern erweckt worden, und ſie erwachten auch jetzt wieder. Dabey gedachte er der frohen Erwartung, mit der er an dieſen Ort kam, des erſt ſo glänzenden Gelingens, und wie dann ſein inneres Leben eine ganz andere Richtung gewonnen, und wie er nicht wieder zum Frieden gelangen könne, bis er ſich ganz überwunden und auch die Feindſchaft — denn das war doch ſeine Kälte — getilgt habe, die er gegen ſeinen Amtsbruder in ſich trug.

Indem er dieſes dachte, both ihm eine tiefe Stimme einen freundlichen guten Abend. Eben der Mann, deſſen er gedachte, ſtand neben ihm. Auch ihn hatte der ſchöne Tag heraus gelockt, und von einem andern Orte zurückkehrend traf er hier, wo die beyden Wege in einander führten, mit ſeinem jüngern Collegen zuſammen. Der

ältere Mann schien sehr freundlich und mild gestimmt. Wie der Abend herrlich ist! welche Ruhe in der ganzen Natur! sprach er. — O möge sie auch in unsern Herzen seyn! erwiederte unwillkührlich der junge Pfarrer. Und aus der milden Stimmung in einen tiefen Ernst versetzt, sagte sein älterer Amtsbruder: ja wohl, möge in jeder Seele solcher Friede walten! Dann gingen beyde schweigend eine Strecke mit einander. Aber den jungen Pfarrer trieb es immer mächtiger, diesen Moment, den die ewige Gnade ihm gesandt habe, nicht ungenutzt vorüber gehen zu lassen, und er gewann den Sieg über sich, seinem Begleiter sein ganzes Innere auf zu schließen: wie er sich gekränkt gefühlt; wie dieß seinem ganzen Streben einen gewaltigen Stoß gegeben, dieser aber ihn nur auf den Irrweg hin gewendet; wie er dann mächtig in sich gerungen und sich zurück gearbeitet habe nach dem Ziele; wie aber die Kälte, die seit jener Zeit ihre Herzen einander fremd gemacht, ihm nicht Ruhe lasse, wie er darum an dem Mahle des Herrn nicht habe Theil nehmen

können, und wie ihr Beruf es fordere, daß ſie, die an Einem heiligen Werke zuſammen arbeiteten, nicht bloß dem äußern Scheine nach, ſondern mit Geiſt und Herzen Eines ſeyen.

Der alte Mann aber verkannte ihn nicht. Denn auch dieſer war gut und edel; auch ihn hatte das Mißverhältniß gedrückt und er verbarg es nicht, wie eben jene zweifelhafte Handlung, welche zuerſt die innere Kälte zwiſchen ihnen veranlaßte, ihm indeſſen ſo manche Bedenklichkeit erregt; wie er wenigſtens zur Hälfte die Schuld mit trage, und wie ſie von nun an in brüderlicher Liebe wieder Eines ſeyn und, wie in dem Anbeginne, treu zuſammen wirken und nicht jeder ſeinen beſondern Weg gehen wollten.

Das Abendroth war indeſſen erloſchen, aber einzelne Sterne waren an dem Himmel hervor gekommen und in großen Schattriſſen lag nun nicht bloß mehr der Thurm, ſondern auch die Kirche und das ganze Städtchen vor ihnen. Und im Angeſichte ihres gemeinſamen Wohnortes, unter dem geſtirnten Himmel erneuerten nun der alte

und der junge Pfarrer den Bruderbund, und keine Worte, aber ein Blick zu dem Herrn des Himmels und die Thränen in ihren Augen bezeugten, daß, was so edle Herzen in so hohem Momente einander gelobten, unverbrüchlich werde gehalten werden.

Und so geschah es auch. Mit viel leichterm Herzen kehrten beyde nach ihren Wohnungen zurück, als sie diese verlassen hatten; und mit wie großer Innigkeit drückte der junge Pfarrer seine Kinder an seine Brust, die nicht hatten zu Bette gehen wollen, bevor sie dem lieben Vater gute Nacht gewünscht. Und als sie nun alle ruheten und es in dem Hause stille geworden war, da ergoß er sein überschwellendes Herz vor seiner Gattin, und sagte ihr, wie er nun hoffe den vollen Frieden und die verlorene Freudigkeit ganz wieder zu finden; denn auch die tiefen Geheimnisse seines Innern waren nicht verschlossen vor ihr; sie war nicht bloß sein Weib, sondern auch die vertraute seiner Seele.

Da nun aber die Geister der Prediger wieder versöhnt waren, so gewann auch ihr äußeres Ver-

Hältniß ſchnell wieder die erfreulichſte Geſtalt. Beyde ſahen von ſich ſelbſt ab und wirkten wieder als die Diener Eines Herrn, und wie im Anfange, ſo wurden beyde gleich geliebt, gleich geehrt und gleich beſucht, der alte und der junge Pfarrer von Chriſtenfeld.

---

Als Johannes geendet hatte, trat eine kurze Pauſe ein. Ich bemerke, begann darauf er ſelbſt zuerſt wieder, indem er nach ſeiner Uhr ſah: meine Vorleſung hat länger gedauert, als ich es vermuthete, und, ich fürchte, für meine Zuhörer, beſonders meine lieben Zuhörerinen zu lange.

Aber alle verſicherten, daß ſie mit großer Theilnahme ſeine Erzählung angehört hätten.

Es ſind, ſagte er, keine geringe Aufgaben, ſolche Darſtellungen, wobey alles darauf hinaus läuft, ohne bedeutende äußere Ereigniſſe und eine gewiſſe Heftigkeit der Leidenſchaft — die oft äußeres Handeln erſetzt — die Uebergänge und Veränderungen eines innern Seelenzuſtandes zu ſchildern, ſo daß nicht bloß für den Hörer alles klar

iſt, ſondern das Ganze auch ſo viel Annehmlichkeit gewinnt, ſeine Theilnahme ſtets lebendig zu erhalten.

Damit ſtimmte Theobald überein, und nannte es geradehin eine ſeltene Kunſt, nicht nur zu einer gewiſſen Klarheit in Beobachtung unſeres innern Lebens zu gelangen, ſondern auch dieſe innern Erfahrungen mit Geläufigkeit und auf eine andere anſchauliche Weiſe aus zu ſprechen.

Unter ſolchen, zum Theil ſehr ernſten Geſprächen ging der Morgen vorüber. Nach Tiſche trennten ſich die Freunde. Bey dem Abſchiede lud Friedrich alle, beſonders aber die Frauen, auf das herzlichſte ein, doch ja an dem Tage ſeiner Vermählung mit Dorothea, den er ihnen beſtimmte, an dem Wohnorte der leztern ſich ein zu finden, und dem ſchönen Feſte durch ihre Gegenwart erſt ſeine ganze Freudigkeit zu verleihen. Die Männer aber hofften indeſſen noch einander zu ſehen; denn ſie hatten zuvor noch eine Reiſe verabredet, die ſie gemeinſam nach dem nahen Gebirge machen wollten. Auf das freundlichſte ſchieden alle von einander.

# Fünftes Bild.

## Der Tiſchler bey dem Sarge des Fürſten.

Noch bevor aber alle zu einem gemeinſamen Feſte ſich verſammelten, hatte Heinrich den Wünſchen der beyden nächſten Freunde nachgegeben, und einige Tage abwechſelnd bey Burkhard und Theobald hingebracht. Nach ſeiner Rückkehr ſandte er dem letztern das folgende Blatt.

So befinde ich mich denn wieder, lieber Theobald, an meinem ſtillen Aufenthalte; aber den Schmerz, den ich mit mir fort getragen, habe ich auch wieder mit zurück gebracht. Während eure große Liebe ſich mir lindernd und beſchwichtigend an das Herz ſchmiegte, und ich in eurem Kreiſe, der nun auch mich umſchloß, alles in

der alten freudigen Ordnung, wie immer, seinen ruhigen Gang verfolgen sah, kannte ich wohl auf Augenblicke wenn nicht ganz vergessen, doch minder lebendig fühlen, wie bey mir zu Hause indessen alles ganz anders geworden, und da ich nun heim kehrte, so drängten sich die alten Gefühle der Sehnsucht und freudigen Erwartung, die dann stets meine Begleiter waren und meine Schritte beflügelten, sich auch wieder meiner Seele bey, gleich als ob sie noch nicht wüßten, daß sie diesmal nicht mit eintreten dürften in die verödete Wohnung. Und Sie, die schon von ferne meine Schritte kannte, und dann jubelnd mir entgegen eilte und mich freudig in ihre Arme schloß und mit der ich nun erst recht genoß die Freude der Reise, ihr berichtend von den lieben Freunden, von ihrer immer gleich innigen Liebe und allem, was wir zusammen besprochen hatten; — Sie öffnete mir nicht des Hauses Thor; eine andere Pforte hat sich ihr selber aufgethan.

Und doch erscheint mir es oft noch wie eine Unmöglichkeit, daß sie, die ich im Herzen trage,

nicht mehr mit mir seyn sollte. Aber ob ich durchirre alle diese Gemächer, in denen sie sonst an meiner Seite wandelte und wo alles an sie erinnert; verödet ist nun die Stätte. Ob ich sie mit meinen Augen suche, zu ihr reicht kein Blick mehr. Ob ich ihren Nahmen nenne, verdopple den Ruf dieser Stimme, deren Ton auch da noch, als schon die Außenwelt sich ihr geschlossen und heiße Fiebergluth mit trübem Feuer in ihren sonst so klaren Augen brannte, den geheimen Weg zu ihrer Seele fand; zu ihr dringt kein Hall dieses Lebens mehr; und ob mein ganzes Wesen in sehnsuchtsvollem Verlangen sich ihr nach dränge, dort an jener Schranke, die kein Lebender überschreitet, muß ich stehen und gelange nicht weiter; und ob ich meine Arme ausbreite, sie reichen nicht hinüber; ob meine Sehnsucht sich losreißen und mich wie auf Geistesflügeln empor tragen möchte; da ist jedem Wunsche das Ziel gesteckt; sogar der Gedanke muß hier stehen an seiner Gränze.

Und ob ich die ewige Macht fragen wollte:

warum hast du mir das gethan? womit habe ich so Entsetzliches verschuldet? Sie hat kein Ohr für solchen Ruf, keine Stimme, keine Antwort auf diese Frage. Und, Lieber, so habe ich auch eigentlich nie gefragt: ich darf es wohl sagen, auch eine Stunde habe ich nicht gemurrt gegen mein Schicksal. Ich kann nicht zweifeln an der ewigen Weisheit, ihr Werk macht jeden Frager verstummen; nicht rechten mit der ewigen Liebe, ich sehe ihre Segensströme rings um mich hernieder fließen; ein seliger, ewiger Friede durchwehet ihre Schöpfung, und sollte sie mich lechzendes, dürstendes Wesen allein nicht trinken und laben wollen aus ihrem unversieglichen Borne? Und auch mit der ewigen Gerechtigkeit kann ich nicht grollen, daß sie in meinem Theile mich verkürzt habe gegen meine andern Brüder.

Sie hat die Unvergleichliche mir vereint, und daß sie diese zur bessern Freude bestimmte und ihre geliebtere Tochter schneller in ihren Schoos zu sich herüber nahm, soll ich hierüber zürnen? Habe ich denn bloß diese leiblichen Augen, die

freylich nur in dem Hause, das mich umschließt, eine verödete Stätte, in den Kindern, welche daſſelbe erziehet, mutterloſe Geſchöpfe erblicken? Hat ſie, die Macht des Lichtes, nicht auch mir geöffnet den innern Blick? Und wie ſie ihre höchſte Herrlichkeit, den Glanz ihrer unermeßlichen Welten, und nur enthüllet in dem Schatten der äußern Nacht, will ſie ſo in dem Dunkel des innern Wehes mir zeigen ihre noch ſchönere Herrlichkeit, die all zu wunderbar iſt, als daß ein Auge, deſſen Schein endlich erliſcht, ſie zu ſchauen vermöchte?

Wenn ich ſolches denke und erwäge, dann thut ſich mir oft in der dunkeln Nacht ein lichthelles Thor auf, und ich bin zufrieden und getröſtet, denn ich weiß, ſie lebet und lebet ſeliger, als ſie an meiner Seite leben könnte, und unſichtbar reicht ſie mir ihre Hand und zieht mich hinauf, und kann ich auch nicht ganz zu ihr hinan; ſo ſehe ich ſie doch wandeln unter den Seligen und leſe in dem Buche des Lebens, das ſie mir geöffnet entgegen hält: wer glaubet, wird leben,

ob er gleich stürbe, und wer glaubet und lebet, wird nimmer mehr sterben."

Aber, Freund, nicht alle Stunden sind eine, wie die andere, und der Sieg ist nicht stets gleich, so lange der himmlische Mensch noch zu ringen hat mit dem irdischen. Sie, die Lilie, verpflanzt unter die Sterne, blühet und duftet in unverwelklich seliger Pracht, aber ich wandle nun erst auf der Höhe des Lebens und ein herber Gedanke ist es: in seiner Kraft zu stehen auf des Lebens Mittelbahn und nach seinem Glücke zu den Sternen hinauf blicken zu müssen. Und wenn der nicht unedle Mensch in außerordentlichen Lagen, wo sich die Außenwelt vor seinen Blicken in Dunkelheit verhüllt und er auf seine göttliche Kraft zurück gedrängt wird, auch durch sich selbst größer da steht, und dem Sürsetzlichen, das seinem innern Leben Vernichtung drohet, mit aller ihm von Gott verliehenen Stärke sich entgegen kehret; wenn er, umgekehrt wie jener Riesensprößling der Erde, der im Ringen nicht überwunden werden konnte, so lange er den

Fuß auf ſeine Mutter, die Erde, ſtützte, wenn er als ein Sohn des Himmels, ſo lange er nur nicht ſich ganz auf die Erde herunieder ziehen läßt, durch die Berührung des Himmels immer wieder neue himmliſche Kraft, und aus dem Kampfe neue Stärke für den Kampf in ſich gewinnt; — ſo treten nun da erſt die gefährlichſten Stunden ein, wo der erſte, mächtigſte Stoß vorüber iſt, der Menſch aus der Höhe ſeiner Begeiſterung anfängt nieder zu ſinken, und nun das Leben in ſeiner nüchternſten Gehaltloſigkeit, ohne Glanz und Anmuth vor ihm ſteht, und er es doch lieben und für daſſelbe wirken ſoll. Auch da noch die Begeiſterung zu wahren und ſich oben zu erhalten, das iſt das Schwerſte, was ein menſchliches Herz erſtreben mag. Aber dennoch — du verſteheſt mich — gibt es in ſolcher Lage keine andere Hülfe, als daß wir die Tiefe uns durch des Glaubens Kraft und die Macht der Idee zur Höhe umkehren. Hier kann alles verloren werden, ich erkenne es; und es kann alles gewonnen und mehr gewonnen werden, als verloren

werden, nicht außen, sondern in uns, wenn die, welche aus Irdischen zu Himmlischen geworden sind, mit ihrer Klarheit auch unsere innere Welt umklären, und unser Herz dem Himmel näher bringen.

Und so ist mir denn oft auch, als ob mir Erde und Himmel, Schicksal und Menschheit, Nähe und Ferne, Diesseitiges und Jenseitiges — alles in größern Massen, gewaltigern Bildern vor der Seele stände. Eine ideale Welt verwebt sich mir oft so mit der wirklichen, daß ich beyde kaum mehr zu sondern weiß; daß eine der andern ihre Bilder leiht, die Gestalten des Lebens mir jetzt schon zu Lichterscheinungen werden, und die ideale Welt ihre größern Geister in verklärten Leibern zu mir herab sendet und diese mit mir verkehren und ich mit ihnen, wie mit Wesen meines Gleichen. Und dann ist mir oft, als seye gar nichts bey mir vorgefallen; mein dunkles Schicksal erscheint mir, wie eine Dichtung, die nur in meinem Geiste Bestand hat, und was ich in furchtbarer Wirklichkeit erfahren, stelle ich zusammen

und ſchmücke es aus, wie eine Geſchichte, die ſich nie begeben hat, und denke mir, wie ein edler Menſch wohl ſolch eine Lage tragen und durch dieſelbe gehen werde. Dann haben auch die Schrecken keine Macht mehr über meine Seele, ich ſpiele mit dem Grauen und halte das Entſetzen feſt vor meinen Sinnen, bis es vor meinem Blicke zu einem anmuthig ſchauerlichen Mährchen ſich geſtaltet. In ſolch einem Momente iſt eine Dichtung aus meinem Geiſte hervor gegangen, welche ich dir und den Freunden wieder in einem großen Momente mit zu theilen gedenke, in jener Nacht nähmlich, welche wir beſchloſſen haben unter freyem Himmel auf jener Höhe hin zu bringen, die, über das nahe Waldgebirge empor ragend, den höchſten Punct rings in unſerer Gegend darbiethet. Es iſt alles zu der kleinen Reiſe gerüſtet und ich erwarte dich mit Burkhard an dem verabredeten Tage.

Doch das muß ich nochmals wiederhohlen, daß die in dieſer Dichtung waltende Schickſalsidee um ſo weniger Macht über mich zu gewinnen

vermochte, als sie die meinige nicht ist. Wir haben oft mit einander über diesen Gegenstand gesprochen, möge diese Geschichte uns [illegible]n Anlaß zu neuer Beredung dar biethen, und mit wem berede ich mich lieber über alles, was mein innerstes Wesen anregt, woran meine Sehnsucht hängt, mein Daseyn angeknüpft ist, als mit dir, du gleich gestimmter Geist!

Möge stets der Himmel hell über dir leuchten, und die Macht, die jeden auf seinem besondern Pfade führt, dir in dem lichten Scheine des Glückes offenbaren, was ich schauen sollte in der Nacht eines tiefen Wehes. Alle unsere Freunde schließe ich mit dir an mein Herz und ihr wißt wohl, wie euch, auch ohne bey euch zu seyn, doch oft Gesellschaft leistet

[illegible] euer Freund Heinrich.

An dem verabredeten Tage aber erschienen Theobald und Burkhard bey Heinrich. Weg und Witterung ließen nichts zu wünschen übrig. Um aber unermüdet bey der Höhe des Berges an zu

gelangen, besonders aber um nichts zu entbehren, was das Uebernachten in dem Freyen angenehm machen kann, hatten sie beschlossen, die kleine Reise auf einem offenen Wagen zu machen, wie dessen die Landleute allgemein zu ihren Geschäften sich bedienen, und von zwey raschen Pferden fort gezogen, fuhren sie schnell die staubige Straße hin. Aber bald ging es schon eine nicht unbedeutende Höhe hinan, man fuhr über ein einförmiges, minder lohnendes, als bebautes Land, dann führte der Weg durch einen dunkeln Wald von den schönsten Eichen und kräftigsten Buchen abermals eine Höhe hinauf. Dann that sich ihnen wieder eine freye Gegend auf und man gelangte zu einem Dorfe, von wo der Weg einen sanften Hang hinan nach einem zweyten größern Dorfe führte, und die Freunde, die diese Gegend noch nicht besucht hatten, waren in hohem Grade erstaunt, nicht bloß von diesem Hochrücken aus den Gipfel des Berges, das Ziel ihrer Reise, wie einen unbedeutenden Hügel vor sich zu erblicken, sondern auch über den großen Anbau die-

ses hoch gelegenen Landes und die schönen großen Häuser in dem letztern Dorfe. Hier aber ließen sie den Wagen nach dem Orte ihrer Bestimmung voran gehen; sie selbst stiegen ein Thal hinab, das auf der einen Seite des Berges sich absenkt und in der Gegend unter dem Nahmen des Höllengrundes bekannt ist. Der schroffe Pfad führte über eine unermeßliche Anhäufung von Steinmassen, die, wie es schien, eine uralte Fluth mochte zusammen gewälzt haben, zwischen denen junge Buchen und Ahornbäume mit ihrem hellgrünen, schön gezackten Laube empor ragten, und der Gang schien eines Pfades würdig, der in den Grund der Hölle führt. Aber je tiefer sie hinab stiegen, um so lieblicher ward das Thal und entsprach durchaus nicht der durch seinen Nahmen erregten Erwartung. Denn hier zeigte sich nun ein grüner Wiesenraum, durch den zwischen Erlengebüsche ein heller Bach rann, dazwischen hin einzelne zerstreute Wohnungen, mit Ackerland umschlossen und hinter Obstbäumen versteckt; steil aber ragten die mit dunkler Waldung bedeckten Seitenwände

des Thales hinan. Gar anmuthig war der Gang an dem Bache hin durch den hellen Wiesengrund zwischen den dunkeln Wäldern, und hier trafen nun unsere drey Wanderer die andern Freunde, Friedrich, Gustav, Johannes und Edwin, welche die Reise zu Fuß gemacht hatten und ihrer bereits in einer Mühle harreten. Alle begrüßten einander auf das freudigste, und stiegen zusammen den steilen Weg hinan, der von dieser Seite die bedeutende Höhe des Berges fühlbar werden läßt.

Man erreichte mit dem Abende das Dorf, welches auf der Berghöhe, unfern der höchsten Kuppe gelegen ist. Schon war daselbst für ein erquickendes Nachtmahl gesorgt, und nachdem man sich hieran gelabt hatte, so ward nun der Gipfel selbst bestiegen. Diesen umschließt rings ein Kranz der herrlichsten Bäume bis zu dem höchsten freyen Puncte hin. Hier häufen sich ungeheure Felsmassen, von denen nicht zu begreifen ist, wie sie an diesen erhabenen Ort kamen, und die auf dem sehr abgestumpften Kegel einen neuen kleinern Kegel bilden, doch so, daß dieser in der Mitte

etwas eingedrückt ist, gleich als ob hier in früher Vorzeit sich einmal ein Krater eröffnet habe, und die über einander geschichteten Felsen einen doppelten Standpunct darbiethen. Sonst erheben auch hier sich einzelne Bäume; der Octoberfeuer wegen hatte man sie weg geräumt, damit die Flamme von dem freyen Raume in eine desto ungemessenere Ferne aufleuchten konnte. Wo der Standpunct am höchsten ist, haben edle Grafen, die Besitzer der nahen Dörfer und Forste, einen großen steinernen Tisch mit Sitzen errichten lassen. Jubelnd klommen die Freunde diese gigantischen Steintrümmer hinan, und welch ein weiter Gesichtskreis eröffnete sich ihnen nun rings in die Runde von diesem über alle andere nahe Berge empor ragendem Kegel. Auf der einen Seite begegnete ihrem Blicke das nahe, stark hügelige Land des Odenwaldes, gleich wie das Denkmahl eines uralten Weltereignisses, da der Boden der Erde, durch eine gewaltige innere Bewegung erregt, sich in ungeheuern Wellen hob, dann plötzlich in dieser Bewegung erstarrete, ohne daß

die Wellen ſich zu legen Zeit hatten. Auf der andern Seite ſchweifte das Auge über ein weites Land, und über Berge, die in der Nähe eine bedeutende Höhe zu haben ſchienen, ſah man, wie über Hügel hin, bis endlich ein blauer Saum ferner Gebirge an dem Horizonte den Blick begränzte.

Es war den Freunden, als ob mit ihrem Geſichtskreiſe auch der Kreis der Ideen ſich in ihnen erweitert, und mit der örtlichen Höhe ihr ganzes Weſen ſich empor gehoben habe. Oben ſtanden ſie auf den von dem Abendlichte erhelleten Felſen. Unten leuchtete der Neckar von der einzigen Stelle, wo er ſichtbar iſt, aus dem tiefen, finſtern Grunde herauf. In ſchauerlicher Dunkelheit umſchattete der Wald den Berg unter ihnen, deſſen oberer Saum in den ſchönſten Lichtern glänzte und deſſen höchſte Wipfel nur bis zu ihren Füßen reichten. Aber immer mehr erloſchen die Lichter, immer tiefer ſank die Sonne, bis ſie endlich hinter den Höhen des Odenwaldes ganz verſchwand. Eine immer höhere Röthe färbte den abendlichen

Himmel: immer blauer wurden die Berge, immer gröſsere Schatten lagerten ſich zwiſchen den Tiefen des durchfurchten Landes hin und bedeckten es endlich ganz. Es traten nun die erſten Sterne hervor, aber es währte lange, bis ihre Zwiſchenräume mit den kleinen Lichtern ſich füllten. Denn ſchon leuchtete nun auch, da die Sonne hinab geſunken war, die faſt vollrunde Scheibe des Mondes vom Himmel. Ein unendlicher Friede wehete durch die ganze Landſchaft; in ihrer groſsen, kräftigen Sprache redete die Natur zu den Menſchenherzen; da mußten die Lippen verſtummen und ſchweigend neigten ſich die Geiſter vor dem ewigen Meiſter. Auch Heinrichs Seele ſchwieg in dieſem Augenblicke und ſein Herz vergaß, daß es je einen Schmerz empfunden hatte.

Indeſſen war auf dem ziemlich bequemen Wege der Wagen unten bey dem Fuße der Felſenſpitze angelangt. Die Freunde begaben ſich nun zu demſelben hinab, und hier, wo man gegen den kalten Nachtwind geſchirmt war, wurde der Ort zur Lagerſtätte erſehen. Der Fuhrmann

spannte die Pferde aus und brachte sie nach dem Dorfe hinab; der Wagen blieb oben. Man fing an ab zu packen. Ueber die leichte Sommerkleidung wurden wärmere Röcke angelegt, aus den Strohbündeln, die zu Sitzen gedient hatten, Lager bereitet; darüber breitete man Mäntel hin und jeder machte sich seine Ruhestätte so bequem, als möglich. Die ganze Scene glich vollkommen dem, was man ein Abentheuer in dem Walde nennt. Die hohen Buchen bildeten über den Gelagerten ein Dach von Zweigen und Blättern, zwischen dem oben einzelne Sterne herein schimmerten, und auch der Mond sollte nicht mit hellerem Lichte das trauliche Dunkel des Ortes stören, da er gerade auf der Seite stand, wo die Laubwand am dichtesten war und sein Schein nur wie der eines größern Sternes herein fiel. Kein Laut drang in die Stille des Ortes, auch die Lüfte schwiegen, und der ernst feyerliche Gesang der Freunde unterbrach nur zuweilen das Schweigen, der dann wieder verstummte, um mit einem Gespräche zu wechseln.

So nahete allmählig die Mitternachtstunde herbey. Nun beschloß man das Nachtfeuer an zu zünden. Während Burkhard, der in diesen Dingen besonderes Geschick besaß, mit Hülfe der andern sich hiermit beschäftigte, stiegen Heinrich und Theobald die Felsen hinan. Nun funkelte über ihnen der reichste Sternenhimmel und einen besonders herrlichen Anblick both das Feuer unter ihnen dar, das von unten das Laubgewölbe erleuchtete, während oben dunkle Nacht auf demselben lag. Aber bald riefen sie die Stimmen der andern herab, und da sie zu diesen an das Feuer gelangten, sprudelte schon das Wasser in den Töpfen, und alles war zu einem Punsche bereit, den man zur Mitternachtstunde genießen wollte. Auch waren schon Steine rings um das Feuer herum gesetzt, auf denen Burkhard die andern bath, sich nieder zu lassen; er wolle schon alles besorgen. Wie es kräftig duftet, rief er, und gewiß ihr sollt sagen, daß der Trank der schönen Nacht werth ist. Aber da erhob sich Theobald von seinem Sitze und dem Freunde,

der die Becher füllen wollte, bedeutend, dieß noch zu laſſen, ſchöpfte er von dem Getränke in eine Schale. Nun richtete er ſich auf, und dieſe hoch empor hebend, ſprach er mit feyerlicher Stimme: vereint dieſe Gabe der Nacht und ihrem Schweigen und allen den Seelen, die in der ewigen Stille wohnen. Ja allen Seelen, die, weil ſie rein ſind, den Frieden in ſich tragen, den ewigen und den in der Zeit, ſtimmten die andern alle ein, und wie ein Trankopfer ergoß Theobald die Schale in die knitternde Flamme. Nun kreiſ'ten die voll gefüllten Becher in der Runde umher, und nachdem man in der kühlen Nacht an dem warmen Getränke ſich gelabt hatte, ſo bath Theobald den Freund, der, gleichſam als der Wirth in dieſer nächtlichen Halle des Waldes, den andern gegenüber ſeine Stelle genommen hatte, ſich von ſeinem Sitze zu erheben und dieſen Heinrich einzurkumen. Du verſteheſt mich, Freund, ſprach er zu dieſem gewendet; nun iſt der Moment gekommen, von dem du mir ſchriebeſt, und ihr Freunde, ſprach er zu den andern

gekehrt, werdet euch gewiß freuen, mit mir in ernster Stunde zu vernehmen, was in noch ernsterem Momente aus unseres Freundes Seele hervor gegangen.

Heinrich aber und Burkhard wechselten ihre Sitze, und nachdem jener eine Weile schweigend die seltsame Gruppe angesehen hatte, welche ihm gegenüber auf ihren Steinsitzen die Freunde bildeten, die sich vorwärts neigten und dem Feuer neue Nahrung beyfügten, so begann er, als dieses in lichten Flammen aufloderte, in dem Scheine derselben, ohne irgend eine Vorerinnerung, aus einem Hefte, das er aus der Tasche hervor zog, zu lesen.

## Der Tischler bey dem Sarge des Fürsten.

Eben verhallte der Ruf vom Schloßthurme, womit der Wächter die Mitternachtstunde verkündet hatte. In dem hellesten Sternenschimmer funkelte der Himmel, und von tausend flimmernden Puncten glänzte der Boden. Jeder Hauch

eines lebendigen Athems schien in dem grimmen Froste erstarrt, jeder Laut, der aus einem fühlenden Herzen herauf tönt, verklungen mit dem Stundenrufe. Schauerlich nur rauschte durch das Schweigen der Nacht der Fußtritt der Wachen, die mit den hohen schwarzen Mützen, und in die langen weißen Mäntel gehüllt, Geistern ähnlich, in abgemessenem Schritte hin und her wandelten.

Da trat der betagte Herrscher durch die hintere Pforte des Schlosses in den nahen Park hinaus. Gern hätten die alten Hüther den Herrn, für den sie schon länger als ein Menschenalter in treuestem Dienste gewacht hatten, angefleht, doch seines greisen Hauptes, da nun auch der letzte Zweig seines königlichen Stammes verdorret war, zu schonen. Aber der Ernst des Todes lag auf des Königes Angesicht; stille senkten sie die Häupter vor ihm nieder, aber ihre Lippen wagten nicht, ihn an zu reden; trauernd folgten ihm ihre Blicke nach.

Mit ungestümer Hast schwankte der alte Fürst

durch die langen Gänge. Er fühlte nicht die Kälte, nicht den frostigen Anhauch des Windes, der in die grauen Locken seines entblößten Hauptes wehete. Es ist, als wolle er dem Verhängnisse enteilen, das mit kalter Hand an dem bebenden Herzen ihn gefaßt hielt. Endlich ist er ferne bis zu dem Ende des Schloßgartens an den Ort gelangt, wo sich die Wohnungen der in dem Dienste des Hofes arbeitenden Werkleute befinden. Er stehet stille.

Den Einen, letzten, seufz't er, den Einzigen, Schicksal, hättest du mir lassen sollen.

O, glücklicher als des Landes Herrscher, fuhr er fort, bist du, schlechter Knecht, der du vielleicht in der Mitte deiner schlummernden Kinder vor Sorgen wachest, weil du nicht weißt, wie du ihnen morgen den Hunger sättigen sollst; du lebest fort in ihnen; mit mir aber wird mein ganzer Stamm in das Grab gelegt.

Er ging wieder einige Schritte vorwärts; ein Geräusch klang ihm entgegen; es war der eintönige aut einer Säge.

Wer, fragt' er, arbeitet ſo ſpät noch um Mitternacht. Gewiß, antwortete er ſich ſelbſt, du biſt es, künſtlicher Meiſter, der du den Sarg bereiteſt. — Mann, du konnteſt reich werden, wenn du jetzt ſtatt des Sarges eine Wiege ſchüfeſt.

Er war indeſſen dem Hauſe näher gekommen, woher das Geräuſch klang. Nun ſchwieg der Ton der Säge; aber er vernahm die Laute einer tiefen männlichen Stimme. Es war eine alte, ſeltſame Liedesweiſe, ſchroff und eintönig, wie die Worte, die alſo zu ihm drangen:

Er hat aufg'legt tödtliche Schoß,
Sein Pfeyl gericht zu brennen,
Vor ihm kein G'walt gilt und kein Schloß
Das Gottlos wird er trennen.
Merk: wer bös denkt und arge Tück,
Und ſchwanger iſt mit Ungelück,
Der wird ein Falſch gebären.

Er grabt ein Grub und fallt darein,
Sein Unglück wird ſich wenden,
Auf ſeinen Kopf, der Frevel ſein
Wird ihm ſein Scheitel ſchänden.

Ich danke Gott, sein Nahm ich lob,
Deß Gerechtigkeit allein liegt ob,
Ehr sey dem Allerhöchsten.

Der König herchte. Nun war das Lied verklungen. Von innen ließ sich ein Gepolter vernehmen, wie von durch einander geworfenen Werkzeugen.

Aber keine Schuld ruhet ja auf meinem Haupte! sprach der Fürst. Zwey Geschlechter habe ich blühen und welken gesehen, habe sie gerichtet mit Gerechtigkeit.

Schauer des Frostes schüttelten ihn in seinem Innersten, nun es in ihm ruhiger ward.

Er öffnete die Thüre. Ein heißer Qualm drang ihm entgegen. Ein weites Gemach, von vielen Lichtern erhellt, that sich vor seinem Blicke auf. An einer langen Werkstätte stand eine hagere Gestalt, beschäftigt mit einem fast vollendeten Sarge. Kein Leben, keine Regung, keine Leidenschaft eines fühlenden Herzens sprach aus den Augen des Meisters, der, ohne an dem Eintretenden sich zu stören, in seiner Arbeit fort fuhr.

So ſeht noch treue in eurem Berufe, Meiſter? hob zuerſt der eingetretene Fürſt an.

Jeder, antwortete der Mann, ſchaffet an dem Werk, wozu der ewige Meiſter ihn berufen hat; und mich hat er zu euch geſandt, eurem Geſchlechte die Ruheſtätten zu bereiten.

Menſch, wie kann dich Gott dazu berufen haben! fuhr der König auf in ſeinem Grimme. Wahnwitziger, willſt du mich auch noch quälen?

Herr, entgegnete der Meiſter unerſchrocken, auch wird der Wahnwitz quälen.

Aber möchtet ihr gern, fuhr er nach einer Pauſe fort, meine und eure Geſchichte hören; hier, ſetzt euch auf den Sargdeckel nieder; es iſt eueres Thronerben Sargdeckel und ſonſt kein Sitz in der Bude. Sehr, es iſt Meiſterarbeit, die Bildnerey hier oben: eine zertrümmerte Kirche und ein Friedhof mit Leichenſteinen und Kreuzen, die Zeichen des Todes ſelbſt ſchon von des Todes Hand zerbrochen! — Was ſteht ihr, und ſehr ſo ſtier das Werk an? Macht nicht Umſtände,

seyt euch, damit ich wieder zu meinem Geschäfte komme: die Arbeit ist bald vollendet, wird gerade noch so lange, als meine Geschichte, währen.

Wie von einer unsichtbaren Gewalt nieder gedrückt, ließ der Fürst auf den auf dem Boden ruhenden Sargdeckel sich nieder. Der Sarg selbst stand auf der Werkstätte. Der Meister schürzte das weite Gewand hoch an den nervigen Armen hinauf, dann begann er den Sarg zu glätten, und, die Augen fest auf das Werk geheftet, gleich als ob er nur der Arbeit achte, aber nicht der Worte und dessen, an den er sie richtete, ja als ob diese von einem andern Munde, wenigstens aus einem andern Geiste gesprochen würden, begann er:

Herr, habt ihr den verstorbenen Fürsten Sigismund gekannt?

Mein Ahnherr, erwiederte dumpf der König; seines Stammes letzter, wie ich der meinen.

Mein Großvater! sprach der Meister.

Dein Großvater? fragte erschreckt der König.

Gott, welche Geſtalt tritt mit einem Male aus meiner Erinnerung hervor!

Meine Geſchichte, verſetzte der Meiſter, wird alles klar machen. Als ich geboren ward, fuhr er fort, war wenig Ausſicht, daß je der goldene Reif euere Stirn ſchmücken würde. Gerade ſo furchtbar mußte der Sturm in unſeres Stammes reichen Zweigen wüthen, damit endlich nur meine Großmutter mit ihrer einzigen Tochter übrig blieb. Da beſtieg euer Vater den königlichen Stuhl meines Stammes. Der fürſtlichen Witwe ward wenig mehr gedacht: Gottes Strafe, weil ſie ſelbſt nicht Treue trug in ihrem unmütterlichen Herzen, und endlich ihre einzige Tochter aus dem eigenen Hauſe ſtieß, nachdem ſie ihr zuvor ihren Jugendfrühling zerſtört hatte. Da that dieſe ſich aller Erdenhoheit ab, und begehrte nach ſo dunkler Täuſchung nichts mehr, als ein Herz voll Liebe und den ſtillen Seelenfrieden. Beydes fand ſie in meinem Vater; denn obgleich dieſer nicht von fürſtlichem Blute entſproſſen war, ſo beſaß er doch ein tiefes Gemüth und einen

hohen Geist. Sechs Söhne schenkte sie ihm. Als der letzte nahte, war ihr Tagewerk vollendet. Mein Vater mochte nun nicht mehr leben, und durfte auch nicht sterben. Die Geschiedene zog ihn nach sich, ihre Kinder hielten ihn. Er lebte hier schon in unzertrennlichem Seelenvereine mit ihr, das Leben eines Heiligen. Nie habe ich gesehen, daß er sich gefreut oder betrübt hätte, wie ein anderer Erdenmensch. Er war stets still und in sich gekehrt; und an seinen Augen konnte man es ihm ansehen, daß sein Herz bereits einer andern Welt angehörte. Nur Eine Sorge noch hatte er für diese: der Mutter hohen Geist in ihren Söhnen zu erhalten, und diesen ein solches Schicksal zu bereiten, daß das Regen dieses Geistes in ihnen nicht durch all zu lastende Erdenschwere erdrückt werde. Darnach ordnete er ihre Erziehung, der er ausschließlich sein Leben weihete; und weil er selbst von dem Erdengute wenig besaß, so zweifelte er nicht, euer Vater würde wenigstens mit einem Kleinen der Enkel des Mannes gedenken, von dem er alles überkommen

hatte und auf dessen Stuhle er saß. Seine Bitten fanden keinen Zugang zu des Fürsten Herzen. Darauf bestieget ihr, sein einziger Sohn, den Thron. Ihr wenigstens, die ihr von dem Himmel großes Erbarmen empfangen hattet, und der Stammvater eines fern in die Zukunft reichenden Geschlechtes werden wolltet, hoffte er, würdet euch solche Gnade verdienen wollen durch ein kleines Erbarmen, das ihr selbst den letzten Zweigen des verdorrten Stammes eures Ahnherrn schenktet. Nie hat er eine Antwort erhalten auf sein wiederhohltes Flehen, und da er endlich selbst vor euch nahen wollte, stießen eure Wächter ihn zurück mit den Stangen ihrer Hellebarden. Dafür hat euch Gott den Würgengel in das Haus gesandt, den sie nicht ab zu wehren vermochten. Doch ich greife meiner Erzählung vor. Höret:

Der König aber, der in dem tiefsten Grunde seines Wesens erbebte, mußte sich an dem nahen Pfeiler halten, der die weite Decke des Gemaches stützte, um nicht zu sinken. Der Meister aber

erzählte weiter, indem er ohne Unterbrechen fort arbeitete.

Eben als meinem Vater so Arges begegnete, war die Zeit nahe gekommen, da meine drey ältesten Brüder die Laufbahn betreten sollten, die er ihnen bestimmt hatte. Er berief uns alle vor sich. Gott, sprach er, hat es anders beschlossen, als unser Wille gewesen. Und indem er uns nun klar seine Lage aus einander setzte, zeigte er uns die Nothwendigkeit, von dem Hohen uns ab zu kehren, und das niedere Geschäft zu unseres Lebens Beruf zu erwählen, das wir neben unserm höhern Streben als eine Ausfüllung müßiger Stunden erlernt hatten. Wir schwiegen alle, den Vater nicht zu bekümmern, aber innerst knirschte der Geist des entschlafenen Fürsten in seinen Enkeln. Zur Nachtzeit traten wir alle oben auf den Zinnen unseres Hauses zusammen. Wir beschlossen, das Leben lieber aus zu hauchen, als uns zu unedelm Gewerbe zu entschließen, aber auch mit uns das undankbare Geschlecht in das grause Verderben mit hinab zu ziehen.

Eine unaussprechliche innere Beängstigung verrieth dem Vater, was vorgehen sollte. Mit einem Male trat er in unsere Mitte, als eben seine sechs Söhne in dem Kreise da standen, und die mit dem Dolche bewehrte Rechte zum Schwure empor hoben, und besonders das Auge des jüngsten, obgleich er sein vierzehntes Jahr noch nicht vollendet hatte, von feuriger Zornesgluth flammte. Unwillkührlich sanken unsere Arme nieder, da der Vater mit seinem friedlichen Himmelsblicke uns ansah, und vollends nun da er mit milder Stimme die Worte sprach: Kindlein, habe ich zu der Hölle dunkelm Werke euch geweihet? Ist denn jeder Schein des himmlischen Strahles von jenseits, woher die Mutter winket, in euch erloschen? — Da vollends war es, als ob alles Zürnen in uns ausgetilgt, alle Kraft des Wollens gebrochen seye. Aber in eben dem Maaße, als unsere Geister linder wurden, schien eine innere, nie gekannte Macht unsern Vater immer mehr und mehr zu bewältigen; es war, als ob seine ganze Gestalt sich hebe; seine Augen leuch-

teten, daß wir die Blicke nieder schlagen mußten; ein Prophetengeist kam über ihn, und mit erschütternder Stimme sprach er plötzlich die Worte: Verunreiniget nicht eure Herzen und Hände. Sein ist die Rache, der Herr wird vergelten. Uns allen aber war klar, daß wir hier den Herrn müßten gewähren lassen; und eben die Hände, womit wir hatten Rache schwören wollen, erhoben wir nun zum Schwure, uns nie rächen zu wollen an einem Feinde, der uns kränken werde, oder in Vater oder Mutter uns verletzt habe.

Ohne seine Arbeit zu unterbrechen, hielt hier der Meister einen Augenblick mit Reden inne, gleich als wolle er durch dieses Schweigen den König, der wie in eine Starrheit des Todes versunken war, erst wieder zu sich selbst rufen.

Herr, fuhr er dann fort, ich war der Jüngste. Spät in der Nacht trennten wir uns. Ich trat in den Garten hinaus. Mit großer Schwere drückte die Sommerschwüle. Die große Dunkelheit wurde nur zuweilen etwas erhellt durch den matten Schein eines fernen Wetterleuchtens.

Ermüdet ſetzte ich mich nieder und ſchlief endlich ein. Seltſame Traumgeſtalten ſchwebten an meinem Geiſte vorüber; aber beym Erwachen waren alle entſchwunden, ſo deutlich ich ſie geſchaut hatte. Nur hell und vernehmlich klangen noch die Worte in meiner Seele, welche die eine Erſcheinung mir zugeflüſtert hatte: Gürte dich, daß du die Särge bereiteſt, in denen man der Unbarmherzigen Geſchlecht zu Grabe tragen wird. Und da ich nun bemerkte, daß ich unter meinem Lieblingsroſenſtocke eingeſchlummert war, an dieſem aber ſechs Blüthen, die erſten, die er trug, und die am geſtrigen Tage alle zugleich ſich geöffnet hatten, in der Nacht welk geworden waren, ſo betrachtete ich dieß als ein Zeichen der gewiſſen Erfüllung meines Traumgeſichtes.

Gleich meinen Brüdern entſagte auch ich meinen beſſern Wünſchen und trat noch an dieſem Tage bey einem Tiſchler völlig in die Lehre, deſſen Kunſt zu erlernen ich bereits angefangen hatte. Von meinem Traume verrieth ich niemand, auch nicht meinen Brüdern, das geringſte.

Ich arbeitete unermüdlich und zog nach einigen Jahren als Tischlerlehrling in eine weite Ferne. Den Meinigen habe ich nie wieder eine Kunde von mir gegeben; denn dunkel nur, erkannte ich, konnte ich erfüllen meinen dunkeln Beruf. Meine Arbeiten wurden weit berühmt; da beschiedet ihr mich nach euerer Stadt; ich wußte, daß es so kommen werde. Aber lange währte es, bis mein Geschäft begann, ich hatte lange Zeit, über künstliche Sargformen nach zu denken und in mancher Nachtstunde arbeitete ich zu das Material zu wunderſamer Bildnerey. Viele bothen vieles dafür; es ist zu anderm Dienste, sprach ich, und muß voraus gefertigt seyn, denn solches Werk läßt sich nicht schaffen in der Stunde der Noth. Niemand verstand mich; ich nur wußte, was ich sprach.

Nun wurde ich völlig als Tischlermeister für euern Hof ernannt. Jetzt, dachte ich, wird dein Geschäft beginnen. Aber immer heller strahlte der Glanz eures Hauſes. Eure Kinder wuchſen heran in edler Kraft und Sitte und man pries

euch glücklich vor allen Fürsten der Erde. Aber der Geist in mir sprach: sie müssen hoch erhoben werden, damit ihr Sturz desto tiefer sey; und ich harrete ruhig der Erfüllung dessen, was nicht ausbleiben konnte.

Da geschah es an einem Lenztage, daß ich hinaus ging aus meiner Werkstatt und durch die grünen Fluren wandelte. Aber plötzlich verdunkelte sich der Himmel über mir und Hagel fiel hernieder und zerstörte die frische, schon Aehren treibende Saat. Indeß ich das Geschehene erwog, sprach eine Stimme in mir: die Erstlinge sollen zuerst geopfert werden. Ich verstand dieß nicht und ging heim; da drang das Jammergeschrey zu meinen Ohren: das Zwillingspaar von Söhnen, die euer Weib zuerst geboren, seye dahin; eine böse Seuche habe sie schnell zu gleicher Stunde weg gerafft. Nun fiel mir ein: es sind die Bilder des in dem Tempel geopferten Taubenpaares, und ich suchte hervor die Bilder und fügte sie in die Särge, in denen eure Zwillingssöhne in die Gruft hinab sanken.

Wieder gingen Jahre hin. Es war Sommerzeit. Ich stieg einen Berg hinan, wo ich mich oft zu erlaben pflegte mit einem frischen Trunk aus einem klaren Quell, der in einem steinernen Becken gesammelt war, im Schatten einer hohen Buche, am Rande einer Bergwiese. Weit schweift von da der Blick über ein flaches, reiches Land und Dörfer und Städte ohne Zahl, eures Landes blühendsten Theil. Aber da ich hinan kam, war die Rinne trocken, in welcher der Bach herab zu rieseln pflegte, das Becken leer. Da sprach die Stimme: nun versiegt der Quell. Ich eilte nach Hause und machte zurecht das Bild von der verscheidenden Mutter. Denn ich wußte wohl: nun bald werde euer königliches Ehegemahl verwelken; und also geschah's.

Wieder war vollendet der Jahre Kreis; da stand ich zur Herbstzeit unter euerm Lieblingsbaume, den ihr einmal mit eigener Hand gepflanzt, und während ich verwundert dessen reiche Früchte anschaute, griff der Sturm in des Baumes Aest' und Zweige, und schüttelt' sie, daß alle Früchte

nieder fielen. Die Stimme ſprach in mir: nun fällt die Frucht. Sogleich wandt' ich mich um, die Bilder zu rüſten von dem zerbrochenen Lilienſtängel, von dem Schmetterlinge mit den zerſtäubten Flügeln und der entblätterten Roſe, und kaum, daß ich mich nur umgekehrt, ſo ſchall mir auch der Klageruf entgegen: umgeſchlagen und vom hohen Felſenhange herab geſtürzt ſey der Wagen, der eure Töchter trug, drey holde Bräute, drey großen Königen verlobt, und bevor ich eures Luſtrevieres Gränze noch erreicht, brachten ſie die zerſchellten Leiber euerer zarten Kinder auf Tragebetten, unter köſtlichen Decken verhüllt, zur hintern Gartenpforte herein.

Nun währte es wieder lang. Mächtig ſchien euer Stamm zu ringen gegen den über ihn verhängten Untergang. Kräftig wuchs euer jüngſter Sohn heran, ein kühner Held am Tag der Schlacht. Wir feyerten des Prinzen Vermählungsfeſt. Siege brachte er euerm Land, ſein Ehebett blieb ohne Frucht. Da legte der Winter Feld und Strom in Feſſeln; es raſtete die ganze

Natur; ohne Rast wüthete fort der Menschen Grimm im Schlachtenmord. Mich trieb es hinaus in den dunkeln, immer grünen Forst. Eine himmelhohe Tanne, zu deren Gipfel ich oft aufgeblickt, betend zu dem Herrn, der so Wunderbares schafft — gefällt lag ihr langer gerader Stamm, am Fuße niederer Bäume hingestreckt. Da sprach die Stimme, während ich voll Trauer auf sie sah: nun wird die Axt an den Stamm gelegt. Ohne Säumen eilte ich hinab; und kaum, daß ich das Bild hervor gesucht von dem zerstörten Tempelbaue, so schell durch alle Straßen lauter Siegesjubel, aber schnell verstummte jeder Mund; es folgte nach die Thränenpost: des Landes Erbe hab' im Kampf verblutet. Nicht für sein eigenes Geschlecht hat er das Reich vermehrt; nun werden andre es besitzen.

Nun, Herr, schloß der Meister, ist meine Geschichte zu Ende, und ich habe der Bilder keine mehr.

Wie im Wahnwitze aber fragte der König: und hast du nicht auch für mich einen Sarg?

Ihr werdet des Sarges nicht bedürfen! entgegnete der Meiſter. Aber erlaubt! der Deckel! Laßt ſehen, ob das Ganze wohl zuſammen paßt.

Er fügte den Deckel auf den Sarg, beſchaute rings das Werk mit ernſt prüfendem Meiſterblick.

Hier, dieſe Stellen, ſprach er, ſpiegeln ſich nicht recht; ich muß nur nochmals anſtimmen meines Liedes Weiſe; ſo vollendet ſich die Arbeit am beſten.

Er ſang:

Er grabt ein Grub und fällt darein,
Sein Unglück wird ſich wenden
Auf ſeinen Kopf, der Frevel ſein
Wird ihm ſein Scheitel ſchänden.
Ich danke Gott; ſein Nahm ich lob,
Deß Gerechtigkeit allein liegt ob,
Ihr ſey dem Allerhöchſten.

Dem Könige waren ſeine Sinne geſchwunden. Auf die Werkſtatt geſtützt, mochte er lange geſtanden haben. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, war das Lied verſtummt, er in dem Gemach allein. Vollendet ſtand der künſtliche Sarg vor ihm.

Der Tischlermeister war verschwunden und seit dieser Stunde hat niemand ihn wieder gesehen.

Der König aber blieb lange stehen vor dem Sarge, zurück blickend in sein vergangenes Leben, und die dunkle Erinnerung stieg in seiner Seele auf, wie eines Tages ihm eine Bittschrift war vorgelegt worden, er auch tiefes Mitleid trug mit dem Vater und dessen sechs unmündigen Söhnen, wie aber seine Räthe ihn bewogen hatten, die Bitte von sich ab zu weisen, und später war keine Klage mehr zu seinen Ohren gedrungen.

Nun ruhete auch sein letzter Sohn, in den Sarg eingeschlossen, von ihm geschieden, tief unten in der Gruft. Zum letzten Male bestieg der lebensmüde Herrscher seinen Richterstuhl, und forderte die unbarmherzigen Räthe vor sich, und sie warfen sich nieder zu seinen Füßen auf ihr Angesicht. Er ließ die Enkel seines Ahnherrn aufsuchen; keiner von ihnen befand sich mehr in seinem Reiche. Sie lebten in fernen Landen in dem ruhigen Frieden still häuslichen Glückes und verschmäheten die Gaben, die er ihnen jetzt zu

ſpät darbeth. Seines Vorfahren Namen erloſch nun nicht, war nur von der Fürſtenhöhe auf des Lebens Mittelbahn übergetreten. Sein Geſchlecht ſollte mit ihm daſſelbe Grab umſchlieſſen, und ſo ſchwere Rache er an den Räthen nahm, die ſelbſt nicht Erbarmen gefühlt hatten, die Todten weckte ſein Gericht nicht auf. Endlich faßte ihn Verzweifelung, und als um den Felſen, von dem ſein Schloß aufragte, die Meerfluth am wildeſten tobte, ſtürzte er ſich von ſeines Schloſſes Zinnen in die empörten Wogen hinab. Seine Leiche ward nie aufgefunden.

Der Tiſchlermeiſter hatte geſprochen: du wirſt des Sarges nicht bedürfen.

Ein unendliches Meer verſchlingt endlich alle lebenden Geſchlechter. Die einen tauchen auf, die andern tauchen unter. Die ihr aufſteigt, habt Erbarmen mit den Sinkenden, denn auch euch hält nur das ewige Erbarmen.

---

Hier endete Heinrich und mit ihm ſchwiegen alle, wie es uns zuweilen da zu ergehen pflegt,

wo wir wohl gern etwas bemerken möchten, aber in unserm Innern zu mächtig angeregt sind, als daß wir sogleich mit uns über unsere Gefühle einig zu werden, geschweige denn das Wort dafür zu finden wüßten.

Zuerst brach endlich Gustav das Schweigen mit der Bemerkung: Fürwahr eine schauerliche Geschichte, und dabey an solchem Orte, zu solcher Stunde vernommen! Und dann der ernste Spruch am Schlusse! der aber gewiß nicht fehlen durfte und wodurch der Erzähler sich zuletzt wieder der Neigungen in den Herzen seiner Zuhörer bemächtigt und diese nöthigt, bey so manchen andern anregenden Ideen der Dichtung, gerade nur auf diesen zu weilen!

In der That, stimmte Burkhard ein, eine furchtbare Idee! Aber wenn ich mir nun eine alles leitende Macht des Schicksals denke, wie wir doch alle an eine solche glauben, so kann ich mir diese auch nur denken als eine rächende, strafende Macht. Denn eine ewige Gerechtigkeit, die bloß die Milde, nicht auch den Ernst besäße,

kommt mir vor, wie eine ſchwache Mutter, die bey aller ihrer Güte gewiß ihre Kinder verziehen wird, weil ſie es nie über ſich gewinnen kann, dieſelben zu ſtrafen.

Dagegen, ſagte Theobald, möchte ſich manches einwenden laſſen, und ich glaube unſere Anſicht gewinnt eine ſehr verſchiedene Geſtalt, je nachdem wir dieſe höhere Leitung nicht bloß der menſchlichen, ſondern aller irdiſchen und ewigen Dinge in unſerm Gemüthe oder außer uns, und hier wieder in der Natur oder der Geſchichte, oder in allen dieſen zugleich betrachten.

Wohl, faßte Guſtav dieſe Idee auf, in der Natur erſcheint ſie uns vorzugsweiſe als eine ewige Macht der Liebe und der Erhaltung, deren Segensſtröme ohne Ende aus der Höhe und Tiefe hervorquellen, und die der großen Erſchütterungen und zerſtörenden Naturereigniſſe, wodurch ihr ſtilles, mildes Wirken zuweilen unterbrochen wird, ſich gleichſam nur bedient, um große Uebel von ihrer Welt abzuſchütteln, und in das Ganze neues Leben, neue Regſamkeit zurück zu führen.

In der Geschichte dagegen, sagte Johannes, bietet sie sich unserm Auge, wie mich dünkt, vorzugsweise als ein ewiges Weltgericht dar, und ein so plötzliches Erlöschen eines Stammes, wie der in der Erzählung unseres Freundes so schauerlich dargestellte Untergang seiner Königsfamilie, ist hier keine seltene Erscheinung; ja selbst das nicht, daß gleichsam sichtbar die Schuld irgend eines einzelnen Zweiges den ganzen Stamm in die Tiefe hinab zieht, und selbst da, wo wir diese Schuld nicht entdecken, zeigt sich oft ein solches plötzliche Verschwinden ganzer Geschlechter.

Und fassen wir, sagte Theobald, hier ein Bild aus der alten Geschichte auf. Allgemein wird uns Crösus, der reiche Lydier-König gezeigt als ein Beyspiel des Wechsels menschlicher Dinge, aber weniger bekannt ist es, wie in ihm und seinem Geschicke so recht in das Leben die Idee tritt, welche sich die alte Welt von Verhängniß und Vorherbestimmung machte. Denn sein Sturz ist nur die Sühne der Schuld, wofür er in dem fünften Gliede büßt. Sein Ahnherr nähmlich

war jener Gyges, der begünſtigte Trabante des Lydiſchen Königes Candaules, dem es nicht genügte, ſich ſelbſt der außerordentlichen Schönheit ſeines Weibes zu erfreuen, ſondern dieſe auch aus dem Munde eines andern wollte geprieſen hören, und nicht abließ, bis ſein Liebling, hinter der Thüre verſteckt, ſeine Königin ſah, wie dieſe von jeder Hülle entblößt war. Aber auch er war von ihr nicht unbemerkt geblieben, und ſich an ihrem Gemahl zu rächen, nöthigt ſie den Diener zum Morde an ſeinem Herrn und daß er deſſen Thron und Ehebett zugleich beſteigt. Indem aber Candaules für ſeinen Uebermuth büßt, kann Gyges der Gründer des neuen Königſtammes nicht werden, ohne zugleich eine Schuld auf denſelben zu häufen, und dieſe zieht, durch vier Geſchlechter ſäumend, auf das fünfte die Rache herbey.

Theobald wollte hier abbrechen, aber die andern bathen, die Geſchichte aus zu erzählen, und er fuhr fort.

Erösus ſelbſt ahndete nicht, was ihm bevor ſtand, als er in ſeinem Glücke dem Weiſen So-

len alle seine Schätze zeigte, in sicherer Erwartung, auch von diesem — wofür er sich selbst hielt — für den Glücklichsten von allen Sterblichen gepriesen zu werden. Aber der weise Grieche mahnt ihn nur an den Neid des Geschickes, wie die höchsten Spitzen dem treffenden Blitzstrahle am nächsten sind und man den, der endlich sterben muß, vor seinem Tode nicht glücklich preisen soll. Der König verlachte diese Reden, aber sie bewährten ihre Wahrheit nur zu frühe an ihm selbst. Crösus nähmlich hatte zwey Söhne. Herrlich an Kraft und Muth ist der eine, ein kühner Held bey Jagd und Krieg; der andere verunstaltet und der Gabe der Rede beraubt. Ein Traum warnt ihn zuerst: der herrliche Sohn werde durch eine Eisenspitze fallen. Hierdurch erschreckt, entfernt er alle Waffen von ihm, und vermählt ihn mit einem jungen Weibe, um seine Gedanken von Kampf und Waffenspiel ab zu ziehen. Aber jetzt erscheinen Mysische Männer und bitten um die Hülfe des kühnen Jünglings gegen einen Eber, ein ungeheures Thier, das ihre Fluren verwü-

ſtete. Der beſorgte Vater will lange hierein nicht willigen; endlich auf die Vorſtellung, daß bey dieſem Zuge höchſtens nur die Hauer des Thieres, aber keine Eiſenſpitze gefährlich werden könne, läßt er den Sohn ziehen; zur Vorſorge gibt er ihm aber noch den Adraſtus mit, einen Phrygiſchen Prinzen, der eines unvorſätzlichen Mordes willen aus ſeiner Heimath geflohen war, und von ihm entführt, nun als Gaſtfreund bey ihm lebte. Aber eben dieſer trifft den Prinzen mit der Lanze, welche er nach dem Wilde geſchleudert hatte. Selbſt überliefert er ſich dem Vater zur Rache, und ſo bitter iſt ſein Schmerz, daß ſogar Cröſus, in dem eigenen Wehe, davon gerührt wird und großmüthig verzeiht. Aber Adraſtus kann ſich ſelbſt nicht vergeben, und nicht ſtark genug, das Leben länger zu tragen und ſich beklagend als den Unſeligſten von allen Sterblichen, gibt er ſich ſelbſt den Tod auf dem Grabe des Freundes.

Aber wie in ſeinem Hauſe, ſo wird der reiche Lydier-Fürſt auch in ſeinem Reiche bedroht.

Mit seinen kühnen rüstigen Reiterschaaren ziehet Cyrus heran. Das Orakel warnt, über einen gewissen Fluß nicht zu setzen, weil dieß sonst den Sturz eines Reiches nach sich ziehen werde. Der König deutet sich den doppelsinnigen Spruch zu seinem Heile, und sein Reich gehet unter. Ueberwunden wird er in seine Hauptstadt eingeschlossen. Was mochte ihm nach dem Tode seines herrlichen Sohnes erwünschter gewesen seyn, als daß der andere seine Sprache wieder gewinne. Das Orakel warnt vor diesem Unglückstage; er naht. Eine uralte Weissagung hatte verkündet: Sardes, der Lydier Hauptstadt, werde unbesieglich seyn, wenn der König Meles seinen Sohn Leon rings um die Mauern trage. Nur an einer Stelle, die man durch sich selbst für unersteigbar hielt, war dieß nicht geschehen; hier wird jetzt die Mauer erstiegen und die Belagerer dringen ein. Des Feindes einer, der den König nicht kennt, ist im Begriffe diesen zu tödten. In demselben Augenblicke, da er das Schwert nach dem Vater zückt, gewinnt der Sohn in dem Entsetzen das Wort

und ruft dem Soldaten: Mann, tödte den Cröſus nicht. Von dieſer Stunde an behält der Prinz die Sprache; der Vater iſt gerettet, und zu ernſt drohet in ihm das Geſchick dem Uebermuthe menſchlicher Herzen, als daß ſein edler Beſieger deſſen warnende Stimme nicht hätte vernehmen ſollen. Nicht bloß von dem Scheiterhaufen, den er den überwundenen Fürſten hatte beſteigen laſſen, führet er ihn herab; er ſoll auch noch eine Bitte thun. Und Cröſus bittet, die Feſſeln, die er getragen, dem von ihm ſo reich beſchenkten Gotte zu Delphi ſchicken zu dürfen, mit der Frage: ob die Götter ſo denen lohnen, die ihnen Gutes gethan haben? Aber das Orakel entgegnet: dem beſtimmten Verhängniſſe könne keiner, ſogar die Gottheit nicht entgehen; auch büße er erſt ſpät im fünften Gliede die Schuld ſeines Ahnherrn, und daß er das Orakel, das ein anderes Reich verſtanden, falſch gedeutet, könne er nur ſich ſelbſt beymeſſen, und ſeye ihm der erſte Spruch nicht klar geweſen, ſo habe er nur einen zweyten verlangen dürfen. Und Cröſus neiget

in Demuth ſein Haupt und erkennt: daß das Orakel nicht lügt und die Götter ſtets recht haben und der Menſch nur fehlt.

Dieſe Erzählung, bemerkte Guſtav, als Theobald endete, könnte zu einem Seitenſtücke zu dem Tiſchler gelten, nur daß ſie in unſerm Innern kein ſo unheimliches, grauſenvolles Gefühl erweckt.

Und, ſagte Johannes, um auf unſern Tiſchler zurück zu kommen, auf keine Weiſe kann ich meinen Bruder darum loben, daß er jetzt ſo dunkle Ideen auffaßt und denſelben durch die Bearbeitung gleichſam einen feſten Halt in ſeinem Gemüthe gibt, und es iſt ein gar grauſenhaftes Spielen mit Särgen und den welken Leichen eines verblüheten Königſtammes, für die auch noch eine ſo ſchauerliche Geſtalt jene bereiten muß.

Wir können, ſagte Heinrich, nur verkünden, was wir erfahren haben, und wem ſeine ſchönſten Blüthen, die er mit aller Sorge gepflegt hatte, verwelkt ſind, was ſiehet dem näher, als Leichen und Särge? Auch iſt die Frage, ob es

nicht bey ſolchen Ideen, wie bey Geſpenſtererſcheinungen, am gerathenſten ſeyn möchte, ſich ein Herz zu faſſen und gerade darauf los zu gehen, um ſich eben zu überzeugen, daß es nur Spuckgeſtalten ſind, ſtatt daß ſie, wo wir ihnen ausweichen, nun auch uns überall, wie grauenvolle Geiſter, in einem gewiſſen Halbdunkel nach ſchleichen.

Wer hierzu, ſagte Edwin, die Kraft des Gemüthes in ſich fühlt, für den möchte dieß allerdings am gerathenſten ſeyn; aber ſo ſehr ich mit der Arbeit meines Freundes — ſo bald wir einmal eine ſolche Art der Dichtung überhaupt gelten laſſen, — zufrieden bin, ſo muß ich ihn doch auch um dieſes Verſuches willen tadeln, der gänzlich unſerm gemeinſamen Streben entgegen läuft, alles auf der Seite liegen zu laſſen, was wir nicht mit einer gewiſſen Klarheit auffaſſen können, ja, ſo viel wir vermögen, das Licht überall in die dunkle Nacht zu bringen oder dieſe als eine Nacht zu zeigen, die darum bekämpft werden muß, weil ſie nicht, wie die an dem Himmel, zum Morgen und lichten Tage führt.

Aber, entgegnete Heinrich, wenn ich diesen Versuch bloß unternommen hätte, um eben damit die Anregung zu einer ernsten Beredung über diesen Gegenstand unter uns zu geben?

Ich sehe, sagte Johannes, wir haben hier einen Räuber vor uns, der so leicht nicht zu fassen ist, aber hier, Bruder, sollst du dich doch mir gefangen geben. Nähmlich auch anerkannt, die Idee: es ist eine Macht, welche die Thaten der Menschen richtet und durch die Folgen straft, welche sie daran knüpft; — anerkannt, diese Idee soll bearbeitet werden, so muß doch stets ein gewisses Verhältniß zwischen Schuld und Strafe statt finden. Aber hier scheinst du mir selbst dem Eindrucke deiner Erzählung dadurch geschadet zu haben, daß die Schuld des Fürsten, der nur auf das Einreden seiner Räthe, und kaum wissentlich fehlt, zu schwer gestraft ist mit dem Untergange seines ganzen Stammes.

Aber hier muß ich denn doch, sagte Theobald, so sehr ich, lieber Johannes, früher dir beystimmte, auf die Seite deines Bruders übertre

ten, der nur dadurch für seinen König die Theilnahme zu erhalten vermag, daß wir ihn, obgleich er nicht ganz von Schuld frey ist, doch bey seinem dunkeln Verhängnisse nur beklagen, nicht verdammen können. Denn ein durchaus Schuldiger vermag so unser Mitgefühl nicht zu erregen.

Und, sagte Gustav, mich dünkt auch, die Sache sieht anders, als Johannes sie uns zeigt. Nicht der König und die Rache, sondern Schuld und Rache stehen einander entgegen. Die Person erscheint als etwas Zufälliges, eben so der Antheil, den sie mit oder ohne Willen an der Schuld hat. Das vielmehr ist das Große, aber auch das Furchtbare in der Idee des Schicksals: es straft die Schuld ohne Rücksicht oder Entschuldigung dessen, der sie begangen hat. Der neue Stamm hat sich des alten nicht erbarmt, darum ziehet dieser ihn nach in seinen Untergang. Der alte König wird in seinem Zürnen Werkzeug der rächenden Macht an seinen ungerechten Räthen, aber ihn selbst trifft die Rache mit, weil er da, als er sich wahren konnte, es nicht that. Sein

Stamm, auf dem die Schuld ruhet, muß sie büßen, seye nur eines, seyen alle Glieder desselben unschuldig, und die Schuld nur von Fremden auf sie gewälzt.

Und, sagte Heinrich, nehmen wir an, der alte König habe wirklich gelebt, sein eigenes Gewissen möchte ihn kaum in dem Maaße von Schuld frey sprechen, als meine freundlichen Gegner es thun. Weil der Mensch die ewige Gerechtigkeit nicht des Fehles zu zeugen vermag, aber seine eigene Sündhaftigkeit fühlt, so ist er eben darum genöthigt, wo sie ein schweres Verhängniß auf ihn hin wälzt, den Grund davon in irgend einer von ihm begangenen Schuld zu suchen, so fern er nähmlich noch nicht zu der Höhe der Erkenntniß gelangt ist, in ihrer Führung das Bestreben zu erkennen, ihn bloß von aller Schuld und Sündhaftigkeit frey zu machen, indem sie ihm das Gut der Außenwelt bloß darum entzieht, um innen seinen Schatz damit zu füllen. Und denken wir uns nun den alten König, der zu dieser Ansicht, nicht des Schicksals, sondern der

Versehung, noch nicht gelangt ist; er steht da bei dem Sarge seines letzten Sohnes, und forscht in sich selbst: wodurch habe ich alles das verschuldet? In diesem Augenblicke tritt eine längst vergessene Erinnerung in seine Seele zurück: es waren noch Enkel von dem Stamme deines Vorgängers da; diese haben bey dir und deinem Vater kein Erbarmen gefunden; daß seine Räthe ihn verleiteten, dessen gedenkt er jetzt kaum nur: und gewiß er wird in diesem Augenblicke die Schuld groß genug finden, daß nun auch sein Stamm ohne Erbarmen untergehe.

Auch erscheint, sagte Edwin, das Schicksal hier in einer gewissen Größe dadurch, daß es einem ganzen Herrscherstamme entgegen tritt; dahingegen wir eine kleine, seiner Allgewalt unwürdige That darin erblicken, wenn wir dasselbe — wie wir dieß in einigen neuern Dichtungen bemerken — einen einzelnen schwachen Menschen verfolgen, und eine That, wozu es ihn hinzog und der er nicht zu widerstreben vermochte, mit dessen Untergange rächen sehen.

Ueberhaupt, sagte Friedrich, bieten so manche Versuche unserer neuesten Poesie wenig Erfreuliches dar, und scheint es doch oft, als ob unsere Dichter zum Theil ihren frühern Beruf, Priester des Lichten Sonnengottes zu seyn, mit der Rolle von Schwarzkünstlern umgetauscht hätten, die mit ihren magischen Stäben Kreise auf dem Boden ziehen, und auf deren Beschwörungsformel nun selbst Zauberer und Zigeunerinnen, Geister und Gespenster, dunkle Höllenmächte, und ein Wust von Träumen und Ahndungen, Unholden, Schreck- und Spukgestalten hervor kommen. Die Götter der alten Welt scheinen immer mehr aus der Mode zu verschwinden; die Muse wird nicht angerufen, und statt daß Apollo mit seinem heiligen Chore auf dem Helicon erscheine, führen Hexen und Gespenster auf dem nebeligen Brocken einen geheimnißvollen Reigen auf, und die Poesie scheint sich unter der Nebelkappe verbergen zu wollen.

Diesem, sagte Theobald, ist denn auch die Idee des Verhängnisses angemessen, wie wir diese

jetzt oft in Dichtungen erscheinen sehen. Aus der großen, ehrwürdigen Schicksalsmacht des Alterthums scheint eine höllische Truggewalt geworden zu seyn, die den Menschen in seinem Herzen beschleicht, unreine Lust und Sünde hinein haucht, hier an seinem innern Leben ihn verdirbt und ihm die Kraft des Willens zerbricht, und dessen unerachtet zuletzt mit gräßlicher Rache hervor tritt, und ihn zürnend für das straft, wozu sie ihn verführt hat, und was er nicht meiden konnte. Diese Idee ist aber eben so wenig für das Leben ersprießlich, als für die Kunst und Poesie.

Freylich, sagte Edwin, für die Poesie nicht. Denn alles, was in Poesie und Kunst dargestellt werden soll, muß ein Maas und eine gewisse Klarheit der Anschauung haben. Es muß mehr, als eine unaussprechliche Sehnsucht, ein dunkles Ahnden seyn, und so groß es seye, der Geist muß es bewältigt, und weil er noch größer ist, gemessen und geschaut haben. Aber rein unmöglich ist es, was mir in mir selbst nicht klar geworden, für andere zu einem anschaulichen, erfreulichen

Gebilde zu gestalten, und so gibt es denn jene Lieder und Weisen, die nicht einmal einem guten Räthsel gleich kommen, weil wir nie den Sinn derselben vollkommen zu errathen vermögen; und wir gelangen über das Ungemessene, Gestaltlose nicht hinaus.

Sogar das Furchtbare, Schauerliche, sagte Johannes, will mich dünken, vermag eine dumpfe, dunkle Seelenstimmung, ein in diesem Augenblicke sich selbst nicht klarer Geist auf keine Weise dar zu stellen; hierzu vielmehr wird die höchste Ruhe und Fröhlichkeit der Seele erfordert, die gern in Betrachtung der hervor gerufenen Schreckgestalten weilt und ihnen nur dadurch den wunderbaren Reiz des furchtbar Schönen zu verleihen vermag, daß sie in ihrer stillen Betrachtung hier die hervor ragenden Ecken und Auswüchse abschneidet, dort den Schleyer, wo er sich zu dicht nieder senkt und das Ebenmaaß der erscheinenden Gestalt verdecken würde, etwas lüftet, oder ihn, wo er durch das all zu starke Wehen der Phantasie

ſollte verrückt worden ſeyn, wieder in die rechten Falten legt.

Hierbey, ſagte Friedrich, iſt zu beklagen, daß ſogar einige von denen, die wohl fähig ſind, etwas Ungemeines hervor zu bringen, ſich vorſätzlich ſcheinen irre leiten zu wollen; und daß einige der vorzüglichern Dichtungen neuerer Zeit, einen ſo hohen Genuß ſie auch gewähren, uns doch am Ende minder als vollendete Dichterwerke, denn als übermüthige Sünden des Genius an der Poeſie erſcheinen.

Und noch weniger, ſagte Theobald, iſt dieſe Idee, um ſie auch von dieſer Seite auf zu faſſen, dem Leben erſprießlich, und ſetzen wir voraus, daß ſie mehr, als ein bloß müßiges Luftgebilde iſt, an das der ſelbſt nicht glaubt, der in lebendiger Geſtalt es uns erſcheinen läßt, daß ſie vielmehr auf das ſittliche Wirken und Glauben nicht bloß derer, die ſolche Dichtungen ſchaffen, ſondern mehr noch derjenigen, welche ſie leſen, einigen Einfluß gewinnen; was könnte verderblicher ſeyn, als der Glaube an eine ſolche Macht des Ver-

hängnisses? Dieser Glaube wäre in der That das bequemste Ruhebett für jeden sittlichen Schwächling, daß er, statt sich auf zu richten und mit Ernst den Kampf der Heiligung zu beginnen, lieber sein Haupt niedersenke und es ruhen lasse, in tiefer Trauer über sich selbst den Tag beklagend, der ihn gebar und ihn in eine Kette von Verhältnissen hinein flocht, die zu zerbrechen seine Kraft zu schwach ist. Diese Idee von einer Macht, die den Menschen an seiner Freyheit selbst angreift, wodurch innerlich seine Lust und Neigung zum Bösen bestimmt, nicht bloß äußerlich sein Handeln und der Erfolg desselben beschränkt wird, ist in der That das Untröstlichste und Verderblichste, was wir uns nur denken können.

Indeß aber die Freunde sich so mit einander unterredeten, verdunkelte sich das Laubdach immer mehr über ihnen, der Mond war untergegangen. Und da jetzt eine Pause eingetreten war, so begann Friedrich zuerst wieder mit diesen Worten: da reden wir gegen die gestaltlose Nacht, und

lassen uns selbst unvermerkt immer mehr in Dunkelheit begraben. Außen entzieht uns der Mond seinen Schein, und das Feuer vor uns ist fast ganz abgebrannt. Laßt uns statt dessen lieber auf die freye Höhe hinan klimmen, und jetzt erst muß der Aufblick von da nach dem gestirnten Himmel recht herrlich seyn.

Auf diese Ermunterung erhoben sich die Freunde alle, und nachdem sie erst wieder durch beygefügte Reiser das Feuer zu lichten Flammen angefacht hatten, stiegen sie sorgsam auf dem nun nicht mehr erhellten Pfade, oft an Steine anstoßend oder über dem glatten Grase ausgleitend, die Felsenkuppe hinan. Und hier standen sie nun eine Zeit lang, Hand in Hand, in dem Kreise zusammen und ihre Lippen sprachen kein Wort, aber innen gelobten sie sich Treue und festes Zusammenwirken und recht wie ein Kranz der Unsterblichkeit leuchteten die sieben edeln vereinten Herzen in ihrem unsichtbaren Glanze unter den Sternen des Firmaments. Denn auch wann das Licht der Sterne wird erloschen seyn und die

ganze Außenwelt ihre Gestalt wird umgewandelt haben, so werden die göttlichen Gedanken und Gefühle noch fort währen in der ewigen Welt, in dem Gottesreiche, das nicht außer uns, das allein in uns ist, und das wir nur in uns erbauen und in uns zerstören können.

Nachdem sie so eine Zeit lang in Betrachtung des Sternenhimmels sich gelabt hatten, so stiegen die übrigen wieder hinab. Denn weil sie eine beträchtliche Strecke zu Fuße gemacht hatten, so wollten sie einige Stunden wenigstens ruhen. Burkhard begleitete sie, um unterdessen das Feuer zu unterhalten. Nur Heinrich und Theobald, die nicht ermüdet waren, blieben oben auf dem steinernen Tische zurück.

Aber auch sie fanden nicht sogleich das Wort und lange schon waren innen ihre Gedanken in Einem Gedanken einander begegnet, in dem an die Selige und Seligen, als Heinrich nun zuerst wieder begann:

So oft hat sie den Wunsch geäußert, einmal eine Nacht in dem Freyen hin zu bringen: wir

kamen nie dazu; nun aber ruhet sie in dem Freyen, nur die dünne Erddecke über sich und über dieser den weiten Bogen des Himmels.

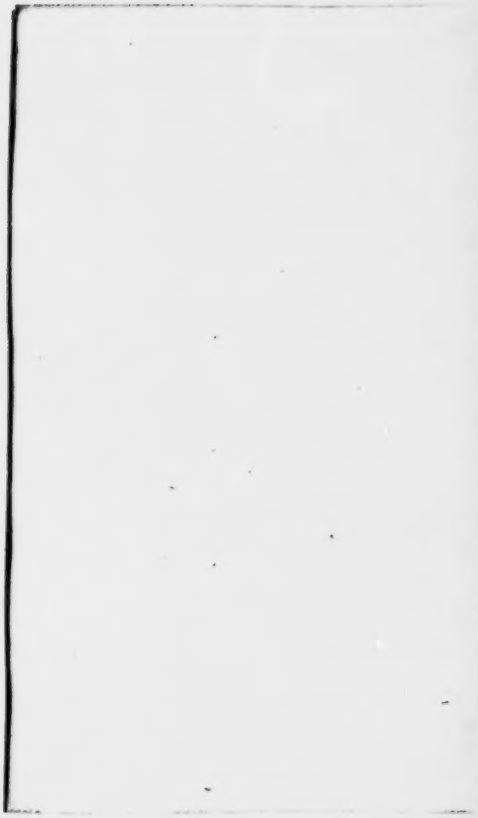
Aber nein, sagte der Freund, nicht da unten ruht sie, sondern an dem Herzen des ewigen Vaters, das groß genug ist, daß alle seine herrlichen Kinder daran Platz haben, und seine besten, scheint es doch, zieht er zuerst wieder an sein Vaterherz zurück.

So führten die Freunde noch lange fort ein gar ernstes Gespräch mit einander, und sahen, wie die Sterne untersanken und immer dunkler das Roth über den Bergen sich färbte, immer heller das Licht des Tages von dem Morgen aus sich ergoß. Burkhard war auch wieder zu ihnen herauf gekommen, und eben auch die andern Freunde, als nun in ihrem reinsten Glanze die Sonne hervor trat, welche die Freunde von dem andern Standpuncte aus mit freudigem Jauchzen begrüßten. Auch der Morgen war herrlich auf dieser Höhe, obgleich der Aufgang der Sonne

dadurch verlor, daß diese gerade da herauf steigt, wo die Berge am nächsten sind.

Nun kam der Fuhrmann herauf, und nachdem man sich bey der frischen Morgenkühle an einigen Tassen Caffee erwärmt hatte, die Burkhard gleichfalls bey dem Feuer bereitete, so trat man die Rückreise an. Alle fühlten sich hoch erhoben durch den großen Eindruck der Natur, wie dieser Ort ihn gewährt, und sie beschlossen, so lange sie mit einander in dieser Gegend weilen würden, keinen Sommer vorüber gehen zu lassen, ohne eine Nacht auf dieser freyen, schönen Höhe zugebracht zu haben.

# Sechstes Bild.



# Rotburga
## und
# Minna von Horneck.

I.

Der Tag war endlich genaht, den Friedrich zur kirchlichen Weihe des Bundes bestimmt hatte, der ihm die holde Freundin zur unzertrennlichen Lebensgefährtin vereinte. Ein frohes Fest sollte alle Freunde in einer anmuthigen Stadt versammeln, die von einer Höhe zur Seite des Neckars die Aussicht auf das fruchtbare hügelig gefurchte Land jenseits des Flusses darbiethet, und wo Dorothea in dem Kreise geliebter Aeltern eine glückliche Jugend verlebt hatte. Den kommenden Tag wollten alle Freunde die beyden neu Vermählten, nachdem sie in der Frühe des Morgens in der Kirche getraut worden, den Strom hinab bis zu

einer schönen Burg begleiten; eines der größern Fahrzeuge, wie diese von hier bis tief den Rhein hinab zu gehen pflegen, sollte die Gesellschaft nach dem bestimmten Orte bringen; dort wollten alle Freunde noch einige schöne Stunden gemeinsam mit einander hin bringen, und von den herzlichsten Wünschen aller begleitet, sollte dann Friedrich weiter abwärts die neu Vermählte als sein treues Weib in das Haus führen, das ihr von nun an zu dem Orte ihres stillen und segenvollen Wirkens bestimmt war.

Heiter leuchtete der Tag an dem Himmel auf, und in dem ganzen Kreise der Freunde hatte sich nichts Unangenehmes ereignet, was einen derselben an der Freude des Festes verhindert oder für alle den heitern Genuß desselben getrübt hätte. Theobald allein hielt ein geistliches Geschäft an diesem Tage zurück, aber an dem folgenden wenigstens wollte er an der verabredeten Wasserfahrt Theil nehmen. Kaum daß der Morgen graunte, ließ er sich über den Fluß setzen, und da die Sonne eben hervor trat, langte

er jenſeits bey dem friedlichen Dorfe an, das an dem Hange des Berges, zwiſchen Bäume verſteckt, noch wie in tiefem Schlummer ruhete. Wieder ſprach die Kirche oben in dem Grünen ganz beſonders ſeine Seele an. O wie erhebend, dachte er bey ſich, muß es nicht ſeyn, gerade an dieſer Stätte das Wort des Herrn zu verkünden; durch den erhabenen, ſtillen Ort fühlt man ſich ſchon gleichſam dem Himmel näher gerückt, und es iſt nicht, als ob man ſich zwiſchen Mauern, ſondern außen in der freyen Schöpfung des ewigen Meiſters befinde, deſſen friſche Lüfte durch die Fenſter herein wehen, ſo wie das Grün der nahen Bäume Auge und Herz zugleich erquickt. Die erſten Morgenſtrahlen fielen eben auf die Vorderſeite des Gebäudes, und in ihrem Lichte ſchienen ſich wie zur Auferſtehung die ſteinernen Bilder der Ritterfamilie empor heben zu wollen, die zuerſt die Kirche gebaut und oben das Schloß gegründet und bewohnt hatte.

Er vermochte nicht vorüber zu gehen, ohne wenigſtens nicht auch einige Augenblicke auf den

Friedhof hinter der Kirche zu treten. Der frische Thau glänzte auf dem Grase, das die Grabhügel bedeckte, und der Ort, zwischen dem und der freudig regsamen Welt das Gotteshaus als eine Scheidewand da steht, und von wo sich blos die Aussicht in ein dunkles, mit Wald, Wiesen und Obstbäumen bedecktes Thal eröffnet, schien recht eigentlich zu einer Ruhestätte bestimmt für den endlich lebensmüden Waller, der nach dem Jenseitigen sich hinüber sehnt; und stille sprach es in unserm Freunde: wie friedlich müßte es hier sich ruhen lassen in der Mitte der Geliebten.

Mit ernsten Gedanken trat er von hier, an dem Schlosse vorbey, den Berg aufwärts und wandelte durch die dunkeln Schattengänge des Buchenwaldes über die Höhe hin, zwischen deren Dickicht nur zuweilen ein Strahl der Morgensonne durchdrang, und hier und da der in dem Lichte derselben leuchtende Strom herauf blitzte. Schon war er dem Ende des schattigen Pfades nah, wo Tannen, wie ein dunkler Saum, den hellen Buchenhain umkränzen, als ein Landmann

ihm entgegen trat. Habt ihr, mein Freund, fragte er nach dem Morgengruße, nicht bemerkt, ob ein Schiff den Fluß herab kommt? — Noch, sagte der Mann, kann es nicht nahe seyn; aber ein schönes Schiff ist es, und verdient jetzt um so mehr „die Braut von Haßmersheim" zu heißen, denn mit Kränzen ist es geschmückt, wie eine Braut, und eine gar stattliche Gesellschaft soll, wie ich höre, darauf den Neckar herab kommen; noch aber waren sie nicht eingestiegen, als ich daran vorüber ging.

Theobald dankte dem Manne für die mitgetheilte Nachricht. Nun stand er oben vor dem Walde unter den Tannenbäumen, und wie that sich seine Seele auf mit seinem Blicke von dieser schönen Stelle des Neckarthales. Unter ihm lag die schöne Ruine mit ihren neuen Oekonomie-Gebäuden, noch in Schatten gehüllt, vor ihm leuchtete der silberne Strom, hinter dem weit das fruchtbare Land sich ausbreitet, mit seinen zahlreichen Dörfern, umweht von den Morgendüften und erhellt von dem Scheine der Früh-

sonne, und in der Ferne die grünen Berge mit zahlreichen Bauwerken gegenwärtiger und vergangener Zeit. Lange stand er schauend da. Nun schwebte ein flatternder Wimpel vor den langen Gradir-Häusern der Saline hin, und wie ferne selige Laute drang Gesang nach seiner Höhe hinan.

Das sind die Freunde! rief er erfreut, und eilte den Berg hinab. Schon hatte er das Ufer des Flusses erreicht, wo er hinter Büschen versteckt stehen geblieben war, als nun das Schiff näher heran kam. Blumenkränze schmückten das Fahrzeug und bildeten Bogengänge auf dem Verdecke, unter denen die Freunde theils saßen, theils standen: in der Mitte Dorothea in ihrem bräutlichen Schmucke, neben ihr auf der einen Seite Clara, auf der andern Amalia, Theobalds Gattin; Wilhelmine und Mathilde nicht ferne von ihnen; die Männer standen umher, Friedrich gestützt auf die Rücklehne des Stuhles, worauf Dorothea saß, und zu dieser mit seinem Haupte hinab geneigt; Heinrich an einen andern Stuhl angelehnt, der leer war, und er schien heiter,

aber mehr wie einer, der mit ſeinen Gedanken in einer andern Ferne weilt, als der an dem Feſte Theil nimmt. Mathilde und Amalia hatten Guitarren, und in ihren Geſang ſtimmten die Freunde wechſelnd im Chore ein. Alle Schiffer waren mit Bändern geſchmückt, und ein voller Blumenkranz umſchlang das Steuerruder; es war, als ob das Fahrzeug alle hintrüge über die Wogen eines ſeligern Daſeyns.

Theobald war tief ergriffen von dem Anblicke. O ihr guten und ſeligen Menſchen! ſprach es in ſeinem Innern, und doch iſt einer unter euch, der, um Gleiches mit euch zu fühlen, Bilder der Vergangenheit herauf rufen muß. Und iſt nicht der Sitz leer vor ihm? — So mag wohl nun eine Leere ſeyn in deinem Herzen! — Und er gedachte nun der verklärten Freundin, die er beſonders hoch geachtet hatte; und wohl, ſprach er, du Selige, du ſchwebeſt jetzt als unſichtbarer Schutzgeiſt über dieſem Schiffe, und mit fahren ja alle über Fluthen, die nicht immer ſo ruhig und ſonnenbeſchienen ſind, wie dieſe hier, und

nicht ſtets in ſo lieber und freudiger Geſellſchaft, wie dieſe, dem Lande entgegen, von wo du nun liebend hernieder blickeſt.

Solchen Gedanken hin gegeben, ſtand er unbewegt und ſah das Schiff nicht näher kommen, worauf ſeine Augen ruhten, bis nun die Freunde ihn mit einem Male alle zugleich erblickten, und ein freudiger Morgengruß ihren Geſang unterbrach und den Sinnenden aus ſeinen Gedanken aufweckte. Das Schiff ſandte ſogleich ein Boot ab, und freudig ward der Freund aufgenommen. Alle bewillkommten ihn auf das herzlichſte, aber Friedrich nahm die Guitarre aus Amalia's Hand, und dieſe dem Gatten reichend, redete er denſelben mit den fröhlichen Worten an: hier, du Gottbegeiſterter, bring' uns den Morgengruß, den du gewiß erſonnen haſt, da du ſo ſchweigend und dichtend da ſtand'ſt, und wohl gar die Freunde hätteſt vorüber fahren laſſen, wenn ſie dich nicht bemerkt hätten.

Theobald empfing die Guitarre. Er hatte wirklich, ſich ſelbſt kaum bewußt, gedichtet. Seine

Seele war so erfüllt von dem Drange mächtig anregender Gedanken, und, wirklich wie ein Gottbegeisterter, sang er, sich mit der Guitarre begleitend, das Lied, wie es der ernst heitere Augenblick ihm eingegeben hatte:

Auf des Stromes stillen Wogen,
In dem Kreise edler Freunde,
Kommt herab die Braut gezogen
In des Morgens goldnem Scheine.

Hoch empor die Maste ragen,
Kränze flattern mit den Wimpeln,
Selber Braut, die Braut zu tragen,
Schwebet stolz daher das Schifflein.

Heiter strahlen alle Blicke,
Jubelnd grüßen alle Stimmen,
Einen nur seh' ich zurücke
Nach entschwundnem Glücke schauen.

Die du suchest, ist nicht ferne,
Unsre Liebe zieht sie nieder,
Weilt in unsrer Mitte gerne,
Wo ihr leer der Sitz geblieben.

Und sie schreit' auf allen Wegen
Uns voran, ein schirmend [illegible]sen,

Dann nur geht mit vollem Segen
Unsre Fahrt durch alle Stürme.

O nur, wo der Erde Wonne
Himmelsernst sich beigesellet,
Feyern unter dieser Sonne
Wir die herrlichste Vermählung.

Der Ernst dieses Liedes verlieh der Fröhlichkeit der Freunde eine besonders hohe Stimmung und indessen sie den Strom hinab gleiteten, die grünen Berge zu ihrer Linken, und ein fruchtbares hügeliges Land zur Rechten, sprachen sie in schmerzlich süßer Erinnerung von der Freundin, die stets so viel Sinn für alle geselligen Freuden bewährte.

Doch bald veränderte sich die Scene, als ihnen jetzt ein anmuthiges Landstädtchen zu ihrer Rechten begegnete. Hier drängten sich die Hügel, die allmählig empor stiegen, jenseits des Städtchens als eine schroffe, mit Rebstöcken besetzte Bergreihe, an den Fluß an, indessen die zur Linken in weitem Bogen entwichen, um in ihrer Mitte für ein schönes, fruchtbares Land Raum

zu laſſen, das der Fluß abſichtlich in ſo weiten Krümmungen zu durch ziehen ſchien, um ſich nicht zu ſchnell von demſelben zu trennen. Vor ſich erblickten ſie nun zugleich an dem Hange der Bergreihe zur Linken neben dem alten Thurme das weiße fernhin ſichtbare Schloßgebäude, unter dem das Dörfchen ſich hinab neigt, bey dem Theobald früher hinauf geſtiegen war; zu ihrer Rechten auf der größern Höhe die Kapelle des heiligen Michael mit ihrem Beinhauſe und den Erinnerungen aus der Römerzeit, vor ſich die Burg, welche Götz einſt bewohnt hatte; und in der Tiefe an dem Strome hin blickte ihnen nahe und fern manches freundliche Dorf entgegen. Allenthalben bildeten an dem Ufer hin neugierige Landleute unterhaltende Gruppen, und von beyden Ufern drang mancher wohlwollende Morgengruß zu ihnen, von ehrerbiethiger Verbeugung begleitet. Schon waren ſie an Götzens Burg und dem Wohnorte ihres Freundes Theobald vorüber gekommen; als man, wo nun zur Linken die Berge ſich wieder an den Fluß anſchließen,

den Felsen nahete, wo in einer Höhle, wie die alte Sage erzählt, Notburga, die heilige Jungfrau, ihre Zuflucht gefunden; da rief mit einem Male mit lauter, wohl klingender Stimme Burkhard nach der Jungfrauenhöhle: „Notburga!“ Und „Notburga“ klang es aus der Grotte durch das Thal zurück. Alle Freunde richteten ihre Blicke auf ihn; aber plötzlich wandte er sich, wie einer, der schnell etwas bemerkt, nach den nahen Wiesen hin; und seht ihr, rief er, die Fährte des Hirsches dort über der grünen Fläche? Alle folgten ihm, überrascht, mit ihren Blicken. Er aber lachte, und freute sich, da sie nichts zu gewahren vermochten, der wohl gelungenen Täuschung, die er ihnen bereitet hatte. Aber wirklich, sprach er, noch herrscht zum Theil der Glaube bey den Umwohnern, als ob aus der Grotte zuweilen eine Stimme „Notburga“ lisple, und an dem Morgen durch den Thau der Wiesen die Fährte des Hirsches bemerklich werde. Und seht ihr das Bild hier? — Er hohlte ein Bild hervor, wie diese wohl von Klostergeistlichen nach empfangener

Gabe als ein Zeichen des Dankes pflegen ausgetheilt zu werden. Es ist ein geringes Bild, sagte er, aber doch ist die dadurch angedeutete Idee lobenswerth. Hier die Jungfrau mit einem Aehrenbündel unter dem linken Arme und den Rosenkranz in der Hand; mit dem empor gehobenen Finger der Rechten nach der Höhe hin zeigend, wo über ihr, wie in dem Glanze der aufgehenden Sonne eine Sichel schwebt, und um diese herum Engelsköpfchen auf dem Morgengewölke empor getragen werden; in der Ferne aber zeigt sich das Schloß, reife Fruchtfelder an dem Fuße desselben und die Schnitter in voller Arbeit begriffen.

Gewiß, sagte Gustav, es ist eine schöne Idee, daß mit dem göttlichen Lichte, welches dem Menschen seine innere Welt erhellt, auch durch die dasselbe begleitende Cultur eine mildere Sitte, mehr Segen und Anmuth in sein äußeres Leben gebracht wird.

Und so, sagte Burkhard, mag ich noch am liebsten eine Verehrung der Heiligen anerkennen, wenn sie es waren, die ihrer Gegend die Cultur

und dadurch dem Wilden den Himmel brachten, daß sie ihn zu einem Menschen bildeten.

Aber, sagte Dorothea, die Geschichte eurer Heiligen ist mir nicht mehr ganz geläufig und ich erinnere mich nur noch des steinernen Bildes, wie es in seinen starren Formen drüben in der Kirche liegt, und nur die Schlange, nicht die Sichel zeigt.

Auch ich, stimmte Wilhelmine bey, wünschte die Geschichte der heiligen Notburga nochmals zu hören.

Diese erzählen wir gern, sagte Burkhard, die wir uns der Wunder unserer Gegend rühmen. Seht ihr, meine holden Freundinen, das Schloß dort drüben? Nicht nur Götz wohnte vor Zeiten dort, auch schon ein Frankenkönig, Dagobert, soll zuweilen daselbst bey seinen Zügen gegen die Heidenvölker sich aufgehalten haben, ein Sprößling jenes Frankenstammes, der so sehr gegen seine eigenen Zweige wüthete, daß in dem Raume von vierzig Jahren sechs Könige durch Gift oder den Dolch fielen. Dieser hatte ein schönes, from-

mes Töchterlein — doch, unterbrach er sich selbst, da erzähle ich und vergesse, daß unser Freund Theobald diese Legende bearbeitet und mir versprochen hat, sie uns heute bey der Neckarfahrt mit zu theilen; und da steht der Freund indessen da und schweigt, und hört mir schlechten Erzähler mit spöttischem Lächeln zu, während er sein wohl gelungenes Werk für sich in der Tasche behält.

Alle fragten nun Theobald nach seiner Legende; er aber hohlte sie hervor, und einen Sitz unter einem Blumenbogen einnehmend, las er nun, während sie stille an den Felsen und dem Dorfe hin gleiteten, wo noch das Grabmahl und die Bilder des Altares an die Wunder der Heiligen erinnern.

## Notburga.

### I.

Welch laut Getümmel weget durch das Thal,
Und übertönt des Neckars leises Murmeln,
Des Strom so friedlich durch den grünen Grund,

Am Fuße hin uralter Forste rinnt?
Wie füllt die Burg, so einsam lange Zeit,
Mit einem Mal mit Rittern sich und Frauen?
Wer ist der Herrscher, der hier eingezogen,
Mit Kron' und Scepter, in dem stillen Haus?

Genaht ist Dagobert, der Franken König,
Von seines Reiches Gränzen ab zu wehren
Des Wendenheeres heidnische Geschwader.
Schon hat er seine Schaaren vorgesendet;
An seinem einsam stillen Sitze weilt
Der Herrscher selbst mit seinen Räthen noch,
Erharrend erst, ob friedlich Bündniß nicht
Mit dem gewalt'gen Feind ihn könnt' versönen,
Eh' Blut entströmet unter Schwertes Streichen.
Ein Kleinod führt er mit an seinem Hofe,
Nordburga, seine schöne fromme Tochter,
Die er zum Friedenspreis bestimmt, erwägend
Des Kindes Glück nicht, nur die eig'ne Noth.
Von ihrer Schönheit hat vernommen Samo,
Selbst Fränk'schen Stammes, einst ein Handels-
mann,

Um seines klugen Rathes willen dann
Vom Wendenvolk zum Herrscher auserkohren;
Nun König selbst und kühner Schaarenführer,
Lockt ihn zwar Schlachtenruhm, doch lockt's ihn mehr,
Sich seines Königs Tochter zu vermählen
Zu den zwölf Frauen noch, die er bereits
Sich aus dem Heidenvolke hat erwählt.
Und Dagobert, unedeln Sinnes, sendet
Den ersten seiner Ritter ihm entgegen,
Nicht als den Ungetreuen, Abgefall'nen,
Als einen hohen Gast ihn zu begrüßen;
Und, wie noch jetzt das Bild im Kirchlein zeiget,
Strom abwärts an des Neckars anderm Rande,
In bunter Tracht des Heidenvolkes reitet,
Zur Seite seines ritterlichen Führers,
Der Wendenherrscher stolz die Burg hinan.
Versammelt schon hat sich der ganze Hof,
Ihn als des Königs Eidam zu empfangen.
Die Braut allein nur säumet zu erscheinen,
Der Frommen graut vor solcher Ehe Bund,
Und da sie auf des Vaters hartes Wort
Nun mit Gewalt herbey geführet wird

— Wie auch das Bild den Reiter dich läßt
schauen,
Der hinter seinem Rosse nach sie zieht —
Der Wendenfürst sich werbend vor ihr neigt;
Da hob gar ernsten Blicks die Jungfrau an:
Das Leben, Vater, hast du mir verliehen,
Ich geb' es gern und freudig dir zurück,
Wenn deine Liebe solche Gabe fordert,
Des Volkes Friede solches Opfer heischt,
Doch nimmer wird Notburga ihre Hand
Dem Manne zu dem ew'gen Bunde reichen,
Der selbst untreu von seinem Gott gewichen.
Der Wende bebt, von solchem Wort getroffen,
Doch aus der Jungfrau ernstem Zürnen selber
Strahlt so viel Huld, daß er nur lächeln kann.
Der Vater aber spricht das harte Wort:
Von meinem Angesicht, du Ungetreue!
Zurück in dein Gemach, das dich verschließe,
Bis du hervor trittst, dieses Fürsten Braut.

II.

Notburga kehrt zurück in ihre Kammer,

Wie sie genaht, in stiller Demuth scheidend.
Doch durch das Schloß ertönen Freudenstimmen,
Laut hallt der Jagdruf durch den nahen Forst,
Und Feste drängen sich an Feste an,
Die man, den hohen Gast zu ehren, feyert.
Doch alle Feste können nicht erheitern
Den Wendenkönig, da die stille Kammer
Das Bild verschließt, deß Anblick in dem Herzen
Ihm solche Gluth entflammet, und er sendet
Mit jedem Tage neue Bothschaft ihr.
Doch flehend stets entgegnet sie das Wort:
Laß von der Magd, die sich dem Herrn geweiht.
Er aber bändigt endlich länger nicht
Des Herzens heiße Ungeduld; und hoffend,
Wenn nochmals vor der Jungfrau er sich zeige,
Mit seiner Zunge süßer Redegabe,
Wodurch ein ganzes Volk er schlau berückt,
Des Weibes Widerstreben zu besiegen,
Erbittet ers vom Vater sich zur Gunst,
Daß ihm vergönnet sey vor ihr allein
Zu wiederhohlen nochmals seine Werbung.
Der König neigt sich gnädig seiner Bitte;

Ich gebe, sprach er, sie in deine Macht,
Folgt sie nicht willig dir, so brauch' Gewalt.
Und von dem Frankenritter nur begleitet,
Den Dagobert zum Führer ihm gegeben,
Tritt Samo in der Jungfrau still Gemach.
Und sie, auf ihre Kniee hin gesunken,
Mit Herz und Sinnen auf zu Gott gewendet,
Vernimmt die Männer nicht, die staunend stehn,
Nicht wagend erst die Bethende zu stören.
Als endlich Samo Liebesbitten stammelt,
Da, ohne von den Knie'n sich zu erheben,
Kehrt rückwärts sie ihr himmlisch Angesicht,
Umwallet von der gold'nen Locken Zier,
Gleich als mit einem Kranze lichter Strahlen;
Und unerschrocken spricht ihr Mund das Wort:
Hemmt auch sogar der Frauenkammer Schwelle
Den dreisten Fuß dir nicht? Entferne dich!
Und störe nicht die Wonn' der Bethenden,
Vor deren Blicken sich der Himmel öffnet,
Enthüllend seine lichte Herrlichkeit.
Da rief der Heidenfürst voll Unmuth aus,
Entrüstet über ihrer Rede Flug:

Laß euern Prieſtern ſolches Glaubens Wahn,
Den Himmel dem, der in der Welt nichts hat;
Uns laß, die wir der Erde Götter ſind,
In jeder Luſt und Freude Fülle ſchwelgen,
Und haben endlich wir uns voll geſättigt,
Mit heiterm Muthe dann uns untertauchen
Tief in die Fluthen der Vergeſſenheit.
Notburga würdigt ſolche Frevelworte
Der Gegenrede nicht, und ob der Wende
Auch flehe, dröh', ſie kehret von dem Himmel
Die Blicke nicht, noch bricht ihr Mund das
Schweigen.
Nicht länger endlich zügelnd ſeinen Grimm,
So unbeweglich ſtarr das Weib zu ſehen,
Schwingt er mit ſeiner Rechten hoch das Schwert,
Und mit der Linken ihre Locken faſſend,
Ruft laut er, wie mit mächt'gen Donners Halle:
Zur Friedensbraut biſt du mir übergeben,
Weil du denn widerſtrebeſt meinen Bitten,
So nehm' ich mit Gewalt mein Eigenthum;
Doch jetzt, da er verſucht ſie weg zu ziehen
Vom Chriſtusbild, vor dem ſie bethend kniet,

Tritt zwischen ein mit Ernst der Ritterſmann;
Und wie das alte Bild auch dieſes zeiget,
Des Wenden Arm im raſchen Zuge hemmend
Mit ſtarker Hand, ſpricht tadelnd er das Wort;
Vollbringe nicht, was du bereuen müßteſt,
So wird nicht edler Frauen Gunſt erkauft,
Gewalt nicht ziemt dem Starken an dem Weib.
Auf dieſe Mahnung Beſſeres erwägend,
Läßt Samo los der Jungfrau goldne Locke,
Verbirgt in ihre Hüll' die Waffe wieder;
Dann ſpricht er, wilde Blicke auf ſie ſendend:
Du haſt in meinem Grimme mich geſchaut;
Drum überlege, was zum Heil dir frommt;
Ich gehe jetzt, doch wenn ich wieder kehre,
Scheid' ich ſo friedlich nicht, nicht ohne dich.
Er geht; es folget ſein Begleiter ihm,
Voll Mitleid blickend auf die Bethende,
Die ſtill und ſtumm auf ihren Knieen liegt,
Die Seele auf zu ihrem Herrn gewendet,
Der auch verſtummt, da er gerichtet ward.
Und ob die Erde furchtbar ſie bedräue,
Die fromme Magd hält feſt das Himmliſche,

Und tief in Gott und in sich selbst versunken,
Gewahret sie die Flucht der Stunden nicht,
Das Scheiden nicht des Tages, der sie grüßet
Mit seinem letzten Strahle, dann erlischt.

III.

Die Sterne funkeln schon in ihrer Pracht,
Es schweigt das Thal, es schweigen rings die Wälder,
Der Strom nur rauschet, ohne zu verstummen,
Wie an dem Tag, so durch die stille Nacht.
Da kehrt ihr Geist aus jenen sel'gen Räumen,
Die sie umfangen hatten, zu sich selbst,
Gleich als in eine andre Welt zurück.
Sie sieht verwundert sich von Nacht umhüllt;
Doch licht ist's in ihr selber und vernehmlich
Mahnt eine Stimm' aus ihres Herzens Grund:
Entflieh, Notburga, rette dich vor denen,
Die dir mit ew'gem Tod die Seel' bedrohen,
Und wie von unsichtbarer Macht gezogen
Eilt ohne Furcht sie in die Nacht hinaus.
Ein Pförtlein, eng, von Hüthern nicht bewacht,

Gewährt ihr sichre unbemerkte Flucht.
Und abwärts klimmend über schroffe Klippen
Durch Dornen, dicht verschlungenes Gebüsch,
Hat endlich sie des Stromes Rand erreicht,
Wo auf bequemerm Pfad sie abwärts flieht.
Doch schon ermattet ist der Zarten Kraft:
Da steht sie auf dem grünen Grunde nun,
Noch in dem Blick der väterlichen Burg,
Wo steil sich auf des Stromes anderm Ufer
Aufthürmt die Felsenwand, kaum hier und dort
Durchschimmernd durchs Gebüsch, das sie verdeckt.
Kraft fehlt dem Fuß, das Auge sieht nicht Bahn,
Der Strom, die Felswand wehrt den Uebergang.
Wo findest du, Notburga, Rettung nun?
Jetzt, da ihr Blick nicht weiter vorwärts dringt,
Da rings sie grauenvolle Nacht umschreckt,
Sich Hülfe nirgend, nirgend Zuflucht zeigt:
Voll Trauer kehrt sie nun den trüben Blick
Zurück auf ihr entschwundnes Jugendglück,
Die Freund', die Freuden all', die ihrer harren
Im schönen Frankenlande, doch da tritt
Der Wendenfürst, wie eine Schreckgestalt,

Ihr vor den Sinn und innerſt ſprach's in ihr:
Ihr Bilder, weicher, frohe, ſchreckende,
Die zauberiſch die Sinne ihr nach außen
Und mit den Sinnen auch die Seele lockt,
Daß ſie ſich in das Weltliche verſenke,
Und außen ſich ergözend, ſich betrübend
Erkranke immer mehr im innern Grund,
Wo ihr nur Friede quillt und Ruh und Troſt,
Und Freude ohne Maaß; von außen nicht,
Durch dich, o Herr, der du von innen wirkeſt,
Im tiefern Grund, da dir nur Wohnung ziemt.
Und dazu reichſt du uns in Erdenneth
Und in dem zagen Kampf des ird'ſchen Menſchen
Das Schwert, zu ſcheiden von dem Himmliſchen,
Was du nicht biſt. Und ſey es Schweſter, Bruder,
Ob's Freunde ſeyen, Vater, Mutter, Kind,
Die Erdenfreunde alle ſind uns feind.
Denn wahrlich, was uns heimlich iſt und innen,
So du's nicht biſt, das trennet uns von dir,
Und andre Stimmen tönen da, o Herr,
Wo wir nur deinen Ruf vernehmen ſollten.
Drum wirk' in mir in einer tiefen Stille

Und laß mich deine ſtarke Kraft und Nähe,
Im Schweigen fühlen deine Gegenwart,
Daß, ob von außen alle Hülf' entſchwinde,
Doch Zagen nicht das bange Herz erfaſſe.
So fleht aus ihrer Noth die fromme Magd,
Und während ſie, ſo allem ab ſich kehrend,
Allein zu ihrem Gott ſich gläubig wendet,
Iſt über dem Gebirge hinter ihr
Des Mondes volle Leuchte aufgeſtiegen,
Den Strom erhellend und den grünen Grund;
Und um ſo ſtiller wird's in ihrer Seele,
Je mehr es außen um ſie helle ward.
Da iſt ihr plötzlich, als ob ſie vernehme
Ein leiſes Athmen hinter ihrem Rücken,
Und rückwärts ſchauend, ſiehet ſie verwundert,
Wie ſtille hinter ihr die Hindin ſteht,
Die lange ſie voll Sorgſamkeit gepflegt,
Mit eigner Hand die Speiſe ihr gereicht,
Kein ſcheues Wild, ein frommes Hausthier nun;
Und mit den ſanften Augen ſieht das Thier,
Wie ein verſtänd'ger Menſch, die Herrin an,
Als ob es ſpräch: Vertrau', ich bringe Hülfe!

Drauf läßt es vor ihr auf die Knie' ſich nieder,
Hinblickend auf die Felswand und den Strom,
Als ſpräch's: dort überm Strom harrt Rettung dein.
Und ahndend ihres Gottes hohes Wunder,
Nimmt auf des Thieres Rücken ſie den Sitz,
Und auf des klaren Stromes lichtem Spiegel
Trägt, wie ein ſicher, hoch bemaſtet Schiff,
Das ſchöne Thier die holde Jungfrau hin,
Bis es das andre Ufer hat erreicht.
Da läßt es auf den Fels die Fromme nieder,
Und ſelbſt vordrängend ſich durch das Gezweig,
Eröffnet es ihr neuen Rettungspfad.
Notburga folgt, und in der Felſen Wand
Umfängt ſie eine ſich're Höhle bald.
Da dankt ſie auf den Knieen ihrem Gott,
Deß hohes Wunder ſie geborgen hat;
Und durch die Zweige in den dunkeln Ort
Schaut wie des Himmels milder Friedensblick
Der lichte Mond zur Bethenden herein.
Die Hindin hat indeß, hinüber ſchwimmend,
Das andre Ufer wieder ſchnell erreicht.

Doch wie die Sonne nun in ihrer Pracht
Hervor tritt aus des Morgens Flammenthor,
Da nahet abermals das treue Thier
Und bringet Brod auch der Geretteten
In ihre Grotte, wo allein der Bach,
Der klar aus dem Gesteine quillt, den Trunk,
Nicht Speise reicht, zu sättigen den Hunger.
Nothburga preis't anbethend ihren Gott,
Deß weiser Rath das Leben, das er gibt,
Auch zu erhalten weiß. Und, wie am ersten,
So kehrt die Hindin nun an manchem Tage,
Am Abend bald, und bald am Morgen wieder,
Mit neuer Speise, wie der kluge Hirsch,
Sie in des Schlosses reicher Küche fand.
Und wunderbar von ihrem Gott ernährt
Lebt lang in ihrer Höhle ungestört
Die fromme Magd, entzogen jedem Blick.
Indeß brauf't wild Getümmel durch das Thal,
Es hallet nah und fern der Hörner Klang,
Der Hunde Bellen und der Jäger Ruf.
Es iſt das wilde Schreyn der Suchenden;
Umsonſt verheis't im Grimm der König dem,

Der ihm die Tochter wieder bringen würde,
Den höchsten Preis; sie ruht in sicherm Schutz;
Und jeden Tag an ihr vorüber schreitend,
Ahnd't keiner, welch ein naher Ort sie birgt.
Doch höh'rer Ehre wird sie werth geachtet,
Die fromme Dulderin, von ihrem Gott,
Dem treu sie dient, und die Gerettete
Gibt er nur wieder in der Menschen Hand,
Daß sie in neuer Prüfung sich bewähre
Als würdig des noch schönern Siegeskranzes.

## IV.

Denn wundersam wollt es schon mehrmal dünken
Dem Küchenmeister, daß ihm von den Speisen,
Die für des Königs Tische er bereitet,
Ein Wildbret heute fehlt, und dann ein Brod;
Doch wie er forsche, es verräth kein Zeichen
Den Thäter ihm, bis diesen zu enthüllen
Er eines Tages in der Speisekammer
In einem dunkeln Winkel sich verbirgt.
So mocht' er wohl schon eine Stunde stehen,
Des längern Harrens endlich überdrüssig,

Will eben er verlaſſen ſeinen Ort,
Da öffnet leiſe ſich die Thür und, ſiehe,
Die Hindin tritt herein, und erſt umher
Nach allen Seiten mit den Blicken ſpähend,
Ob frey der Ort auch, unbemerkt ſie ſey,
Faßt ſie ein Brod dann eilends mit den Zähnen,
Und wendet drauf zu ſchneller Flucht ſich um.
Der Küchenmeiſter lauſchet unbewegt
Und lautlos an dem unbemerkten Ort,
Ob ſo ſeltſamem Diebe hoch erſtaunt.
Doch als der Hirſch verlaſſen das Gemach,
Da eilt er ſchnell zum off'nen Fenſter hin,
Mit ſeinem Blicke weiter zu erſpähen,
Wohin der Dieb den Raub auch tragen werde.
Da, ſieh, vor ſeinen Augen ſteigt bedächtig
Die Hindin mit dem Brod den Berg hinab,
Durchſchneidet ſchneller dann den eb'nen Grund,
Beym Fluſſe angelangt, ſchwimmt ſie hinüber
Und bald kehrt ſie zurücke ohne Brod,
Und rennt mit muntern Sprüngen durch die Wieſen,
Als ob ſie der gelungnen That ſich freue.
Der Küchenmeiſter aber tritt ſogleich,

Noch ohne zu verſtehn, was er belauſcht,
Vor ſeinen Herrn mit ſo ſeltſamer Poſt.
Der ſtaunt, und alles wohl erwägend ſpricht er:
Ob uns des Thieres Raub nicht wird entdecken,
Die wir vergeblich auf zu finden ſuchten;
Die Jungfrau war der Hindin immer hold.
Und ſchnell gebiethet er, den Kahn zu rüſten.
Du biſt uns Führer, ſprach er, Köchenmeiſter;
Ihr andern folget, ſtille, ohne Laut.
Und wo im Strom der Hirſch die Bahn gezeigt,
Da ſetzen ſie in tiefem Schweigen über.
Nun haben ſie erreicht die Felſenwand,
Die andern harren auf des Königs Wink,
Er ſteigt mit ſachtem Schritte aus dem Kahn;
Und da er nun, wo ſich die Fährte zeiget,
Die dichten Büſche aus einander breitet;
Eröffnet dem Erſtaunten ſich der Blick
Tief in den Fels hinein und er gewahret,
Wie innen in der Höhle kniet ſein Kind,
Und vor ihr liegt das Brod, von dem hinan
Zu ihrem Gott den frohen Blick ſie kehret.
Und von dem hohen Anblick überwältigt,

Ruft er, von beſſrer Regung überraſcht,
Der ſich ſein freyer Sinn ſo ſelten öffnet:
Die du entflohen, kehre jetzt zurück;
Verziehen ſey dir, wenn du willig folgeſt.
Sie aber bebet bey des Vaters Stimme
Und mehr noch, da ſie ihn ſo nah gewahrt;
Doch alſobald ſich wieder faſſend, flehet
In Demuth ſie zu ihrem Herrn und Vater:
O laß mich, Vater, an dem ſtillen Ort,
Die für die Welt ich lang geſtorben bin,
Nur lebend noch dem Herrn, der mich geborgen,
Mit ſeinen Wundern mich erhalten hat,
Mir Speiſe ſendend durch ein treues Thier.
Doch ſtatt auf ſeine Kniee hin zu ſinken,
Anbethend Gottes hohes Wunderwerk;
Erfaßt den König raſche Zornesmuth;
Schnell ſteht er vor der Höhle Eingang da,
Und reckt den ſtarken Arm aus, mit Gewalt
Die Widerſtrebende heraus zu ziehn.
Doch nur ihr Arm folgt ſeiner grimmen Hand;
Die Jungfrau ſelber ſinkt ohnmächtig nieder
Auf das Geſtein; durch den gewalt'gen Zug

Hat von dem Leib der Arm ſich los gelöſ't.
Der König aber ruf't in neuem Grimm.
So find'ſt du, Thorin, deine Strafe nun,
Die du der Wenden Fürſten haſt verſchmäht,
Daß ohne Braut im Grimm er heim gekehrt;
Da ruhe, in der Höhle, ungeſtört,
Gleich viel, ob noch am Leben, oder todt,
Biſt ja der Welt ſchon lange abgeſtorben.
So ruft er laut, in wilder Zornesmuth,
Und ohne Hülfe, ohn' Erbarmen läßt
Der Vater in der Höhl' ſein Kind zurück.

## V.

Schon waren alle, ſchnell, wie ſie genaht,
Verſchwunden wieder; ſtille war's umher,
Nur von der Burg noch klangen laute Stimmen.
Da kehrt zum Leben aus dem Todesſchlummer
Die fromme Magd zurück, doch matt und ſchwach
Vermag ſie kaum vom harten Stein des Bodens
Das ſchöne müde Haupt empor zu heben,
Trüb' iſt ihr Blick, nur leiſe pocht ihr Herz,
Das ſehnlich harrt des Endes aller Noth.

Die Seele neigt in Demuth ſich vor Gott.

Dank, Heil'ger, dir, ſo ſprach es tief in ihr,
Nun rufeſt du, ich hör's und folge gern.
Und daß ich würdig, Herr, dich preiſen könnte,
Der deine Wunder du mir offenbarteſt;
Und wohl ein noch viel höh'res Wunder iſt's,
Als daß den Lebenstag du mir gefriſtet,
Herr, mit dem Brode, das die Hindin brachte,
Noch mehr ein unbegreiflich Wunder iſt's,
Daß mich nicht banges Zagen überwunden,
Mich ſchwaches Weib in ſo vielfacher Noth.
Doch ſo haſt unergründlich du's geordnet,
Daß, weil ohn' Maaß die Fülle deiner Huld,
Auch ohne Grund die Tiefe in uns ſey,
Die aufnimmt deiner Gaben reichen Schatz;
Und jede Sättigung des innern Durſtes
Nur neues Sehnen weckt nach dem Born;
Und weil du unermüdlich biſt im Wirken
Das unerſchöpflich wir im Leiden ſeyen;
Drum haſt du auch in Werke nicht und Thaten,
Gelegt ins Leiden unſre Seligkeit.
Und wem's gelänge, ganz ſich ein zu ſenken

In deinen Willen, Herr, sich selbst entsagend,
Verläugnend jedes eigene Begehren,
Den drückte keine Last und Schwere mehr;
Ja würd' ihm alle Bürde auferlegt,
Womit die ganze Welt belastet ist,
Sie wär' nur Freude ihm und Himmelreich,
Der Mensch nicht mehr, Gott selber trüg' die Last,
Und ledig ging der Mensch, frey, ohne Bürde,
Denn aus sich selber wär' er ausgegangen,
Gott eingegangen in sein Thun und Lassen.
So sprach's in ihr und um so lichter lodert
Die Himmelsflamm' in der entzückten Seele,
Je mehr erlischt der Schein des Erdentages.
Da hört sie plötzlich neben sich ein Rauschen,
Und eine Schlange sieht sie durchs Gezweig
Sich nach dem innern Grund der Höhle winden.
Und Zagen faßt das bang erbebend Weib.
So, armes Herz, ob du den Tod nicht scheuest,
Mußt du vor dem, was Tod bringt, doch erbeben.
Doch Tod nicht, Heilung bringt die Schlange ihr.
Mit einer Krone ist ihr Haupt geziert,
Ein Kräutlein trägt sie in dem Mund, und reicht's,

Herangenahet nun, der Jungfrau dar,
Den Blick ihr wendend nach der Schulter hin.
Da leuchtet durch der Frommen Seele schnell
Ein Strahl, sie ahndet Gottes neue Wunder,
Und ohne Furcht nimmt aus der Schlange Mund,
Die wie in Ehrfurcht ihr zu Füßen liegt, —
Kein böser Feind, ein friedlich schönes Thier —
Das Kräutlein ihre Hand und leget es
Vertrauend an den wunden Ort, und sieh,
So wie das Kraut die Schulter ihr berührt,
Entschwindet plötzlich alle Müdigkeit,
Und frische Kraft durchströmet ihren Leib;
Und jetzt, getrieben von dem innern Drang,
Tritt vor der Felsen niedres Thor sie hin,
Und preis't in lautem Lobgesang den Gott,
Des neues Wunder sie gerettet hat,
Daß Strom und Thal von ihrem Lied ertönen.
Die Schlange blicket freudig zu ihr auf,
Und bald geht auch die Hindin ihr zur Seite.
Herbey gerufen durch der Jungfrau Sang.

## VI.

Und Dagobert, wenn jetzt dein Kind du sähest,
Wie kosend sich die Schlange an sie schmiegt,
Der Hirsch zu ihrer Seite aufwärts schauet,
Als wollt' er mit ihr danken ihrem Gott;
Blieb dann auch ungerührt dein wilder Muth?
Doch Dagobert ist nicht mehr in dem Thal,
Mit seiner Buhlen, seiner Knechte Schwarm
Ist ohne Säumen er hinweg geflohen,
Als triebe Schrecken ihn und Graus davon.
Im Thalgrund aber, auf den Bergen oben
Ertönet schnell der Ruf von der Geschichte,
Die sich begeben mit des Königs Kind,
Und alsobald strömt rings das Volk herbey,
Das, noch vom Dienst des wahren Gottes fern,
Zerstreut durch Wälder und das freye Land
Im Heidenthum ein unheld Leben führte,
Und da sie so Unglaubliches gewahren,
Den Wurm, der seine giftige Natur,
Den Hirsch, der seine Wildheit abgelegt;
Obgleich der Arm vom Leib ihr los geschieden,
In frischer Lebenskraft die holde Magd,

Vom Hirsch gespeiset, von der Schlang' geheilt;
Da öffnen ihre Seelen sich dem Gott,
Deß hohe Wunder laut die Jungfrau preis't.
Und nieder steigend in den Neckarstrom,
Empfangen sie von ihrer Hand die Taufe.
Und länger nicht mehr ist die Felsenhöhle
Ein still geheimnißvoll verborgner Ort;
Mit jedem Tage naht herzu die Menge,
Um aus der Jungfrau Munde zu vernehmen
Des Heils Verkündigung; doch nicht allein
Die Himmelsspeise reicht sie ihren Seelen,
Auch ihren Sitten gibt sie mildern Schein,
Lehrt sie des Frankenlandes schöne Künste,
Das Fruchtkorn aus zu streuen in die Erde,
Die Rebe an dem Bergeshang zu pflanzen;
So lebt sie, doppelt Segenspenderin,
Viel Jahre lang in ihrer Felsengrotte,
Im Leben schon als Heilige verehrt
Von dem durch sie zum Heil geführten Volk.
Nun ist vollbracht ihr großes Tagewerk;
Es steht das Volk in Demuth um sie her,
Und von dem Felde gegenüber strahlet

Im Abendſcheine hell die goldne Saat,
Zur Ernte reif. Da öffnete den Mund
Zum letzten Mal die fromme Magd, verkündend,
Was im Geſichte ihr der Herr gebothen.
Mit mir auch, ſprach ſie, iſt's jetzt Erntezeit,
Und wenn die Seele nun ſich aufgeſchwungen,
So legt die ſtarre Hülle auf einen Wagen,
Beſpannet von zwey Stieren, deren Kraft
Von keinem Joche noch gebändigt ward.
Die laſſet gehen. Wo von ſelbſt ſie ſtehn,
Da ſey mein Grab, und oben drüber werde,
— So wills der Herr — ein Kirchlein auferbaut,
Für alle Zeiten zur Erinnerung,
Was an mir ſchwachen Magd für hohe Wunder
Er hier vollbracht zu ſeines Volkes Heil.
Und alſo nach der Sterbenden Geboth,
Strom abwärts, an dem Orte, da die Stiere,
Die nie zuvor ein Joch getragen hatten,
Von ſelber hielten in dem freyen Lauf,
Ward eine Kirch' erbaut, und in der Kirche
Der Heiligen ein Grab von Stein bereitet,
Und lange Zeit wallfahrtete zum Grab,

Das die Gebein' der Heiligen umschloß,
Das Volk aus allen Landen nah und fern.

---

Und noch, wenn du voll Lust das Thal durchwanderst,
Das liebliche, am schönen Streme hin,
Zeigt dir der Landmann in der Felsenwand
Die Jungfraunhöhl', und wenn am frühen Morgen
Der Wiesensaum von lichten Perlen glänzt,
Erblickt des Volkes Glaube noch im Thau
Der Hindin Fährt', vernimmt am Abend noch
Ein leises Lispeln um die Felsenwand,
Wie einer zarten Frauenstimme Klang.
Und rufest du zur Grotte hin: Notburga!
Antwortet dir's alsbald: Notburga! wieder.
Strom abwärts in dem Gotteshause aber,
Um das sich nun ein Dörflein angesiedelt,
Siehst du noch jetzt der Jungfrau Bild von Stein,
— Ein alt, einfältig Werk aus grauer Zeit, —
Der Locken Fülle mit der Kron' geziert,
Die Schlange mit dem Kräutlein neben ihr.

Und auch den Altar ſchmücken Bilder noch,
Betrachtenswerth, von alter Meiſter Hand,
Die außer anderm die bezeugen auch,
Was ſich begeben mit der Heiligen:
Wie ſich der König vor ihr neiget, hier;
Hier, wie der Grimme ſie beym Haare faßt,
Dort, wie ſie mit Gewalt wird fort gezogen
Von einem Reiter eben auf der Burg,
Dort, wie die Martyrin im Tode ruht,
Den Hirſch zur Seite und die Schlang' zu Füßen,
Und vor ihr kniet ein Pilger mit dem Stab
Und neben ſich den Muſchelhut, und dort
Wird ſie von Engeln hoch empor getragen.
Denn wer ſich in der Prüfung treu bewährt,
Den führet Himmel an der Erdenpfad,
Und oben ſchmücket ihn der Siegeskranz
Der ewig ſtrahlet um der Sel'gen Haupt.

---

Als Theobald geendet hatte, ſo bezeigten ihm die Freunde ihren Beyfall über die Art, wie er die ganze Erzählung gehalten; und beſonders,

sagte Edwin, muß ich ihn loben wegen der eingestreueten Sprüche aus der mystischen Theologie, die hier, in einer solchen Welt der Wunder, recht an ihrer Stelle sind und dem Ganzen ein gewisses alterthümliche Colorit verleihen.

Nur, meinte Burkhard, in der Deutung der alten Bilder möge sich noch einiges bezweifeln lassen. Die Gestalt nähmlich, die gegen die bethende Jungfrau das Schwert zückt, scheine mehr ein Ritter, als ein König zu seyn, obgleich ihr derselbe Begleiter zur Seite stehe und den Arm im Zuge hemme, welcher auf dem andern Bilde neben dem Fürsten reitet, der, als mit der Krone über dem Turban geschmückt, offenbar einen Heidenkönig darstellen soll.

Niemand, entgegnete Theobald, hat wohl mehr die Schwierigkeit der Deutung dieser Bilder gefühlt, als ich, der ich diese versucht habe, doch hielt ich immerhin die Sache eines Versuches werth.

Er fügte noch einiges bey; doch ihr Gespräch wollte keinen Fortgang nehmen, da ihre Aufmerk-

samkeit zu sehr nach außen hin gewendet ward. Denn jetzt führen sie wieder durch ein freyes Land zwischen zwey freundlichen Dörfern hin, wo von der Rechten das Thal sich aufthut, um von der nahen Landstadt her dem Neckar einen Bach zu zu senden. Aber bald verengte sich mit einem mächtigen Bogen des Flusses der Raum immer mehr, und das eben noch lachende Thal, wo unter Weinbergen in schöner Aue gar anmuthig ein Dörflein die Vorüberschiffenden begrüßt, gewann immer mehr ein finsteres Ansehen. Bald zeigte sich kein Rebstock mehr; zum Theil stiegen die Berge, ihrer Bekleidung beraubt, nackt auf; über andere warfen hohe, uralte Buchenwälder dunkle Schatten; nur ein schmaler Saum von Wiesen und Ackerland zog sich an dem Flusse hin; man glaubte sich in eine andere Welt versetzt. Da blickte nun hinter einem Dorfe und einem Dorfe gegenüber von dem schroffen Hange des Berges zwischen dem Grün das röthliche Gemäuer der Burg hervor, des Zieles ihrer Reise. Mit freudigem Rufe wurden die alten Trümmer mit ihrem bedeut-

samen Nahmen gegrüßt, und einige Freunde, die diesen Theil des Thales noch nicht besucht hatten, fragten, was sich denn hier besonderes ereignet habe, daß diese Minneburg nicht von einem einzelnen Ritter oder einer Frau, sondern von der allgewaltigen Minne selbst den Nahmen trage? Aber Edwin geboth den andern Freunden, welche die Erläuterung geben wollten, zu schweigen, das sollen die Unkundigen, sagte er, an seinem Orte und zu seiner Zeit alles erfahren, und ihr dürft meiner Dichtung nicht voraus die Wirkung rauben, die, wie ihr wohl wißt, bey solchen Darstellungen zum Theil mit auf die Ueberraschung berechnet ist. Oben nähmlich, fuhr er fort, gedenke ich euch, wenn ihr mir gern Gehör verleihen möget, zu erzählen, wie hier wundersam in hoher Treue die Liebe sich bewährte, und Nahme und Sache in schönem Vereine in edeln Herzen zusammen treffen, so daß man diese nach der hohen Minna benannte Burg wohl mit Recht auch eine Minneburg nennen mag, und die Jungfrau billig den reichen Schwarzenberg von sich

wies, da zugleich der schöne Ritter Edelmuth um sie warb.

Während dieser Rede war man an dem Orte angelangt, wo die Schiffe an zu legen pflegten. Die Gesellschaft stieg an das Land und die Schiffer trugen nach, wessen man eben bedurfte. Aber an der Ziegelhütte hier, sagte Burghard, dürfen wir nicht vorüber gehen, ohne den steinernen Hund gesehen zu haben, und, als der am meisten des Ortes Kundige, führte er nun die Gesellschaft an ein Gebäude hin, in dessen eine Wand ein Stein eingemauert war, der das wohl gerathene Bild eines Jagdhundes zeigte, mit alten Schriftzeichen über demselben. Dieser Stein, bemerkte er, ist gegen alle Gebühr von dem Schlosse oben hier herab gekommen; was er aber eben für eine Bedeutung gehabt, werden wir von unserm Freunde vernehmen.

Nachdem man den Stein hinlänglich betrachtet hatte, so stieg nun die Gesellschaft paarweise, die Frauen auf den Arm der Männer gestützt, den schroffen Pfad aufwärts, und nachdem man in

dem grünen Gebüsche die Ruine umzogen, so traten sie nun zwischen das Gemäuer hinein, und standen vor der geschlossenen Thüre, wo der Einsame des Berges sich zwischen den alten Mauern eine ärmliche Wohnung bereitet hatte, in der er schon zwölf Jahre, von der Welt geschieden, lebte. Sie glaubten, zu dieser führe die Thüre, aber wie angenehm wurden sie überrascht, als auf Burkhards Ruf das Thor sich öffnete, und ihnen nun Blumendüfte entgegen weheten und sie in eine herrliche Halle traten, deren alte Wände unter grünen Birken und vielfarbigen Blumenguirlanden verdeckt waren. Bequeme Sitze luden zum Ruhen ein, und frey schweifte der Blick durch das offene Fenster eines schönen alten Erkers in das Thal und auf den Fluß und die beyden Dörfer hin.

Alle dankten Burkhard für die Ueberraschung, die er ihnen bereitet hatte. Es wurden Erfrischungen herum gereicht. Dann besah man nach einigen Augenblicken der Ruhe die Wohnung des Mannes, den nur alle für diesen romantischen

Aufenthalt zu prosaisch fanden, und kaum begriffen, wie er denselben habe erwählen können. Desto mehr war man dann zufrieden mit den hübschen Gängen, die er durch das Dickicht angelegt und den Sitzen, die er angebracht hatte, am meisten aber mit der Mannigfaltigkeit von Blumen, die seinen kleinen Garten schmückten, und die man am wenigsten zwischen diesen zerfallenen Trümmern gesucht hätte. Nachdem die Freunde so alles betrachtet hatten, ließen sie sich wieder unter dem Fenstergewölbe des schönen alten Erkers nieder, und nun verlangten alle von Edwin, daß er seine Dichtung mittheilen solle.

Von Herzen gern, sagte dieser. Doch nun an dem Orte selbst bin ich fast kleinmüthig geworden, und möchte lieber die Geschichte desselben, wie diese der Einsame besitzt, mit theilen, wenn sie nicht zu sehr ohne allen Werth wäre. Aber die meinige, fürchte ich, möchte zu geschmückt seyn, für die einfachen Trümmer und den Geist des Ortes.

Das sagt er nur, fiel Dorothea ein, um

dann deſto mehr gelobt zu werden: alſo, Freund, ohne weiteres zur Geſchichte!

Wenn die Königin des Tages, entgegnete Edwin, ſo ernſt gebiethet, ſo muß ich wohl gehorchen. Und mit dieſen Worten neigte er ſich freundlich vor ihr, und ließ ſich zu ihren Füßen, ſo daß er dem Fenſter den Rücken zukehrte und die Geſellſchaft im Geſichte hatte, auf einen Stein nieder und las.

## Minna von Horneck.

### I.

So ſelten ſtimmet in der Väter Wünſche
Der Töchter Wahl. Bedenklich heiſcht das Alter
Des Lebens Fülle und Behaglichkeit,
Der Jugend kühn'rer Flug ſtrebt nach dem Bild,
Das würdig ſeye ihres Ideales,
Begehret nur ein Herz, das groß genug,
Des Herzens heißer Sehnſucht zu genügen.
So Minna du, die jene Burg du zierteſt,
Wo vor dir einſt in ihrer ſtillen Kammer
Netburga fromm zu ihrem Gott geſeufzt;
Dann ſpäter Götz gethront, der deutſche Ritter.

Der Vater hat dir zum Gemahl beſtimmt
Den Schwarzenberg, den überreichen Grafen,
Dein Herz erkürt den Ritter Edelmuth,
Der arm an Gut, an Mannestugend reich.
Mit andern Edeln kam er zum Turnier;
Den Preis empfing er aus der Jungfrau Hand.
Doch jetzt genügt der Siegespreis ihm nicht,
Den er in kühnem Waffenſpiel errungen.
Nach höh'rem Siege ringt ſein muthig Herz,
Zum Preiſe auch die Hand ſich zu gewinnen,
Die ihm den Preis gereicht: und es bedarf
Des langen, mühevollen Werbens nicht,
Wo ſo zwey edle Herzen ſich begegnen,
Die mit den erſten Blicken ſich verkünden,
Daß für einander ſie geſchaffen ſind.
Doch kurz nur währet ihrer Liebe Traum,
Ihr ſüßes Glück im erſten Minnedienſt.
Gar ernſte Stimm' ruft ſie zu anderm Werk;
Denn jetzt ertönet auch im Neckarthal
Der Ruf zum Kampfe bey dem Grab des Herrn.
Was ſäumeſt du, ſo ſprach der alte Mönch,
Das Volk aufmahnend zu dem frommen Zug,

Was ſäumeſt du, mein edel deutſches Volk,
Da alles ſtrömet zu den heil'gen Fahnen,
Die vor uns wallen in das Paradies,
Ins irdiſche, wem Gott den Lorbeer reicht,
Ins himmliſche, wen mit der Palm er krönt.
Und Edelmuth und Minna drängen ſich
Heran vor allen zu dem frommen Mann,
Daß mit dem Kreuzeszeichen er ſie ſchmücke,
Als frohe Waller zu dem Grab des Herrn.
Denn weſſen Herz ſich reiner Lieb' erſchloſſen,
Der dient am freudigſten auch ſeinem Gott.
Doch liſtig wehrt der Vater ſeinem Kinde
Den Zug ins ferne Land, dem Ritter aber
Verheiſ't er ſeiner edeln Tochter Hand
Wenn er im Siegesglanz zurück gekehrt.
Und als nun Edelmuth von der Geliebten
Den letzten Abſchied nahm, reicht' ſie den Mund
Zum erſten Mal zum Kuſſe ihm, betheuernd,
Nie ſollten andre Lippen ſie berühren,
Bis daß er wieder kehre oder nah'
Der dunkle Bothe, der mit ſeinem Mund
Nur Ein Mal alle roſenrothe Lippen

Anhaucht, daß ſie auf immer dann erbleichen.
Und in des andern Tages Frühe ſchwimmen
Die Schiff' den Neckarſtrom herab, mit Männern
Erfüllet und mit Frau'n, die weiter unten
Mit andern Schaaren ſich vereinen wollen.
Von fern verkündet ſie ihr Pilgerlied.
Nun ſchiffen ſie vorüber an der Burg.
Im erſten Fahrzeug, als des Zuges Führer,
Steht Edelmuth, der ſchöne Rittersmann.
Es glänzt ſein Waffenkleid im Morgenlicht,
Sein Fähnlein wehet in dem friſchen Wind,
Und eben von dem Söller grüßt die Holde,
Der Ritter grüßt hinauf, mit edler Sitte
Sich neigend vor der Fürſtin ſeines Herzens.
Und oft noch wendet ſich ſein Blick zurück,
Auch als die Burg ſchon lang verſchwunden war.
Doch mächtig kehret er den ſtarken Geiſt,
So oft voll Sehnſucht er zurück ſich wendet,
Hin nach dem Ziel, dahin ſein Gott ihn ruft.
So viel des Holden, Schönen ihm begegne,
Nichts ſpricht ihn an, auch nicht die ſtolze Pracht
Der Kaiſerſtadt Conſtantinopolis,

Nicht ihrer Frauen lockende Gestalten.
Ein Bild nur hat noch neben seinem Gott
In seiner Seele Raum; und da das Heer
Nun über's Meer geschifft, die Pilgerfahrt
Zum blut'gen Kriegeszug sich umgewandelt,
Ist überall der erste er im Kampf,
Und unaufhaltsam dringet vor der Zug,
Bis endlich er erreicht die Gottesstadt.
Und freudig löst der Pilger sein Gelübde
Beym Grab des Herrn, dann kehret er zurück.
So glücklich aber ist der Ritter nicht;
Noch harren neue, schwere Kämpfe sein,
Denn frey erst ist das Grab des Gottessohnes,
Doch sind die andern heil'gen Orte noch
In Feindes Hand; sie zu erkämpfen auch
Zu bändigen die Christusfeinde all',
Die eine frische Fluth nach kurzer Ebbe,
Heran sich wälzen auf das neue Reich,
Bedarf's der Wehre kühner Kampfesheldem.
Und Edelmuth, nach halb vollbrachtem Werk,
Sollt' er zur Heimath jezt zurücke kehren?
Laut ruft sein Herz, viel lauter noch sein Gott.

Er bleibt, beſteht noch manchen Heldenſtrauß,
Erbrechend hier die Mauern feſter Schlöſſer,
Dort ſchirmend auf der Fahrt den Pilgersmann;
Bis eines Tages er, der andre ſchirmte,
Nach ſchwerem Kampfe endlich übermannt,
Selbſt ohne Wehr in Feindes Hände fiel.
Und weil gleich einem Löwen er gerungen,
Mit ſtarkem Arm der Feinde viel' erlegt,
So wirft im Grimme ſein unedler Sieger
Den Uebermanneten in eine Höhle,
Vordem gefang'ner Löwen Aufenthalt.
Hier harrt er ohne Labung ſchon zwey Tage;
Da, ſiehe, als zum dritten Male jetzt
Des Tageslichtes erſter Strahl ihn grüßt,
Zeigt oben ſich ein lieblich Angeſicht
Im Morgenſchein, und eine ſchöne Hand
Wirft drauf drey Pfirſiche zu ihm hinab.
Und leiſe liſpelt eine zarte Stimme:
Erquicke dich. Dann gleitet auch ein Seil
Bis auf der Höhle tiefen Grund herab.
Und wieder ſpricht das ſchöne Weib von oben:
Zwey treue Diener harren meines Winks;

Komm, folge mir nach jenen stillen Thälern,
Wo, als ein reich begabter Hirtenfürst,
Mein Vater unter weiten Zelten wohnt;
Dort laß uns, aus der Löwen Höhle du,
Gerettet ich von niederm Magdesdienst
Zusammen süßer Liebeswonn' uns freuen.
Doch aus der Tiefe spricht der Rittersmann:
Mir blüht in meiner Heimath nur das Heil;
Doch willst du edel seyn, so rette mich.
Dich kann nur Liebe retten, spricht das Weib,
In meinen Armen findest Freyheit du;
Drum laß die überm Meer und folge mir.
Da ruft der Ritter aus der Höhle Grund:
Nur wer die Treue wahret, der ist frey,
Mein Nahm' ist Ritter Edelmuth, ich sollte
Die Treue brechen, edeln Muths nicht seyn?
Und ob am zweyten Tag sie wiederkehre,
Und ihre Liebeswerbung wiederhohle,
Ob neue Labung, neue Lockung sie
Am dritten bring', der Ritter klaget lieber
Getreu zum fernen Bild, als daß vom nahen
Die Rettung er mit Untreu sich erkaufe.

II.

Und wie der Ritter, rufet auch die Holde,
Zu der ſein Sehnen ihn hinüber zieht,
Nach ihm aus dunkler Höhl' im fernem Forſt,
Von allem los geſchieden, was ihr theuer,
Dem Theuerſten allein die Treue wahrend.
Denn kaum, daß von dem heimathlichen Lande
Zum heil'gen Zuge er ſich abgekehret,
So barg ihr Vater länger nicht den Trutz,
Den er erſonnen bloß, der Tochter Herz
Von dem entfernten Ritter los zu ſcheiden,
Und mit dem Schwarzenberg ſie zu vermählen,
Dem reichen Grafen. Lange wendet ſie
Des Vaters Ernſt ihr kindlich Flehn entgegen,
Bis da ihr endlich gegen ſeinen Grimm
Kein Drohen kei-e andre Zuflucht bleibt,
Da fliehet ſie, wie vor ihr einſt Notburga,
Zur Nachtzeit aus dem väterlichen Haus,
Von einer einz'gen Zofe nur begleitet.
Und an des Neckars Ufer angelangt,
Beſteigt ſie mit der Treuen, die ihr folgte,
Ein Schiflein, das hier angebunden lag.

Sie löſ't es los in Gott vertraun'dem Muthe,
Faßt mit der Hand das Ruder, alſo gleitet
Sie ſicher durch die Nacht den Strom hinab.
Und immer enger, immer dunkler ſchließet,
Je mehr der Morgen leuchtet, ſich das Thal;
Und wo am ſchroffen Bergehang der Forſt
Die hohen Wipfel dicht zuſammen drängt,
Hier in der ſchauerlichen Einſamkeit
Erſieht die Jungfrau ſich den Zufluchtsort,
Ans Land gerettet hier, ſtößt ſie den Kahn,
Ein Spiel der Wellen, in den Strom zurück.
Sie ſelber mit der treuen Dienerin
Taucht in den Schatten ſich des dunkeln Hains.
Und wie ſie nun die Höhe hat erreicht,
Aufflimmend durch die Felſen, das Geſtrüpp
Des noch von keinem Fuß betretnen Orts,
Da zeigt ſich eine Höhle ihrem Blick,
Verheißend ſtill verborg'nen Aufenthalt.
Hier, ſpricht ſie, laß uns wohnen, treue Magd,
Erharren des Geliebten Wiederkehr.
Und alſo ward die dunkle Waldeshöhle
Viel Jahre lang der ſchönen Jungfrau Haus.

Noch war das Neckarthal in jener Zeit
Mit reichen Dörfern nicht, wie jetzt, geſchmückt;
Nur wen'ge Weiler ſtanden, hier und dort,
Zerſtreuet auf der Höhe, durch den Grund,
Vom Jäger dort, vom Fiſcher hier bewohnt.
Da zeigt die Jungfrau ſich, als Pilger bald,
Als Knappe dann, als ſchöner Hirtenknabe,
Des Lebens Unterhalt erkaufend jetzt,
Jetzt forſchend, ob die Pilgersleute noch
Vom Zug ins heil'ge Land nicht heim gekehrt.
So oft der Winter ſeine Schrecken ſandte,
Da ſprach ſie: mit den Blumen wird er nahn,
Und war verwelkt des Lenzes Blüthenſchmuck,
So hoffte ſie: wenn heiß der Sommer glüht,
Dann wird er gern in kühler Grotte weilen
Mit der Geliebten in des Waldes Dunkel.
Und ſtand die Sonne hoch am Himmel dann,
So hoffte ſie in ſtillem Liebesſehnen:
Nun wird er ſtatt des Herbſtes vor dem Winter
Den Lenz mir bringen, neue Blumenzelt.
Und wenn die Blätter endlich nieder fielen,
Dann fragte ſie, zum Strome hin gekehrt:

Ob er nicht endlich auf kryſtall'ner Brücke
Vom Ufer jenſeits wird herüber kommen?
Mit trock'nem Fuß die Wellen überſchreitend?
So hofft ſie ſiebenmal, und ſieben Mal
Vollendet ihren Kreis die Jahresbahn;
Es bringet nicht der Lenz, der Winter, Sommer,
Der Herbſt nicht den Erwarteten zurück.
Und immer tiefer, immer ſchmerzlicher
Erfaſſet ſie ein unausſprechlich Sehnen,
Bis, da der Frühling wieder aufen leuchtet,
In ſeinem Lenze brach ihr liebend Herz.

III.

Was aber iſt's, daß ſie ſo freudig lächelnd
Die holden Wimpern ſtille nieder ſenkt?
Wehrt, ihre Treue lohnend, ſchon hernieder
Der Friede Gottes? Oder ahndet ſie
Noch in dem Sterben des Geliebten Nähe?
Denn während im Verzweiflungsſchmerze ringt
Die Zofe bey der Herrin ſtiller Leiche,
Da dringet naher Ruf zu ihren Ohren
Und wecket aus dem ſtummen Schmerz ſie auf.

Zur Höhle naht der Ritter Edelmuth,
Im lichten Waffenschmuck von blankem Stahl,
Den er geschworen nimmer ab zu legen,
Bis in dem fernen Forst er die gefunden,
Die er umsonst gesuchet auf der Burg.
Viel Tage schon hat er den Wald durchirret,
Da führt sein Hund ihn auf betret'nen Pfad.
Er folgt dem klugen Thier und schon verkünden
Die Zeichen seines Nahmens, die in Bäumen
Von ihrer Hand er eingeschnitten sieht,
Dem Glücklichen die Müh' der lang erharrten.
Jetzt zeiget auch der Hund der Höhle Thor;
Da schreitet ihm die Dienerin entgegen
Vor mächt'gem Weh nicht Sprach' und Worte
finden d,
Und als nun selbst er in die Höhle tritt,
Da ruhet auf dem niedern Bett von Moos
Leblos und bleich der hohen Herrin Bild;
Noch in dem Tode wie ein Engel schön.
Den Ritter aber faßt ein kalt Entsetzen,
Das heiße Blut erstarret ihm zu Eis,
Und bey der theuern Leiche sinkt er nieder,

Selbst eine Leiche, stumm und ohne Laut.
Drauf, als des Lebens Regung wieder kehret,
Da schlägt gar traurig er die Augen auf,
Sein Mund bricht in die bange Klage aus:
O Schreckenstag, o bitter süße Stunde,
Die ihr so herb getäuscht den Liebenden,
Und statt des warmen liebereichen Herzens,
Ein starres Bild von Eis ihm nah geführt,
Das Leben nicht mehr und nicht Liebe athmet.
O wärst du doch, du Herz, von Qual zerrissen,
An jenem Tag, da die Versucherin
So lieblich niederschaute aus der Höh,
Im Grimme dann entwich, dem Tode lieber
Als einem andern Weibe überlassend,
Den Mann, der ihren Bitten widerstrebte,
O wärst du da gebrochen schon, o Herz,
An jenem Tage, in der Höhle Nacht!
Was frommt es, daß die Brüder mich gerettet,
Das Schiff in schnellem Flug aus fernem Lande
Zur lieben Heimath mich herüber trug?
Und doch, auch das ist Wonne, nur zu schauen
Dich Bild, das ich so lang im Herzen trug,

Dich stummes Denkmahl hoher Weibestugend,
In dem das Leben nur allein, die Liebe,
Die Treue mit dem Tode nicht erlosch.
So klagt er lang und linder ward sein Schmerz,
Da in dem schwersten Kampf er ob gesiegt,
Und Thränen rannen zwischen seinen Klagen.
Zum ew'gen Denkmahl ihrer Liebe aber
Erbaut er eine Burg an jener Stätte,
Und nennt sie Minneburg; die Felsenhöhle
Schafft er zum Felsengrabe um, und da,
Wo einst der Höhle niedrer Eingang war,
Fügt in die Mauer er das Bild des Hundes,
Des klugen Führers ein, der ihm zuerst
Den Pfad gezeigt zu dem verlor'nen Glück.
Und nicht mehr trennt er sich von diesem Ort,
Und schreitet täglich durch den dunkeln Forst
Im lichten Waffenkleid von blankem Stahl
Auf all den Pfaden, da die Herrliche
So oft in Liebessehnsucht sein gedacht,
Und neben seinem Nahmen schneidet er
Den theuern Nahmen in die Bäume ein.
So lebt er lang in stiller Einsamkeit,

Und eine immer schwärz're Hülle zieht
Der Rost ihm über Helm und Panzerkleid,
Und immer mehr erbleicht sein Angesicht
Und welkt die lebenskräftige Gestalt,
Bis endlich er, vor seinem Alter grau,
Im schwarzen Waffenkleid sich nieder legt,
Und nun zum letzten Mal die Hände faltet
Auf flehend zu der hehen Liebesmacht,
Daß sie in ewiger Vereinigung
Den Herzen, die einander nur gelebt,
Die ird'sche Liebestreue lohnen möge.

---

Die Burg, von Menschenhänden auf erbaut,
Ist nun von Menschenhand zerstöret auch,
Es stehen blos die alten Trümmer noch,
Ein Denkmahl ew'ger Liebestreue, die,
Ob Mauern brechen, Schlösser nieder sinken,
Selbst unzerstörbar, eine sichre Burg,
Auftragt aus edler Herzen festem Grund.

---

Alle dankten Edwin, als er ſeine Vorleſung beendet hatte; und ſollte man doch denken, bemerkte Heinrich, die beyden Freunde hätten ſich bemüht in zwey Gegenſtücken die göttliche Liebe in ihrer doppelten ſchönen Erſcheinung vor den innern Blick der Seele treten zu laſſen, in Theobalds Legende die Gottesliebe ſelbſt mit ihren Wundern und Myſterien, und in Edwin's Sage die gleichfalls himmliſche Liebe, die aber nicht unmittelbar der unſichtbaren Welt ſich weihet, ſondern ihr herrlichſtes Gebilde in dieſer ſichtbaren ſich zu dem Gegenſtande ihrer Verehrung erwählt hat, und die kein anderes Wunder kennt, als das, welches ſie auch mit jener theilt, die hohe Wunderkraft eines edeln, bis in den Tod getreuen Herzens.

Burkhard aber führte die Freunde an die Stelle hin, wo die Oeffnung in der Mauer zeigt, daß hier der Stein herausgenommen war, der nun unten als ein müßiger Zierath an einem ſchlechten Gebäude angebracht iſt, während er oben an dem bedeutſamen Orte zu einem Denk-

mahle diente zugleich von der Liebestreue, die hier bis in den Tod des Geliebten harrete und der gleichen Treue des Ritters und seiner Dankbarkeit gegen das Thier, das selbst ein lebendiges Symbol der Treue ist, gleich als ob die alles schaffende Natur diese Tugend, auf der unser irdisches Daseyn wie auf seinem Fundamente ruht, so hoch ehre, daß sie dieselbe als den bewußtlosen Trieb eines Thieres erscheinen läßt, um gleichsam allen edlen Herzen, welche diese Tugend mit Freudigkeit üben, hierin ihren Beyfall zu bezeigen.

Noch brachten die Freunde eine Stunde in großer Heiterkeit mit einander zu, bis sich endlich die Trennung nicht länger verzögern ließ. Clara und Amalia, die als die Mutter einer zahlreichen Familie sich nur selten und nie lange von dem Hause entfernte, wandten sich, von Burkhard begleitet, Strom aufwärts. Das geschmückte Schiff empfing die Neuvermählten wieder und trug sie, nebst Johannes und Gustav und deren Gattinen den Fluß hinab. Heinrich aber und Edwin, von denen jenem so frühe ein

Glück entzogen wurde, das diesem noch nicht zu Theile geworden war, stiegen mit Theobald noch etwas den Berg hinauf, um weiter oben einen Pfad zu verfolgen, welcher, einer der herrlichsten in diesem Thale, in gleicher Richtung mit dem unten hin strömenden Neckar, auf der Höhe zwischen einem Buchenwalde hin führt, der sein Laub und seine grünen Zweige oben in spitzen Bogen zusammen neigend, den Wanderer gegen die Gluth und die lichten Strahlen des Tages schirmt, aber ihn nicht ganz verdeckt und so die schöne Gegend vor ihm verbirgt, daß nicht von Zeit zu Zeit die Aussicht plötzlich an lichtern Stellen sich durch die Zweige öffnet, und Thal und Fluß, das Dorf und der Berg gegenüber sich als die anmuthigste Landschaft in der Einfassung des Laubwerkes zeigt, das wie mit einem Rahmen sie rings umschließt. Alle drey Freunde waren tief ergriffen von der Schönheit des Ortes und sie sprachen mit einander von dem großen und tröstenden Eindrucke, den die Beschauung der Natur, zumal großer und reizender Naturgegen-

stände auf jedes Gemüth hervor bringt, dem der Sinn ihrer wundervollen Sprache nicht ganz verschlossen ist.

Ist mir doch oft, sagte Heinrich, wenn ich eine Blume ansehe, als ob ich ein Wesen vor mir erblicke, das, wenn sich ihm einmal ein Sinn erschlösse und es nur einen Augenblick zur Beschauung seiner selbst gelangen könnte, sich unendlich selig fühlen müsse, ein so wundersam gebildetes Wesen in seiner tiefen Ruhe und Stille an zu sehen, und seine Freude wäre am reinsten, weil es gar nicht wüßte, daß es selbst dieses Wesen ist.

Wie viel seliger, sagte Edwin, ist das Menschenherz, dessen Beschauung nicht blos eine einzelne Blume, sondern eine ganze blühende Schöpfung, ja was mehr ist, ein inneres Reich des Bewußtseyns mit seinen Wundern und eine ewige Welt über ihm mit ihren Geheimnissen sich aufthut, und gewiß höchste Beseligung ist es, so recht selbstlos und von sich selbst abgezogen, sich zu betrachten, nicht als sich selbst, sondern als

das wunderſamſte Weſen einer höhern Ordnung, deren Auge er gleichſam iſt und Herz zugleich, wodurch ſie ſich betrachtet und ihre Beſeligung fühlt.

O, ſagte Theobald, daß es ſo ſchwer iſt, ſich ſelbſt zu betrachten nicht als ſich ſelbſt, und daß, wo wir auf uns ſelbſt den Blick oder das Ohr richten, uns ſtörende Klänge aus dem Innern unſeres eigenen oder anderer Herzen entgegen tönen, und ſo oft in uns der Friede geſtört iſt, der von außen aus der bewußtloſen Schöpfung, beſonders der unſchuldigen Pflanzenwelt uns umwehet. Denn hier iſt, wie dieß unſer Freund in ſeinem Schmerze ſo oft gefühlt hat, eine ewige Ruhe, und es iſt der Tod nicht, ſondern der ſicher wogende Strom des Lebens, der in die Geſetze einer höhern, nicht zu verrückenden Ordnung wie in ſein ſicheres Bett und in feſte Dämme eingeengt iſt.

Doch in dem Augenblicke, da ſie noch ſprachen, that ſich ihnen von neuem der Blick auf, und zeigte ihnen nun ſtatt des Dorfes, das ſie in ihrem Rücken gelaſſen, bey einer Wendung

des Weges, ein anderes Dörfchen weiter abwärts, wie es zerstreut mit den röthlichen Dächern zwischen dem Grüne längs dem Ufer des Stromes hervor schimmert, und schüchtern vor der Burg sich zu verstecken scheint, deren hoher Thurm mit dem spitzen Schieferdache über denselben empor ragt, und welche die einzige in dem Neckarthale ist, die noch bewohnte Räume umfaßt. Und während sie hinab schauten, erschien nun auch das heimatliche Schiff und schwamm auf dem glänzenden Strome mit vollem Segel und flatterndem Wimpel hin. Die Freunde begleiteten es schweigend mit ihren Blicken, so lange sie es vermochten, und sandten stille Wünsche dem Geliebten Paare nach, das so freudig und unverzagt zusammen die Fahrt über den Strom des Lebens begann.

[Wilhelmi]

# Bilder

aus

## dem innern Leben.

vom

Verfaßer

von

Wahl und Führung.

---

II^r Theil.

---

Leipzig,

bei H. A. Köchly. 1819.

6905014*7

# Bilder

aus

dem innern Leben.

---

Zweyter Theil.

# Inhalt.

Siebentes Bild.
Herr Valentin Morus . . Seite 3

Achtes Bild.
Die drey Träume . . . . — 75

Neuntes Bild.
Die Kloſterjungfrau . . . . — 177

Zehntes Bild.
Die Lilie und die Roſe . . — 247

Eilftes Bild.
Der Flüchtling . . . . . — 307

Zwölftes Bild.
Die ewigen Sterne in der Nacht . — 371

# Siebentes Bild.

## Herr Valentin Morus.

Noch ſtanden die drey Freunde, auch nachdem das Schiff mit dem ſchwellenden Segel und flatterndem Wimpel aus ihren Blicken verſchwunden war, eine Weile ſchweigend da; dann wandten ſie ſelbſt ſich nach der Linken von dem Thale ab. Während die Schiffenden dem weiten Bogen folgten, den der Neckar in ſeinem Laufe beſchreibt, wollten ſie das Land, welches er umkreiſ't, in gerader Linie durchſchneiden, und ihr Weg ſollte ſo die Sehne dieſes Bogens von dem Puncte, wo ſie den Fluß verließen, bis zu dem andern entgegen geſetzten bilden, wo ſie denſelben bey Johannes Wohnorte wieder zu erreichen ge-

dachten. Die Nacht hatte man beschlossen bey einem alten, ehrwürdigen Geistlichen hin zu bringen, einem Freunde von Theobald und Heinrich.

Ihr Weg führte sie, nachdem man etwas hinab gestiegen war, von neuem über eine nicht unbedeutende Höhe, abwechselnd durch Waldung und dann wieder durch verschiedene Dörfer hin, die mit ihren Gärten und Feldern rings von schönen Forsten umschlossen waren. Mit dem Abende erreichten sie den Wohnort des alten Geistlichen, und während sie auch hier zwischen Baumgärten hin traten, machte Edwin die Bemerkung:

Wunderlich, wie eine gewisse Reihe von Gedanken uns plötzlich Dinge in Erinnerung bringen kann, von denen wir erst nicht begreifen, wie sie uns gerade jetzt einfallen, bis wir bey näherer Erwägung die mittlern Glieder der Kette entdecken, wodurch die fernern verbunden sind. Da gedenke ich eben des Herrn Valentin Morus, jenes Mannes, den ich einige Male bey unserm Freunde sah, und der stets durch ein gewisses, unserer Landesweise fremdes Wesen, einen Ernst,

ja fast eine innere, sich unverkennbar kund gebende Trauer meine Aufmerksamkeit erregte. Erst weiß ich nicht, was mir diesen Mann gerade jetzt in die Erinnerung zurück führt; aber diese Gärten sind es, neben auch Theobalds Wohnort eben so umschlossen ist, und unter welchen der jenes Mannes durch seine schön angestrichene Einfassung und das in bunten Farben prangende Gartenhaus sich auszeichnet. Aber, fuhr er fort, zu Theobald gewendet, du sagtest mir neulich, der Mann seye indessen gestorben und an wen ist denn sein Garten gekommen?

Dieß fragte er, wie wir oft auf das Gerathewohl eine Frage thun, ohne kaum nur eine Erwiederung zu erwarten, und wobey unsere Gedanken, ehe wir sie nur recht ausgesprochen haben, schon wieder auf andre Gegenstände hinüber geschweift sind.

Aber Theobald entgegnete mit vielem Ernste.

An jenem Tage, da du uns, lieber Edwin, deine anmuthige Rittergeschichte erzähltest, und Friedrich den Vorzug der Liebe so hoch erhob,

daß er sie gar eine Fehlerlose nennen wollte, hätte ich diesen Mann als ein Beyspiel anführen können, wie auch die Liebe, wo sie des rechten Lichtes ermangelt, auf seltsame Weise zu irren vermag. Eine vielleicht nicht zu billigende Schüchternheit hielt mich hiervon zurück; aber so bin ich einmal, ein gewisses Etwas in mir gestattet mir kaum, andern, und seyen es meine liebsten Freunde, zu vertrauen, was mir zwar nicht gerade unter der ausdrücklichen Bedingung der Verschwiegenheit mit getheilt wurde, wovon ich aber doch vermuthen kann, daß es dem Erzähler nicht angenehm seyn möchte, wenn es zu allgemeiner Kunde gelangte, oder wodurch dieser vielleicht gar nach seinem Tode noch einer unrichtigen Beurtheilung ausgesetzt werden könnte; das verdient aber gewiß dieser treue Dulder nicht, der, wenn er eine Schuld begangen, sie redlich und durch ein ganzes freudenleeres Leben nur zu schwer gebüßt hat.

Aber, sagte Heinrich, du redeß in lauter Räthseln zu uns.

Und, ſezte Edwin hinzu, wendeſt mit dieſen Reden erſt meine ganze Aufmerkſamkeit und Neugierde auf dieſen Mann.

Die, entgegnete Theobald, heute wenigſtens nicht unbefriedigt bleiben ſoll. Ich habe, fuhr er fort, ein ſchriftliches Denkmahl von der Hand des ſeligen Morus ſelbſt bey mir, das ich unſerm betagten Freunde mit zu theilen verſprochen habe, und deſſen Mittheilung gewiß auch ihr mir danken werdet.

Unter dieſen Reden waren ſie bey dem Pfarrhauſe angelangt. Der alte Geiſtliche, der viele Liebe zu Theobald trug, kam den Eintretenden freundlich entgegen, und alle erfreuten ſich ſeines Anblicks. Es war eine hohe, hagere Geſtalt, und der Greis mit dem ſchwarzen Sammtkäppchen, das den ſchon ganz von Locken entblößten Scheitel deckte, in dem weiten, in vielen Falten faſt bis auf die Ferſen nieder fließenden Hauskleide und mit der Hand auf das lange, mit einem goldenen Knopfe geſchmückte Rohr geſtüzt, deſſen oberer, dünnerer Schoß zum Griffe

diente, hatte etwas ungemein Patriarchalisches in seinem ganzen Wesen, und erinnerte mit seiner grossen Kraft, die ihm auch in seinem hohen Alter noch gestattete, den Pflichten seines geistlichen Berufes ohne fremde Hülfe Genüge zu leisten, und in seiner eben so edelen, als ungekünstelten Weise, an die frühern Jahrhunderte einer entschwundenen Vorwelt, in der das Leben in einfachern und dauerndern Verhältnissen und eben darum in festerem und ungestörterem Gange sich bewegte. Er empfing seine Gäste mit grosser Herzlichkeit und zeigte noch viele Lebendigkeit in der Unterhaltung. Nach dem bescheidenen Nachtmahle aber erinnerte er selbst an den seligen Morus und Theobalds Versprechen, ihm die Geschichte dieses Mannes mit zu theilen, von dem er verschiedene häusliche Bedürfnisse zu beziehen pflegte und der ihn einige Male in seiner Einsamkeit besucht hatte.

Theobald verstand sich gern, noch vor dem Schlafengehen den Freunden sein Versprechen zu erfüllen; nur, sagte er, muß ich der Verständ-

lichkeit wegen das Folgende voraus senden. Und nun erzählte er.

Es ist uns allen bekannt, wie viel Vertrauen und welche Achtung dieser Mann um seiner anerkannten Rechtschaffenheit willen allgemein genoß, und ich besonders hatte vielfache Gelegenheit, auch seine große Religiosität zu beobachten. Selten fehlte er bey irgend einer öffentlichen Andachtsübung, wobey er stets die größte Theilnahme und Aufmerksamkeit bewies, und dann vorzüglich zeigte er eine ungewöhnliche Rührung, wenn von der göttlichen Gnade und dem hohen Erbarmen des Erlösers die Rede war. So schien er an dem Charfreytage des verflossenen Jahres besonders ergriffen, an dem ich von der gränzenlosen Liebe des ewigen Vaters redete, der sogar seinen Eingebornen der Welt schenkte, damit alle in seinem Tode Leben und Versöhnung finden sollen. An dem zweyten Osterfeyertage kam er gegen Abend zu mir. Sichtbar schien ihm ein Geheimniß auf der Zunge zu schweben, dessen er sich gern entäußert hätte, und das aus zu sre-

chen er doch immer zögerte, bis ein Besuch, der nun eintrat, ihn ganz daran verhinderte. Er entfernte sich bald darauf unverkennbar mit schwerem Herzen. Aber von dieser Zeit an klärte sich sein sonst ernstes, ja oft trübes Wesen immer mehr auf; eine große Heiterkeit strahlte aus seinen Augen. So gingen einige Monate hin, als er mich eines Abendes unerwartet zu sich rufen ließ. Er fühle, sagte er, seine Auflösung seye nahe und wünsche zuvor noch mit seinem ganzen Hause des heiligen Mahles zu genießen; was mit großer Andacht und Rührung von allen geschah. Nachdem er hierauf von allen seinen Hausgenossen den feyerlichsten Abschied genommen und die andern auf seinen Wink sich entfernt hatten, so dankte er mir nochmals mit fast bebender Stimme für die große Hülfe, die ich ihm geleistet, und allen den Trost, den er so oft bey mir in der Predigt des göttlichen Wortes gefunden habe. Er bath mich, wie ich begonnen, fortdauernd all mein Bemühen darauf zu richten, das innere göttliche Leben in den mir anvertrauten Seelen

zu wecken; aber eben weil mein Wirken und nothwendig das jedes Christlichen Predigers auf den inwendigen Menschen gerichtet seye, die Menschen aber insgemein nicht gern mehr als die Außenseite zeigten, und was in ihnen verhüllt ist, gleichsam nur zuweilen wider ihren Willen verriethen; so könne mir es nicht gleichgültig seyn, auch einmal einen Menschen in seinem ganzen Innern zu durchschauen, wie dieses sich vor ihm selbst aufgethan habe. Sein Inneres aber würden mir — indem er aus einem wohl verschlossenen Kästchen, das er öffnete, Papiere hervor hohlte — diese Blätter zeigen, in denen er einen Theil seiner Lebensgeschichte und so manche innere Erfahrung aufgezeichtet habe.

Diese Papiere, sagte er voll Beschämung, werden Ihnen ein Geheimniß enthüllen, wovon außer mir auf der weiten Welt kein anderer weiß, eine große Schuld und vielleicht manche Täuschung, die mir selbst entgangen; aber, fügte er beruhigend zu, Sie selbst haben mir so oft den an Liebe und Erbarmen reichen Gott ver-

kündet, und nun ich von seinem Throne nicht ferne mehr stehe, darf ich wohl sagen, so viel ich armer, sündiger Mensch es vermochte, habe ich auf das angelegentlichste mich bemüht, wenigstens meiner Verirrung die verderblichen Folgen zu nehmen, und selbst die Frucht einer heilsamen Sinnesänderung davon zu gewinnen. — Sie haben mir, fuhr er nach einer Pause fort, Ihre Achtung geschenkt, und möchten Sie mich nun ganz verstehen, wenn nothwendig zuvor so manches in mir für Sie dunkel seyn mußte; und wenn von irgend einem Menschen, so möchte ich von Ihnen ganz erkannt seyn, weil ich Sie vor andern schätze, und Sie, den ich nie einen andern verdammen hörte, gewiß auch mich nicht zu strenge richten werden. Zuletzt schloß er mit der Bitte, aber doch diese Papiere vor seinem Tode nicht zu öffnen.

Tief ergriffen, fuhr der Erzähler fort, schied ich erst spät in der Nacht von dem redlichen Morus, nachdem ich mich noch lange mit ihm über Tod und Unsterblichkeit unterhalten hatte.

Des andern Morgens ward mir gemeldet, daß er, als eben seinem Fenster gegenüber die ersten Strahlen der Sonne die Seite des Berges erhellten, sanft entschlummert sene. Seiner Verordnung gemäß eröffnete ich erst nach seiner Bestattung die mir von ihm anvertrauten Blätter. Sie enthielten, außer reichen Vermächtnissen für unsere Kirche und Schule, die eigene Lebensgeschichte des Mannes, die ich kein Bedenken trage, hier in dem engen Kreise meiner Freunde mit zu theilen, weil ich wohl weiß, daß diese das Geheimniß bewahren und den redlichen Mann auf die rechte Weise werden zu würdigen wissen.

Hierauf ließ er sich, dem Lichte näher, auf einem Stuhle nieder, und las, während Heinrich, der neben ihm saß, mit in die Blätter sah.

Meine Jugendgeschichte ist ganz die jedes gewöhnlichen Menschen und als ich das achtzehente Jahr erreichte, war ich nicht schlechter, als alle andere; ja ich war noch unverdorbener und hatte mich reiner bewahrt, als ein großer Theil derer, die mit mir aufwuchsen; was ich keines Weges

mir selbst, sondern einzig nur der strengern Zucht und großen Gottesfurcht verdanke, worin meine rechtschaffenen Aeltern mich und meine ein Jahr jüngere Schwester, ihre beyden einzigen Kinder, von frühe an mit treuester Sorgfalt auferzogen hatten. Unsere Stadt war zwar ein kleiner, nach alter Weise eng und dunkel erbauter Ort, aber reich an vielartigen Gewerken und ausgezeichnet durch den Kunstfleiß, die Wohlhabenheit und damit verbundene heitere Lebenslust ihrer Bürger. Mein Vater selbst besaß eine nicht unbedeutende Tuchhandlung; weil aber um diese Zeit einige Fabriken, die allerley künstliche Goldarbeiten lieferten, empor kamen, und er erwog, wie ich in diesen Geschäften schneller und sicherer, als in dem seinigen, mein Glück machen würde; so übergab er mich dem Besitzer einer solchen Anstalt; und schon waren meine Lehrjahre fast beendet. Um eben diese Zeit warb ein angesehener Mann aus der Nachbarschaft um die Hand meiner Schwester, die eben so sehr durch ihre große Sittsamkeit, als ihre ungemeine Schönheit sich

auszeichnete. Eine glückliche, viel versprechende Zukunft schien unserer Familie sich zu eröffnen.

Da ward mit einem Male alles anders. Früher schon hatte mein Vater durch den Fall eines ihm nahe verbundenen Freundes, dem zu helfen er sich vergeblich über seine Kräfte anstrengte, eine bedeutende Störung in seinen eigenen Geschäften erlitten. Hiermit vereinigten sich andre unvorausgesehene Unfälle. Mein Vater fühlte sich außer Stande, einige bedeutende Zahlungen, die gerade verfallen waren, zu leisten; und da seine Gläubiger ihn mit großer Heftigkeit bedrängten, so sah er sich genöthigt, sein Unvermögen der Zahlung zu erklären. An einem Abende, da ich, wie gewöhnlich, meine Aeltern besuchte, eröffnete er mir, welch ein trauriger Wechsel des Glückes uns bevor stehe und wie in wenigen Tagen alle unsere Habseligkeiten würden versiegelt werden; wie er aber doch hoffe, wenigstens seinen rechtschaffenen Nahmen retten und mit dem Werthe seines Besitzes die Forderungen seiner Gläubiger vollkommen befriedigen zu kön-

nen. Allein alles gewann auch hier einen ſchlimmern Ausgang, als wir es erwartet hatten. Mit einer kaum zu begreifenden Unkenntniß und unverantwortlichen Gewiſſenloſigkeit wurde von dem Manne, dem die Sache anvertraut war, das meiſte all zu voreilig und ohne die rechte Gelegenheit ab zu warten, um die niederſten Preiſe hingegeben, und mein Vater kam immer mehr in den Verdacht einer groſen Verſchwendung und Vernachläſſigung ſeiner Geſchäfte. Und weil er einen groſen Theil ſeines Handels mit fremdem Capitale geführt hatte, ſo verargte man ihm auch darum ſein Unglück um ſo mehr, weil man ihm vorwarf, daß er gewiſſenlos all zu gewagte Speculationen auf das Gut anderer gegründet habe. Die meiſten unſerer Freunde befanden ſich unter denen, die an unſerm Hauſe verloren. Der Unwille über den erlittenen Verluſt machte ſie zu einer gerechten Beurtheilung der Lage und Verhältniſſe meines Vaters unfähig. Um ſo gröſer war unſere Verlaſſenheit. Aus unſerer groſen mit jeder Bequemlichkeit des Lebens reich

aufgeſtatteten Behauſung mußten wir uns, begleitet von der Verachtung unſerer Mitbürger, in wenige enge, traurige Kammern hoch oben in dem Hauſe einer finſtern Seitengaſſe zurückziehen. Die Hoffnungen meiner Schweſter wurden nun auch vereitelt und ſogar mein Principal duldete mich nicht länger in ſeinem Hauſe.

So lebten wir nun alle in dunkler Abgeſchiedenheit zuſammen, uns ſelbſt und unſerm Kummer überlaſſen; und wie zufrieden war ich nicht, ſo lange ich mich nur in dieſer Verborgenheit halten konnte und mich nicht genöthigt ſah, vor den Menſchen zu erſcheinen. Mein Vater war, getröſtet durch das Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld, dem äußern Anſcheine nach, ſehr gelaſſen, ſo wehe ihm auch nach dem reichen Leben die Entbehrung und vor allem der Verluſt ſeines guten Nahmens that. Aber meine Mutter ſchien ganz dem Grame unterliegen zu wollen, und meine Schweſter ſaß oft Stunden lang in Thränen da, und ſah jammernd in die Zukunft hinein, in bitterer Klage über die Täuſchung ihres Glückes

und die Untreue ihres Geliebten, der sie zugleich mit diesem verlassen hatte. Und wie nahe ging mir oft der Schmerz der Mutter und Schwester, wenn ich diese mit verweinten Augen, bleich und traurig, bey der Arbeit sitzen sah, zu der sie, um ihr Leben zu fristen, genöthigt waren. Mein Vater aber und ich beschäftigten uns damit, daß wir täglich einem Advocaten, dem einzigen, der noch Theilnahme für unser Schicksal zeigte, um Geld seine Acten abschrieben.

So gingen uns in großer Dürftigkeit einige Monate hin. Schon dieser Anfang schien unerträglich, aber das Herbere sollte erst nachfolgen. Denn nun erkrankte vor Trauer und Sorge meine Mutter, und auch meine Schwester, welche auf das Treueste ihrer pflegte, ward endlich so erschöpft, daß sie das Lager nicht mehr verlassen konnte. Nun übernahmen wir beyde die Wartung der Erkrankten; hierbey steckte unser kleiner Erwerb ganz; wir waren zu schüchtern, ja zu stolz, jemand um Unterstützung an zu sprechen; von dem Wenigen, was uns geblieben war,

mußte nach und nach manches nothwendige Stück verkauft werden. Auch meinen Vater ſchienen endlich Muth und Geduld verlaſſen zu haben. So ſehr er ſich bemühte, vor uns ſtandhaft zu erſcheinen, ſo traf ich ihn doch einige Male, da er ſich unbeobachtet glaubte, wie er die Hände rang und auf das kläglichſte jammerte. Ich weiß nicht, welche wunderbare Kraft mir damals Gott verlieh, daß ich alle die langen und ſchweren Leiden, die ich erduldete, trug, ohne zu unterliegen. Es war nicht der Troſt der Religion in mir; ich dachte wenig an Gott; noch hatte ich ihn bloß durch das Wort ſeiner Verkündiger, nicht in ſeinen Wegen ſelbſt kennen gelernt. Es war eine Art von dumpfer Entſagung in mir, und ich glaube, wenn mir damals das allerſchrecklichſte begegnet wäre, ich würde nicht darüber geſeufzt haben. Ich dachte überhaupt nicht an mich, nicht an meine Gegenwart, noch an meine Zukunft; nur mein Jammer um meine Aeltern war ohne Gränzen. Oft wünſchte ich, daß ſich mir ein Mittel zu Linderung ihres Schmerzes darbiethen

möge; und sollte dieß mein Leben selbst seyn, es schien mir nur gering, damit ihren Frieden zu erkaufen. Aber diese Hülfe wollte sich nicht finden; auch die nöthigen Arzeneyen fehlten, deren meine Mutter in ihrer Krankheit bedurfte.

In diese Zeit fielen große Festlichkeiten in unserer Stadt; der Geburtstag des Landesherrn wurde gefeyert. Mit lärmender Musik und in ihren glänzenden Uniformen zogen die Bürgergarden durch die Straßen; es war feyerlicher Kirchgang; dann große Gastereyen der angesehensten Einwohner; an dem Abende aber versammelten sich alle Bürger mit ihren Frauen, Söhnen und Töchtern, je nach der Abstufung von Stand und Vermögen, in verschiedenen Gesellschaften zu laut rauschender Tanzbelustigung. Mir war, als gehöre ich der frohen Welt nicht mehr an; wenige Bissen Brod machten an diesem Abende meine Mahlzeit aus. Die Schwester hatte sich wieder etwas erkräftigt und fühlte sich stark genug, der Mutter die Nacht über zu warten. Der Vater wollte noch einige Stunden bey dem Nachtlichte

ſchreiben; da ich mehrere Nächte nach einander gewacht hatte, ſo drangen alle mit ſorgſamer Liebe in mich, dieſe Nacht wenigſtens zu ruhen.

So ſtieg ich in meine enge Kammer hinauf; aber es war mir nicht möglich zu ſchlafen; ich fühlte eine fürchterliche Gluth und Beängſtigung in mir. Ich trat an das offene Dachfenſter, das kaum nur weit genug war, um mich auf zu nehmen. Im helleſten Lichte glänzte der Mond über mir, aber kein lebendes Weſen regte ſich um mich; bloß einige Katzen ſchlichen ſtille über die nahen Dächer hin, über welche und die Giebel niederer Häuſer ich in enge Höfe blickte; hinterwärts rauſchte von dem Markte der Schall der Tanzmuſik in meine Ohren. In mir ſelbſt aber war es öde und leer; oft ſchon hatte ich gewünſcht, mein Leben für meine Aeltern laſſen zu können; jezt ſtieg auf einmal der grauenhafte Gedanke in mir auf: daß die Liebe, wenn ſie recht innig ſeye, ſogar das ewige Heil opfern müſſe, um den Geliebten in ihrer Noth auch nur für wenige Stunden Linderung zu gewähren. Ich

selbst kam mir als ein solches Opfer vor, und dachte mir, wie die höchsten Qualen mich folterten und ich keines Schmerzes achte, in dem Bewußtseyn, daß ich für die Geliebten leide und diese Qual ihnen Labung bringe. Nun ward es einen Augenblick in mir ruhiger, dann stieg, durch einen mir damals unerklärlichen Zusammenhang der Ideen — den ich jetzt aber recht gut fasse — in mir der Gedanke an meinen frühern Principal, den Fabrikherrn, auf, wie, was in dessen Hause täglich ungegessen, zu unbeachtet zu Grunde gehe, uns in unserer Entbehrung volle Hülfe gewähren würde. Und wie aus einer dunkeln Ferne trat mir der Gedanke nahe und immer näher: dort, dort mußt du Rettung suchen, und zwar in dieser Nacht, in dieser Stunde noch. Und in meinem Geiste, in dem so eben noch alles dumpf und verworren war, stand mit einem Male der Plan klar da, den ich zu befolgen habe.

Auch in jenem Kaufmannshause ging, wie in so manchem andern, die Sage, daß sich zuweilen

in gewissen Zimmern ein Geist blicken lasse, ein früherer Besitzer des Hauses, der, in weiße Tücher gehüllt, stets nach einem bestimmten Orte hin schleiche, um nach einem Schatze zu sehen, den er dort bey seinen Lebzeiten verborgen habe. Besonders sollte das Gespenst schon einige Male den spätern Besitzern vor ihrem Tode erschienen seyn, und sie mit einem Winke abgerufen haben. In dem Hause, in welchem wir wohnten, wußte ich, waren alle ausgegangen; daß auch in der Wohnung meines Principales alle, etwa einige Mägde und Kinderwärterinnen ausgenommen, an den nächtlichen Vergnügungen Theil nahmen, darauf durfte ich mit Sicherheit rechnen, und gegen diese Zurückgebliebenen — sollte mir ein böser Zufall dieselben in den Weg führen — sicherte mich hinlänglich die Larve des Geistes. Zuvor nie kannte ich die Gespensterfurcht; aber doch kam mir nun der schauerliche Gedanke: wenn in dieser Verhüllung dir das wirkliche Gespenst begegnete und dich bis in den Tod erschreckte? oder du, durch irgend ein unglückliches Begegniß

entdeckt, als Dieb ergriffen würdeſt? Müßte der Schmerz hierüber nicht vollends deine armen Aeltern tödten? Denn an mich ſelbſt, an das Sündige meiner That dachte ich nicht mehr, und ſo wurden denn auch dieſe Bedenklichkeiten durch mein Verlangen zu helfen, durch die Nothwendigkeit beſeitigt, daß, ſollte etwas unternommen werden, es ſogleich geſchehen mußte.

O, wenn ich meinen damaligen Zuſtand erwäge, ſo fühle ich ſo recht die Wahrheit des Wortes, daß ein jeder verſucht wird, wenn ſeine eigene Luſt ihn reizt und lockt.

Ich nahm die Tücher von meinem Bette und verbarg ſie unter meinem Ueberrocke; die Schuhe ließ ich zurück. So ſchlich ich hinab. Ich horchte im Vorüberſchreiten an dem Zimmer meiner Aeltern; es war alles ruhig; ich hörte nur das tiefe Huſten meiner Mutter aus ſchwer beklommener Bruſt. Unten war die Thüre — wie dieß unſere nachläſſigen Hauseigenthümer oft unterließen — gar nicht verſchloſſen. Durch enge, dunkle Gaſſen wandelte ich nach dem hintern Theile der

mir wohl bekannten Wohnung. Es war einzig der Gedanke in mir, daß ich aus Liebe mich opfere. Aber so täuscht der Mensch sich selbst; wenn ich jetzt ruhig erwäge, was damals in mir vorging, so wär es eigentlich nur die Ueberzeugung: daß ich gar nicht sündige, oder, wenn ich eine Sünde begehe, gewiß diese leicht verzeihlich seye.

Die hintere Mauer des Hofraumes war schnell überstiegen; eben so leicht öffnete sich auf den Druck meiner Hand die Hinterthüre des Hauses, durch welche ich in dasselbe ein trat. Kein Laut regte sich in dessen dunkeln Gängen; ich hing meine Tücher um. So kam ich die Treppe hinauf und schritt eben, wie ein Gespenst den langen Gang hin, der von dem Ende durch das von keinem Laden verschlossene Fenster erhellt ward. Aber nun erst, da ich der gesuchten Thüre nahe war, fiel mir ein, wie ich in meiner Hast nicht daran gedacht hatte, daß man sie zu eröffnen eines Schlüssels bedürfe, und mir unten die Sorglosigkeit einer Dienerin, die nach Entfer-

nung der Herrſchaft auch ihrer Freude nachgegangen war, den Eingang mochte geöffnet haben. Aber eben dieſer Zufall begünſtigte mich auch eben. Denn da ich nun vor der Thüre ſtand, fand ich dieſelbe bloß angelehnt, ohne daß ſie verſchloſſen geweſen wäre. Da faßte mich große Angſt. Sollte jemand ſo ſpät noch, vielleicht einer ſchnell zu fördernden Beſtellung wegen, in dem Zimmer arbeiten? oder mir gar Diebe zuvor gekommen ſeyn? Ich horchte eine Weile; es ließ ſich nichts vernehmen. Ich gewann wieder Muth. Leiſe und vorſichtig drückte ich mit der Hand die Thüre einwärts. Schauerlich ſtille war alles in dem geräumigen, von dem Mondſcheine erhellten Fabrikzimmer, deſſen Fenſter nicht durch Läden, ſondern durch eiſerne Gitter geſichert waren. In langen Reihen ſtanden die Arbeitstiſchchen und die verſchiedenen Maſchinen da; alles ſchwieg und ruhete an der Stätte, wo an dem Tage die Stimmen der Arbeiter und das Raſſeln der Maſchinen verworren durch einander zu rauſchen pflegen. Ich trat über den ungleichen, mit

Leisten belegten Boden an den Werkstätten hin nach dem nahen Geschäftszimmer des Herrn. Hier standen Kästchen mit dem bunteſten Schmucke, Steinen und Kostbarkeiten auf dem Tiſche durch einander und glänzten wunderlich mit vielfarbigem Schimmer in dem Mondſcheine. An dem hohen Schranke, worin die fertigen Waaren pflegten aufbewahrt zu werden, waren einige Schubfächer heraus gezogen. Alles das steigerte mein Entſetzen durch die Gewißheit, daß jemand ſich in der Nähe befinden müſſe und ſich nur augenblicklich entfernt habe. Ich ſteckte in der Eile nur einiges ein, was mir am nächſten war und an Werth keine hundert Thaler betragen mochte; und trat ſchnell meinen Rückweg an, den ich um ſo mehr beſchleunigte, da ich nun im Vorübergehen auf der andern Seite des Ganges durch den engen Spalt der nicht vollkommen ſchließenden Thüre des Zimmers, in dem mein Prinzipal zu ſchlafen pflegte, den feinen Strahl eines Lichtes hervor ſchimmern ſah. Eben wandte ich mich nach der Treppe um, als ich hinter mir die

Thüre öffnen hörte; um ſo raſcher ſuchte ich unbemerkt die Tiefe zu erreichen. Durch die ſchnelle Bewegung drohte das Tuch ſich von meinem Haupte los zu löſen: ich griff eilig mit meiner Hand darnach, was wohl einem Winke ähnlich ſcheinen mochte, und blickte zugleich noch, bevor ich ganz die Treppe hinab gekommen war, nach der Seite um; und indem ich nun meinen Herrn mit dem Lichte, wie angefeſſelt, da ſtehen ſah und ſeinen ſtarr nach mir gewendeten Blick wahr nahm, hörte ich zugleich ſeinen ängſtlichen Ausruf: du winkeſt! nun muß ich folgen! Was frommt mir jetzt all mein Trug?

Was von dieſem Augenblicke an, bis ich die Wohnung meiner Aeltern wieder erreichte, mit mir vor gegangen, weiß ich nicht. Ich mußte, wie in Bewußtloſigkeit, fort gerannt ſeyn, und erſt oben in meiner Kammer nahm ich wahr, daß ich die Tücher mehr hinter mir nach geſchleppt, als getragen hatte. Im Hauſe war mein Aus- und Einſchleichen von niemand bemerkt worden, und nachdem ich außen meinen Raub in

einer Dachecke verborgen hatte, ſo kleidete ich mich aus und warf mich auf mein Lager nieder. Schauerliche Bilder und Gedanken gingen wechſelnd durch meine empörten Sinne; lange konnte ich nicht in Schlaf kommen; endlich, da ſchon der Morgen graute, ſank ich in einen betäubenden Schlummer. In dieſem mochte ich einige Stunden gelegen haben, als mich die Stimme meines Vaters aus dem Schlafe weckte. Verworren fuhr ich auf; es war mir, als ſeye jemand gekommen, mich vor Gericht zu führen und als höre ich — ſo rächt ſich ein böſes Gewiſſen — unten fremde, rauhe Männerſtimmen. Erſchrocken fragte ich: was iſt geſchehen? — Sey unbeſorgt, mein Sohn, entgegnete mein Vater, der vor meinem Bette ſtand; es geht alles gut; die Mutter hat eine recht ruhige Nacht gehabt.

Ich war ſchnell angekleidet und folgte ihm ſchwankend nach. Ich fühlte mich müde und matt, als ob ich nicht geſchlafen habe. Allen fiel mein entſtelltes Ausſehen auf, und ſie drangen beſorgt in mich: was mir fehle? Ich konnte

mein Uebelbefinden nicht verbergen und da ich einmal dem Böſen mich hingegeben, ſo mußte ich nun auf einen Trug ſinnen. Ich ſagte, ich habe vor innerer Unruhe die Nacht wenig ſchlafen können, und ſeye erſt gegen Morgen eingeſchlummert. Aber mit ängſtlichem Blicke ſah ich nach allen, die aufen auf der Straße vorüber gingen; horchte auf jeden Tritt, der die Treppe herauf kam, ob nicht jemand nahen und von dem in der Nacht vorgegangenen eine Nachricht bringen werde. Da trat unſer Arzt herein; er war ſehr zufrieden mit dem Zuſtande, worin er meine Mutter fand. Mein Uebelbefinden maß er all zu großer Erſchöpfung bey und empfahl mir Ruhe. Jezt, nachdem er ſein ärztliches Geſchäft abgethan, erzählte er: wie in der Nacht die Luſtigkeit der Tanzenden auf eine ſeltſame Weiſe geſtört worden. Eine Dienerin aus des Fabrikherrn Hauſe ſeye plözlich in den Saal herein geſtürzt, und in ihrer Angſt alle Klugheit vergeſſend, habe ſie die ganze Geſellſchaft durch ihre Erzählung erſchreckt: wie ſe eben der Geiſt ihrem Herrn auf

dem Sange erſchienen ſey; wie dieſer vor Entſetzen krank und faſt ohnmächtig auf dem Sopha da liege, und daß man doch eilends zu Hülfe kommen möge. Viele hätten bedenklich den Kopf geſchüttelt, aber die Frau und die Kinder und ein Theil der Freunde des Gefängſtigten ſetzen in ſeiner, des Hausarztes, Begleitung, ſogleich nach deſſen Wohnung geeilt, wo er ihn wirklich in einem ſchlimmen Zuſtande getroffen habe. Es ſeye übrigens ein ſeltſamer Vorfall; denn einige Halbberauſchte, die von einem Gelage zurück kehrten, hätten auch von dem hintern Theile des Hauſes den Geiſt durch die enge Gaſſe wollen hin eilen und in derſelben verſchwinden ſehen.

Doch eilends wandte ſich der Erzähler, ſchon den Hut und Steck in der Hand, ohne noch recht ſeine Rede beendet zu haben, zu der Thüre hinaus, um ſeine Kranken beſorgt, da die Ereigniſſe der Nacht ſeine Beſuche verſpätet hatten.

Mich befiel bey ſeiner Erzählung eine unaus-

sprechliche Angst, und da meine Aeltern das Steigen meines Uebelbefindens wahr nahmen, so drangen sie, ohne dieses von ferne mit des Doctors Erzählung in Verbindung zu setzen, indem sie vielmehr diese ganz darüber vergaßen, auf das besorglichste in mich, doch mich nieder zu legen. So begab ich mich denn wieder nach meiner Kammer hinauf, und was für schreckliche Tage folgten nun! Ein Fieber befiel mich und ich sah mich nicht nur außer Stande, meinen Aeltern, wie bisher, Hülfe zu leisten, sondern bedurfte nun auch selbst der ganzen Sorge meines Vaters, indessen meine Schwester, die sich wieder erholte, mit der Mutter beschäftigt war. Nun erschien mir meine That in ihrer ganzen Gräßlichkeit. Ich hatte ein größeres Verbrechen begangen, als ich dachte und wollte. Starb der Mann, so trug ich die Schuld seines Todes und seine Familie war durch mich unglücklich. Ich wachte über mir, in steter Besorgniß, in meinen irren Reden etwas von meinem Geheimnisse zu verrathen. Daneben beunruhigte mich die Angst, es möge je-

mand das außen von mir Verſteckte durch einen Zufall entdecken.

Ich weiß nicht, wohin es in dieſem Zuſtande mit mir gekommen wäre ohne die ſichtbare Hülfe des Herrn. Aber eben jetzt, da die Noth am größten war, erſchien unerwartet ein Brief von einem fernen Verwandten meines Vaters, der in Hamburg von einem kleinen Handel lebte, mit einer Unterſtützung an Geld, und, was für uns weit wichtiger war, mit der Nachricht, daß er mir in einer angeſehenen Handlung eine nicht unvortheilhafte Stelle ausgewirkt habe, ſo fern ich anders von meinem bisherigen Prinzipale günſtige Zeugniſſe auf zu weiſen habe, welche mir dieſer aber nach allem, was er bisher von meinem' [illegible]agen gehört, nicht verſagen könne. Dieſe Nachricht, verbunden mit der Hoffnung, mich bald von einem Orte entfernt zu ſehen, wo mich ſo vieles ängſtigte, und zugleich von meinem neuen Aufenthalte aus meine Aeltern unterſtützen zu können, gab mir in wenigen Tagen

meine Kraft und Geſundheit wieder. Aber ein Zeugniß hatte ich noch nicht erhalten; ich mußte alſo gehen, um darum zu bitten. Es waren mir dieß mit von den ſchrecklichſten Augenblicken meines Lebens, als ich wieder in das Haus und vor den Mann trat, deſſen ſeltſames Begegniß indeſſen von meinen Aeltern war vergeſſen worden, da ſie all zu ſehr mit mir und mit ſich ſelbſt beſchäftigt geweſen. Ich traf ihn auf ein Ruhelager hin gelehnt; ein Schauer ſchien ihn bey meinem Anblicke an zu wandeln; vielleicht daß meine Geſtalt, deren Bild unbewußt in ſeiner Einbildung ſich eingedrückt hatte, die Erinnerung an den Geiſt in ihm zurück gerufen. Aber er empfing mich mit großer Milde und Freundlichkeit und gebeth ſeinem Buchhalter für mich ein vortheilhaftes Zeugniß auf zu ſetzen, das er dann ſelbſt mit ſchwacher Hand unterzeichnete. Beym Abſchiede empfahl er mir Treue und Fleiß in meinen neuen Geſchäften, und als ich mich entfernte, ſchloß er mit den bedeutungsvollen Worten: welchen Pfad er betrete, jeden ereilt end-

lich sein Gericht: ein schweres Urtheil, das er mir auf den Weg mit gab.

Reisegeld war mir geschickt worden; aber es gingen einige Wochen hin, bis meine Schwester alles gerüstet hatte, was ich mit mir nehmen sollte. Ich faßte indessen einige Male den Vorsatz, meinem Vater mein Innerstes zu enthüllen; aber ich fürchtete, seine Freude über meine Versorgung dadurch all zu sehr zu verbittern und ihm Stoff zu bangen Beängstigungen zurück zu lassen. Auch darüber war ich lange im Zweifel, was ich mit dem Verborgenen, das ich sorgsam von einem Orte zu dem andern trug, weil ich es nirgends recht sicher glaubte, beginnen, ob ich es mit nehmen, oder zurück lassen solle. Ich entschloß mich endlich zu dem erstern und ward mit mir einig, nach einiger Zeit alles an den Mann, dem ich es entwendet hatte, zurück zu senden. Mir graute vor dem Gedanken, nur das Geringste davon für mich selbst zu verwenden; und auch meine Aeltern wollte ich mit ungerechtem Gute nicht unterstützen. Ich war endlich zur klaren

Einsicht gelangt, wie ich mich nur selbst getäuscht, und wie auch die feurigste Liebe, die ihrer Natur nach etwas Göttliches ist, wo sie sich recht versteht, mit der Sünde keinen Bund schließen kann, um durch diese den Geliebten Rettung zu gewähren. Ich faßte den festen Entschluß in mir, von nun an die vollkommenste Treue Gott und den Menschen zu bewahren.

An dem Orte meiner Bestimmung langte ich glücklich an. Meine Gewissenhaftigkeit, mein unermüdlicher Fleiß und meine Sparsamkeit empfahl mich meinem neuen Herrn sehr, zumal, da ihm nicht entgangen war, wie ich alles nur mir selbst entzog, um meine dürftigen Aeltern damit zu unterstützen; was für ihn ein Grund mehr war, seiner Freygebigkeit gegen mich noch minder, als gegen seine andern Untergebenen, eine Schranke zu setzen. Ich lebte ein ruhiges, wenn auch nicht heiteres Daseyn. Meine Mutter war wieder genesen und meine Aeltern erhielten durch mich wenigstens so viel, daß sie vor drückendem Mangel gesichert waren. Nur was ich auch hier

verborgen bey mir verwahrte, ängstigte mich oft, und es war ein eben so erfreulicher Gang für mich, als jener frühere zu meinem Herrn schauerlich gewesen war, da ich mir eines Tages die Gelegenheit ersah, alles, wie es bisher unberührt in meinem Koffer eingeschlossen geblieben, auf die Post zu tragen und es an seinen rechten Besitzer zurück zu senden.

Doch weder er, noch die Seinen sollten sich dessen erfreuen; es kam in die Hände seiner Gläubiger; er selbst war nicht mehr. Und jetzt erst, nachdem alles eine Weile schon abgegangen war, hörte ich durch einen Reisenden aus unserer Stadt, der nach Hamburg kam, den Zusammenhang der ganzen Geschichte.

Jener Mann nähmlich trieb zwar sehr bedeutende Fabrik-Geschäfte; aber so groß die Summen waren, die durch ihn in Umlauf gesetzt und gewonnen wurden, so reichte doch seine Einnahme bey weitem nicht zu dem großen Aufwande hin, den er selbst, und seine Gattin mit ihrer sehr zahlreichen Familie machten, da seine Kin-

der faſt auf fürſtliche Weiſe erzogen wurden; und in eben dem Grade, als der äußere Glanz ſeines Hauſes zunahm, erſchöpften ſich deſſen innere Hülfsmittel. Alle Umſtände machen es wahrſcheinlich, daß dieſer Mann, der dem Sturze ſeines Glückes entgegen ſah, ſelbſt unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, während er alle die Seinigen nöthigte, an den öffentlichen Luſtbarkeiten Theil zu nehmen, nur aus dem Grunde zu Hauſe zurück geblieben war, um in jener Nacht einen Theil ſeines Vermögens insgeheim auf die Seite zu bringen, oder, wie andere vermutheten, gar ſelbſt ſich damit zu entfernen. Die Erſcheinung des Geiſtes, von deren Wahrheit er eben ſo überzeugt war, als von der Unfehlbarkeit dieſer Todesverkündigung, ſchien geheime Schrecken in ihm geweckt zu haben. Von dieſem Augenblicke an ward aller Aufwand in der Familie ſehr beſchränkt; der Vater ſelbſt ſchien in ſeiner ganzen Sinnesweiſe umgewandelt, und bey ſeiner frühern Frivolität fiel um ſo mehr der Schein einer gewiſſen Frömmigkeit auf, den von nun an alle

seine Handlungen gewannen. Zu seinem körperlichen Wohlbefinden gelangte er indessen nicht wieder; sein Zustand ward sichtbar schlimmer bey dem Herannahen des Jahrestages jener Begebenheit, und er starb kurze Zeit darauf. Seine Familie kam nun bald in dieselbe Lage, wie die unsrige, und ihre Leiden waren noch gröber, da ihr Glück gröber gewesen, und bey ihrem gar weltlichen Sinne der Uebergang aus der reichsten Lebensfülle in den Zustand der Entbehrung um so herber für sie war. Eben als man die Hinterlassenschaft des Verstorbenen untersuchte und beschäftigt war, damit die Forderungen seiner Gläubiger zu befriedigen, langte das von mir an seinen Eigenthümer zurück gesandte an, und da dieß gerade, wie die Bücher zeigten, die Stücke waren, die man vermißt hatte, so trug auch dieser Umstand noch dazu bey, das Räthsel mit dem Geiste immer mehr zu verhüllen. Vielen schien bisher noch die Muthmaßung am haltbarsten, daß irgend ein listiger Dieb unter der Hülle des Gespenstes sich eingeschlichen habe, dann aber, selbst

vor dem erbebend, den er bis in den Tod erschreckte, scheu zurück gewichen seye. Allein hatte er Einiges entwendet, warum ließ er weit bedeutendere Schätze, deren er sich eben so gut bemächtigen konnte, unberührt? und warum schickte er jetzt das Geraubte zurück, da es weder dem rechten Besitzer, noch dessen Familie mehr zu gut kommen konnte?

In meinem Herzen aber riß diese Erzählung die Wunde, die schon zu vernarben anfing, von neuem wieder auf. Ich maß mir selbst den Tod jenes Mannes und das Unglück seiner Familie bey, da er ja wohl bey längerem Leben hätte in sich gehen und die Umstände seines Hauses verbessern können. Aber doch fühlte ich mich, ohne meinen Aeltern die nöthige Unterstützung zu entziehen, nicht im Stande, für diese Unglücklichen etwas zu thun. Durch solche innere Beunruhigung gewann immer mehr eine düstere Schwermuth über mich Gewalt; ich beschloß, jeder Freude des Lebens zu entsagen, von nun an selbst alles so lange zu entbehren, bis den durch mich Ver-

armten geholfen seye. In dieser Lage aber gab mir mein Herr, dem meine innere Stimmung nicht entging, einen neuen Beweis seiner edlen Sinnesweise. Denn obgleich ich ihm in seinen Geschäften sehr nützlich, ja kaum entbehrlich war, so trug er mir doch selbst eine höchst vortheilhafte Stelle in einem Englischen Handelshause an, das sich um einen Gehülfen an ihn gewendet hatte, weil er hoffte, daß diese Veränderung des Ortes und in mancher Hinsicht auch des Geschäftskreises für meinen innern Seelenzustand sehr ersprießlich seyn werde; und ihn zu verlassen, vermochte mich allein die Rücksicht zu bestimmen, daß meine neue Stelle mich besser in den Stand setzte, einen Theil meiner großen Schuld ab zu tragen. Und hierzu erlangte ich die Mittel sogar über meine Erwartung. Ich erhielt allmälig selbst einen gewissen Antheil an der Handlung meines Herrn, dessen Geschäfte ich, bey seinen sich oft wiederhohlenden Krankheitsanfällen, fast allein leitete, und da er starb, willigte mir seine Familie noch weit bedeutendere Vortheile ein, unter der Be-

dingung, die Leitung des Ganzen so lange fort zu führen, bis der älteste Sohn des Hauses dieselbe würde übernehmen können. Dieß that ich mit Freude und meine Seelenstimmung erheiterte sich immer mehr, je mehr es mir möglich ward, zur Linderung der Noth dieser Unglücklichen etwas bey zu tragen. Zwar zuweilen kam mir der stolze Gedanke, als ob ich mir hierdurch ein Verdienst erwerbe, und was für die Familie scheinbar ein Unfall gewesen, in der That nur ihr Glück seye, daß nun ein Mann sich durch seine Gewissensscheu gebunden fühle, sich ihrer in ihrer Verlassenheit an zu nehmen, in welche sie ohne Zweifel am Ende auch ohne sein unglückliches Eingreifen gekommen wäre. Aber dann erwachte stets von neuem wieder das Gefühl meiner Schuld und stimmte mich zur Demuth.

Während dessen regte sich immer inniger in mir die Sehnsucht nach meinem Vaterlande. So begab ich mich, als der Sohn meines Handelsverbündeten die nöthige Reife und Erfahrenheit erlangt hatte, — nachdem ich meinen Theil aus

dem sehr bedeutenden Familien-Vermögen gezogen, — nach Deutschland zurück. Auf meiner Reise kam ich durch Ihr Pfarrdorf. Die zu einem längern Aufenthalte eben so einladende, als für den Handel vortheilhafte Lage desselben an dem Strome sprach mich so an, daß ich beschloß, hier den Ueberrest meiner Tage zu verleben. Und zu diesem Entschlusse in mir trug nicht wenig bey auch noch ein anderer Umstand, den ich nicht übergehen darf. Es war gerade Sonntag, als ich das erste Mal hier eintraf; ich hörte Ihre Predigt, und noch ist sie mir ganz in der Erinnerung gegenwärtig. Sie sprachen über die großen Worte: wie in dem Himmel über Einen Sünder, der Buse thut, mehr Freude ist, als über neun und neunzig Gerechte, die der Buse, nach ihrem Glauben, nicht bedürfen. Ich fühlte mich tief bewegt und getröstet; es war so vieles wie aus dem geheimen Schatze meiner innersten Erfahrung gesprochen. Ich hoffte aus Ihren Predigten und Ihrem Umgange vieles für meine völlige Beruhigung zu gewinnen; und ich habe mich

nicht getäuscht; Dank dem Gotte, dessen Wort Sie verkünden!

Auch hier war der Sezen des Herrn mit meinen Unternehmungen, und je mehr mein Herz von allen äußern Gütern sich abwandte — denn die Sorge um mein Inneres beschäftigte mich ganz — in so reicherer Fülle häuften sich jene unter meinen Händen. Aber ich habe mich stets nur betrachtet als einen Haushalter des Herrn und seinen Sezen als einen Beweis seiner göttlichen Verzeihung. Ich weiß wohl, groß ist meine Schuld und mein eigenes Herz könnte mir nicht vergeben, aber seine Gnade ist größer als meine Schuld, und lese ich doch eben jezt aus dem vor mir aufgeschlagenen heiligen Buche die Worte voll Trost und beseligender Kraft: „daran erkennen wir, daß wir aus der Wahrheit sind und können unser Herz vor ihm stillen, daß, so uns unser Herz verdammet, daß Gott größer ist, denn unser Herz und erkennt alle Dinge."

Ich habe nichts gut gemacht; denn niemand vermag, was er verbrochen hat, wieder gut zu

machen; aber ich habe ſo gelebt, daß ich hoffe, mit könne verziehen werden. In dieſem freudigen Glauben trete ich beruhigt aus dieſer in die beſſere Welt über.

---

Friede dieſem lange geängſtigten, endlich zur Ruhe gelangten Geiſte! Mit dieſen Worten ſchloß Theobald ſeine Vorleſung.

Edwin fühlte ſich tief ergriffen. Wie erhebt, ſagte er, der Blick in ſolch ein Herz, in dem wir wohl den Tod, aber mächtig über dem Tode das Leben und die Auferſtehung erblicken!

Theobald aber ſagte, indem er das Heft zuſammen faltete, ohne durch die Worte ſeines Freundes aus ſeiner Ideenreihe gezogen worden zu ſeyn: und es iſt unglaublich, wie viel Gutes dieſer Mann in dem Stillen vollbrachte. Nicht bloß ſeine Schweſter ward zwar ſpät, aber ſehr anſtändig und glücklich durch ihn verſorgt; auch alle Kinder ſeines erſten Herrn befinden ſich in einem ſehr erfreulichen Zuſtande äußern Lebensglückes, und, wie ich indeſſen erfahren, ohne

nur ihren Wohlthäter zu kennen. Und wie viele hat er nicht außer diesen, gegen die er vielleicht scheinen könnte nur eine Schuld abgetragen zu haben, in seinem Leben unterstützt oder in seinem Tode bedacht, ohne daß er, wo es möglich war, mit seinem Nahmen hervor trat, oder nur über den Undank, den er auch einige Male erfahren, sich betrübt hätte.

Man sprach noch eine Weile fort, bis endlich der betagte Hausherr erinnerte: seine lieben Freunde möchten wohl von der Reise ermüdet seyn und würden es ihm gewiß nachsehen, wenn er, der ohnehin von dem langen Lebenswege Erschöpfte, nicht zu sehr von seiner gewohnten Haus- und Lebensordnung sich abziehen lasse.

Aber obgleich es schon spät geworden war, bis sich die Freunde zu Ruhe begaben, so weckte sie doch nach wenigen Stunden des erquickendsten Schlafes, sogleich mit dem frühen Morgen die Sonne wieder, die den durch keine Läden verschlossenen Fenstern gegenüber hinter dem nahen Walde herauf stieg und ihr helles Licht über die

Lagerstätten der Schlummernden ergoß. Alle drey sprangen zu gleicher Zeit rasch auf, öffneten die Fenster und erfreuten sich des überaus schönen und erfrischenden Morgens. Aber unten trat jetzt auch schon der alte Geistliche in den Garten hinaus, und das freundliche: guten Morgen! das er ihnen herauf rief, war eine Einladung für sie, zu ihm hinab zu eilen. Man frühstückte in dem Freyen und da die drey jüngern Gäste sich nicht zu längerm Weilen bereden ließen, so wollte ihr älterer Hauswirth sie wenigstens nicht unbegleitet ziehen lassen; und führte sie nun einen schönen Pfad durch Wiesen nach dem frisch duftenden Walde hinan.

Der schöne Morgen war erst der Gegenstand der Unterredung der Wandernden, bis diese dadurch bedeutsamer wurde, daß Edwin das Gespräch wieder auf den Herrn Valentin Morus zurück wandte.

Dieser Mann, sagte er, hat mich gestern, als meine Freunde schon in dem besten Schlummer ruheten, noch eine Weile beschäftigt, und

wie anziehend iſt mir der Blick in das Innere deſſelben. Es zeigt ſich hier, bey ſcheinbar äußerer Ruhe, eine ungemein regſame Thätigkeit, die um ſo mächtiger iſt, da alle Kräfte von außen ſich abgekehrt und nach innen gewendet haben.

Aber, ſagte Heinrich, ſehen wir ab von der Schuld dieſes Mannes und der Aengſtlichkeit, welche auch wieder das Bewußtſeyn derſelben in ihm erweckte, — iſt das nicht der weſentliche Unterſchied, und, wie mich dünkt, der Vorzug des tiefern geiſtigen Dienens in unſern nördlichen Landen vor allen den ſinnlich lebendigen Dienſten der ſüdlichern Völker, eben dieſe Richtung, die das ganze Streben des Menſchen vorzugsweiſe nach innen nimmt, dieſe in ihm ſelbſt erweckte Thätigkeit, die um das ewige Heil erwachte Sorge, die in ernſtem Ringen nach innerer Heiligung von jedem ſinnlichen Dienſte immer mehr ſich abwendet?

Mir wenigſtens, erwiederte Theobald, hat der religiöſe Dienſt dieſer ſüdlichen Völker nur zu oft erſcheinen wollen, wenn nicht als ein anmu-

thiges Heidenthum, doch als ein Christenthum, das von seiner ursprünglichen Tiefe und Reinheit zu einer gottesdienstlichen Verehrung geworden ist, wie diese bey so manchen Völkern des Alterthumes bestand, aber auch den tiefern Geistern jener Zeit schon nicht genügte, so daß mir es immer ein merkwürdiges Wort bleibt, was wir schon in einem sehr alten Buche lesen: „Wer sich wäschet, wenn er einen Todten angerührt hat und ihn doch wieder anrühret, was hilft ihm dann sein Waschen? Gerade so ist es mit dem Menschen, der für seine Sünden fastet, und sündiget immer wieder; wer wird sein Gebeth erhören? was helfen ihm seine Büßungen?"

Eben das ist es, versetzte Heinrich, was auch ich in dem Dienste dieser Menschen vermisse, die volle, unablässige Reinigung von innen. Denn waschen sie sich auch ab nach der Berührung des Todten (und dieß ist einzig die sittliche Verunreinigung), so ist das nur eine äußere Abwaschung in einer Buße, die der Priester auferlegt, aber der Todte wird um so sicherer wieder berührt, da die

Abwaschung nicht von innen geschah; und diesen Christen steht in ihrem sinnlichen Dienen die schöne Mutter Gottes und der ganze Chor ihrer Heiligen viel näher, als Christus selbst, der für sie am wenigsten Vorbild und Mittler, oder Gegenstand der Verehrung ist.

Eine ähnliche Bewandtniß, fuhr Theobald fort, hat es mit unsern neuen ästhetischen Katholiken. Es fehlt ihnen der tiefere Sinn unseres deutschen Volkes nicht, aber über ihrem phantastischen, ja so oft leider fanatischen Treiben gelangen sie nicht in das Heiligthum der innern, unsichtbaren Welt, wo kein menschliches Bild mehr auf dem Altare steht, sondern der ewige Gott selbst in seinem reinen Lichte thront. Sie bilden sich ein mystisch-phantastisches Christenthum, das in kirchlicher Form nirgends besteht oder bestanden hat, und worin sie von den echt katholischen Römern so wenig verstanden werden, daß — wie jener Reisende berichtet, der unter dem Nahmen Kephalides in seiner lebendig anschaulichen Derbheit uns so wohl unterhalten

hat — ein Häufkein dieser Frommen bey ihren andächtigen Versammlungen, welche sie in Rom minder in dem Sinne der katholischen Südländer, als der nordischen Pietisten hielten, sich dem Verdachte der Freymaurerey aus setzte, da die Römer sich nicht denken konnten, daß ihre Andachten einen andern, als den Zweck einer geheimen Loge haben sollten.

Edwin hatte indessen theilnehmend, ja fast verwundert der Unterredung der beyden andern zugehört, und als jetzt Theobald geendet hatte, so nahm er das Wort und begann:

Es ist mir diese Ansicht bey euch, ihr lieben Freunde, nicht fremd, und glaubt mir, ich weiß sie zu schätzen, aber eben so wenig kann ich euch meine Verwunderung verbergen, daß ihr alle göttliche Verehrung auf einen rein unsinnlichen Dienst hin führen möchtet. Denn ich gestehe gern, daß auch ich alle Religion zwar ihrem Wesen nach in eine innere Reinigung und ein erhöhetes, geistiges Leben setze, aber ich glaube, daß dieses recht gut bestehen kann neben dem sinnlichen

Dienſte, wie dieſen mein Freund zu nennen beliebt, und läugne es nicht, daß ich z. B. eine recht erbauliche Freude an ſchönen Bildern habe, ſo wie ihr mir ſelbſt keine Verächter derſelben zu ſeyn ſcheint. Hängt doch in Heinrichs Zimmer unter andern Kupferſtichen der ſchöne, von Müller geſtochene Johannes, und in dem Hauſe meines Freundes Theobald gar manches der herrlichen, durch Raphael Morghen vervielfältigten Bilder?

Und warum, entgegnete Heinrich, ſollten wir uns derſelben nicht erfreuen? So reich der Genuß iſt, den es mir gewährt, meinen Homer oder die Nibelungen, oder meinen Arioſto und Taſſo, oder Shakspeare, oder die Spiele eines Cervantes oder ſelbſt das Indiſche von dem verhängnißvollen Ringe, oder die großen Dichterwerke unſeres eigenen Volkes zu leſen und alle die hohen und ſchönen Geſtalten, wie dieſe Meiſter durch den Zauber der Dichtung ſie hervor rufen, vor meinem innern Sinne in wunderbarer Herrlichkeit hervor treten zu ſehen; warum ſoll

ich mich nicht eben ſo erfreuen der herrlichen Ideale, welche ein groſser Mahler aus ſeiner innern Welt hervor bildet und mir vor dem äuſsern Sinne ſichtbar werden läſst? Und wenn dann dieſe Bilder auch noch eine tiefere Seite in mir anſprechen, wie ein Johannes, ſo ſind ſie mir um ſo willkommener, und ich mag ſie gern als liebe Hausgenoſſen täglich um mich ſehen. Aber dieſe durch irgend ein Werk der Kunſt oder Dichtung in uns erweckten Gefühle, ſprich, mein Freund, ſind dieſe die Religion in uns?

Sie ſollen die Religion wecken, entgegnete Edwin, ſie nähren und in feurig kräftigem Leben in uns erhalten.

Ich fürchte, entgegnete Heinrich, gerade hier möchten ſie für gar manchen eher nachtheilig als erſprieslich ſeyn. Der Chriſtuskopf, das Johannesbild, iſt nicht Chriſtus und die Stimme des Bothen Gottes; aber leichter iſt es, ſich den geiſtigen Genuſs, ja die wollüſtigen Gefühle der feinern Sinnlichkeit, wie dieſe das Beſchauen ſchöner Formen gewährt, zu verſchaffen, als den

unſichtbaren Herrn in ſich ſelbſt auf zu nehmen, und in einer Zeit, in der ſich, wie in der unſrigen, ſo ſichtbar bey vielen ein Nachlaß der moraliſchen Kraft kund gibt, müſſen auch dieſe immer mehr zu einem ſolchen Schauen ſich hin neigen, das ſie gern für Religion möchten gelten laſſen.

Und, ſtimmte Theobald bey, ſo ſehr auch ich, in Heinrichs Sinne die freundlichen, holden Bilder liebe, ſo mag ich ſie doch von ſolchen Weſen nicht, deren ganze Erſcheinung gleichſam in unſerm innern geiſtigen Leben ſchon verklärt iſt. Denn da thun mir die äußern Bilder nicht mehr Genüge; ſie verſchwinden, wie die Sterne in dem Scheine der lichten Himmelſonne, vor den höhern, herrlichern Bildern, die ich in mir trage, und deren Glanz und wunderbare Hoheit weder Pinſel noch Meißel dar zu ſtellen vermag.

Ich glaube, ſagte Heinrich, dich hierin, Freund, vollkommen zu verſtehen. Und gewiß eine Madonna, obgleich die holdſeligſte von allen Frauen, hat doch mehr der holden Schweſtern auf der Erde und von der ſchönſten und reinſten

mag man immerhin ihr Bild entlehnen. Und wie mancher edlen männlichen Geſtalt begegnen wir nicht, von der wir wohl bey uns ſprechen: dieß wäre ein Bild, das einem Mahler zu einem Johannes oder Nathanael zum Modelle dienen könnte. Aber nur Ein Gottesſohn hat auf der Erde gewandelt, alle andere ſind nur Menſchenſöhne, und welcher wäre würdig zu ihm das Bild her zu leihen? Denn auch in unſerm Bilde ſchen, das wir uns von dem Erlöſer machen, verweben wir, durch eine innere Nothwendigkeit, das Menſchliche und Göttliche, und welche menſchliche, in dem Sichtbaren ſchaffende Kunſt kann das Göttliche darſtellen?

Auch ich, ſtimmte Theobald ein, habe noch kein Bild geſehen, das von ferne nur meinem Ideale von dem Herrn und Heilande gleich gekommen wäre. Das Leiden eines Menſchen einen großen leidenden Menſchen mögen ſie wohl nach bilden, aber nicht den verklärten Erlöſer, den leidenden Gott, wenn dieß nicht zu materiell ausgedrückt iſt.

Und alle die aufschwebenden Gestalten, sagte Heinrich, straft nicht ihr Anblick schon, wenn wir sie in dem Mantel und der körperlichen Schwere vor uns sehen, den Künstler Lügen, der sich bemüht, uns vor die äußern Sinne zu bringen, was nur die innere Begeisterung schaut?

Und, fiel Theobald ein, alle die Crucifixe, wie wir sie an Wegen und Straßen sehen, gleichen sie nicht den Schächern zur Seite des göttlichen Erlösers mehr, als dem hehren Gekreuzigten?

Und vollends, fuhr er nach einigen Augenblicken des Schweigens, in innerer Entrüstung fort, ein Entsetzen kann mich fassen, wenn ich bedenke, daß es Menschen gibt, die nun gar auch in ihrer eigenen, sündigen Person den Erlöser mimisch dar zu stellen sich erfrechen; und ich muß dieses Wortes mich bedienen, so hart es klingen mag, denn wagen, sich erkühnen, die Dreistigkeit haben, alles das drückt die Heftigkeit meines Gefühles nicht aus.

Der alte Geistliche hatte indessen dem Ge-

spräche seiner jüngern Freunde schweigend zugehört, und ihm, der in seiner ländlichen Abgeschiedenheit an dem Treiben der jetzigen Zeit wenig Theil nahm, war vieles, was sie berührten, ganz fremd geblieben. Auch von diesen mimischen Darstellungen hatte er keine anschauliche Kenntniß, und da ihm nun auf sein Begehren die Freunde, welche dieselben öfter mit angesehen hatten, eine ausführliche Beschreibung davon machten, so konnte er sich nicht erwehren, tief aus seinem frommen gläubigen Herzen aus zu rufen:

O das kann ihnen der liebreiche Meister selbst kaum verzeihen, daß sie vor den Haufen hintreten und zu dessen Ergötzen mit eben den Augen und Mienen, und demselben Tone der Stimme, womit sie vielleicht am Tage zuvor die Lockungen eines an Leib und Geist gleich entweiheten Lüstlings darstellten, in sündhafter Fertigkeit sich bemühen, die schmerzlichen Züge und den Ausdruck des tiefsten Wehes nach zu ahmen, welche dem Herrn die höchsten Qualen abgewannen, da

er als ein reines Opferlamm blutete für die Sünden der Welt.

Ja wohl, sagte Heinrich, hätten sie ihn in seiner Herrlichkeit geschaut, stände die hohe verklärte Gestalt vor ihrer Seele, sie würden demüthig ihr Haupt neigen und statt solcher Grimassen mit gefalteten Händen und auf die Kniee hin gesunken, Gott danken, der unserer Schwachheit solch einen Mittler zur Hülfe gesandt hat.

Und die gaffende Menge, fiel Theobald ein, würde, statt als Kunstrichter zu urtheilen, ob das denn auch ein recht göttlich leidender Christus seye, sich lieber in ihre verborgene Kammer flüchten, da die Thüre verschließen, und in stiller Buse sich bemühen, nicht in Blick und Geberde, sondern durch ein reines, frommes Leben und in heiliger Gesinnung sein herrliches Wesen nach zu bilden.

O, seufzte Heinrich, wenn man dieses sinnlich fromme Treiben so vieler ansieht, man fühlt sich unwillkührlich angeregt, an jene übertünchten Grabhöhlen zu denken, deren der Herr erwähnt,

und in der That man ist oft versucht zu glauben, daß sie nur darum bey der schönen Außenseite weilen, weil ihnen graut, in den verschlossenen Moder und die Todtenbeine ihres Innern zu blicken.

Auch, sagte Theobald, zeigt, so auffallend dies klingen mag, dieses phantasiereiche Spielen mit äußern Bildern von dem Mangel einer recht idealen Welt in dem Menschen, wie diese sich in dem erzeugt, der einmal über das sinnliche Schauen hinaus gekommen; denn diesem, um das schon Bemerkte nochmals zu wiederhohlen, genügen die sichtbaren Bilder nicht mehr, und in dem Innern des fromm Begeisterten stehet Ein Bild so hoch und hell leuchtend, daß kaum ein anderes neben diesem Raum gewinnen kann, das seines Heilandes, und selbst dieser Christus zu seyn und zu werden, das ist das höchste und letzte Streben seines Daseyns.

Aber, fiel hier Edwin ein, daß der Heiland eurer Frommen nicht auch am Ende ein gar

fleiſchlicher Chriſtus werde und ihre Frömmigkeit in geiſtlichen Hochmuth ſich umkehre.

Es iſt nicht zu läugnen, entgegnete Heinrich, auch von dieſer Seite drohet eine gefährliche Verirrung. Das Streben und Wirken nach innen lohnt ſich in dem Gefühle einer gewiſſen innern Kraft und Fülle und das Kämpfen gegen ſo manche Verirrungen, denen der andere ohne große Scheu ſich hin gibt, gewährt bald das Bewußtſeyn einer gewiſſen ſittlichen Reinheit. Alle die, welche den gleichen Kampf zuſammen beginnen, bindet ihr gemeinſames Ringen näher an einander und führet ſie zu gewiſſen fromm erbaulichen Ergieſungen. Dabey erheben ſie ſich nur zu leicht als eine heilige Brüder- und Schweſterſchaft über die unreine Welt, ehren und preiſen einander um ihres hohen Strebens willen; es erfolgt wohl gar auch ein Spielen in mehr oder minder ſinnlichen Bildern mit ihrem Heilande, der ſich ihnen ſo wohlthätig erzeigt. Aber wie ſo der Hochmuth, die Reflexion eintritt, ſo hat das geiſtliche Streben ein Ende.

Und, ſagte Theobald, wenn irgend wo der ſelbſtgefällige Blick auf das eigene Streben ſchädlich und gefährlich wird, ſo iſt dieß hier, weil Demuth eben die Wurzel alles göttlichen Lebens iſt, und auch wo der Menſch der beſte geworden wäre, dürfte er ſich doch nicht mit ſeinen frommen Brüdern über die gemeine Welt erheben wollen.

Freylich wohl, entgegnete Heinrich, der höchſte Sieg iſt höchſte Selbſtloſigkeit, ein göttliches Handeln ohne Stolz, ohne das fernſte Gefühl des eigenen Verdienſtes. Das Gute muß zu einem rein bewußtloſen Triebe, der Wille in dem Menſchen gut werden, ſo daß es bey ihm der Ueberlegung gar nicht mehr bedarf, wie er gut zu handeln habe.

O, ſagte Theobald, wer kann dieſe Tiefe des menſchlichen Gemüthes ganz ergründen und durchſchauen, und es fällt mir hier eine Stelle aus dem Briefe eines Freundes ein, die nach der Weiſe dieſes Freundes zwar etwas wunderlich lautet, aber in der doch viel Wahres liegt, und die ich glaube aus dem Gedächtniſſe wörtlich wie-

derhohlen zu können. Nachdem er aber über dieſe Unbeareiflichkeit unſeres Innern geſprochen, ſo fährt er fort:

O Menſchenherz, wie biſt du tief und räthſelhaft; wer hat dir je bis auf den Grund geblickt? wer hat dich ganz verſtanden, Proteus du, in allen deinen Truggeſtalten? Larvenangeſicht, das du vor unſern Blicken dich verwandelſt, mit Einer Maſke nicht, mit hundert Maſken über und unter einander! Ein unſchuldig Kindlein ſcheinſt du jezt; doch wenn wir recht ſchauen, ſo grinſet, während wir deines Lächelns uns erfreuen, ein junger Satan höhniſch uns entgegen. Und wenn wir nun wieder uns betrüben, da ſchwindet auch dieſe Larve, und ein frommer Engel ſieht uns an mit ſeinen reinen klaren Augen. Aber iſt nicht auch das noch eine Maſke? Wie viel der Larven kommen noch? Du Ewiger, der in dem reinen Licht du wohneſt, vor dir nur ſtehen wir maſkenlos, und gib du die Kraft, daß wir zerbrechen die Hüllen alle, und rein und klar

ein heilig Weſen aus dem tiefſten Grunde uns entgegen ſchaue.

Wie die Rede, gleich einem wogenden Meere, das mit ſeinem Wellenſchlage in Fluth und Ebbe dem Uferlande bald naht, bald ſich davon entfernt, jezt ihren Gegenſtand erfaßt, dann wieder ihn ganz ſcheint verloren zu haben; ſo ſchien auch jezt die Unterredung der Freunde von ihrem vorgeſteckten Ziele immer mehr ſich ab wenden zu wollen; bis dieſe Edwin auf daſſelbe wieder mit den Worten zurück führte:

Aber unvermerkt kommen wir immer mehr von unſerm Gegenſtande ab, den wir noch lange nicht erſchöpft haben. Und ſollte wirklich jeder göttliche Dienſt, der nicht ein rein unſinnlicher iſt, zu verwerfen ſeyn? Wird nicht vielmehr jeder Dienſt des Menſchen, ſo lange dieſer ſelbſt aus den beyden Elementen gemiſcht iſt, auch ein ſinnlich geiſtiger bleiben müſſen? und wird er nicht ſo ſtets der göttlichen Kunſt bedürfen?

Hierauf aber erwiederte Heinrich.

Um zuerſt auf dieſen lezten Ausdruck meines

Freundes zu entgegnen, ſo mag die Kunſt immerhin göttlich heiſſen, ſo fern ſie zu Gott führet; aber ausſchließlich wenigſtens gebührt ihr dieſer Nahme nicht; denn auch die Liebe iſt göttlich, und die Natur, und das Schickſal; denn ſie alle führen zu Gott; aber um mich hier eines Bildes zu bedienen, ſo ſcheinen mir doch diejenigen, welche der göttlichen Kunſt bedürfen, noch erſt an dem Fuße oder auf den erſten Sproſſen der Jacobsleiter zu ſtehen, die mit ihrem einen Ende die Erde, mit dem andern den Himmel berührt; auch die unterſte führt hinan, aber es liegen noch gar viele dazwiſchen bis zu der höchſten; und je höher der Menſch auf dieſer Leiter hinan ſteigt, um ſo tiefer ſinkt die niedre Erde mit ihren Bildern und Säulen, Tempeln und hohen Giebeln der Kirchen, und das Irdiſche erliſcht immer mehr, bis er endlich die oberſte Sproſſe erreicht hat und nur noch mit ſeinem Fuße auf der Leiter ſteht, die ſelbſt nur wieder mit ihrem Fuße auf der Erde ruht; mit dem hohen freyen Haupte aber in den Himmel hinan ragt.

Doch, ſetzte er tief bewegt hinzu, wie denn ein Bild von ſelbſt das andere gibt, dieſe Leiter gelangt er nur hinan, wenn er wie Jacob mit Gott gerungen, und gar mancher erſt, nachdem er in dieſem Ringen eine ſchwerere Verletzung, als eine bloße Verrenkung der Hüfte erlitten.

So wollen wir denn, entgegnete Edwin, der Menge wenigſtens, die kaum je viele Sproſſen auf dieſer Leiter erklimmt, und bey ihrer derbern Natur ſelbſt eines Faßlichern, Derbern bedarf, um ſich daran zu halten, ihren ſinnlich materiellen Dienſt laſſen.

Doch aber uns wohl hüthen, erwiederte Heinrich, wenn wir es redlich mit ihr meinen, ſie eben hochmüthig nur als die Menge, und ihre ſinnliche Verehrung als einen Zügel, eine Feſſel zu betrachten, an der wir, als die Herren und Herrſcher, ſie leiten; ſondern alle Ceremonie, allen ſinnlichen Dienſt nur als ein Erziehungs- oder Heilsmittel anſehen, bey deſſen Gebrauche unſre erſte und letzte Abſicht iſt, daſſelbe überflüſſig zu machen. Es ſind dieß Bande, in die

wir den rohen Menſchen legen, damit er ſich von ſeinem Gotte nicht trenne; laſſen wir ihn zu lange in denſelben, ſo werden ſie, wo er nun näher zu dieſem gelangen will, zu einer Mauer, die ſich zwiſchen ihn lagert und ſeinen Gott.

Und wohl, ſagte Theobald, weil doch einmal unſer Freund dieſer Vergleichung ſich bedient hat, läßt man ihm dieſe Feſſel zu lange oder beſtrebt man ſich gar, ſtatt ſie mit den Jahrhunderten — denn das ſind die großen Tage der Völker — immer loſer zu machen, dieſelbe, je kühner er ſich regt, nur immer feſter zu knüpfen, ſo ergeht es ihm, wie dem Kinde, das nicht laufen lernt, weil die allzu vorſichtige Mutter es nie von der Hand, oder aus dem Laufbande, oder gar Laufſtuhle läßt, und das, durch ſeine Fallhüte geſchirmt — das aber ſind für den Chriſtlichen Menſchen die Entſühnungsmittel der Kirche — nun auch das Fallen nicht ſcheut. Dagegen überläſſe man es ſeiner eigenen Kraft, man gebe ihm keinen Fallhut, und es wird bald weniger fallen; und ſtehen und gehen lernt es auch ſchneller;

und tüchtiger, frischer, muthiger ist es ohnehin, als das verzärtelte, überall bewachte und in Fesseln gehaltene Kind.

Warum, fragte Heinrich, wollen wir die Gemüther auch immer an den äußern Zeichen fest halten, statt sie ein zu führen in das innere Reich Gottes, das nicht mit äußerer Geberde kommt?

Das sollen auch die Zeichen, entgegnete Edwin, besonders die Bilder und sinnbildlichen Darstellungen nicht, sie sollen vielmehr nur die innere Welt anregen und durch die daran geknüpfte Idee den Geist zu der Betrachtung stimmen.

Ich zweifle sehr, versetzte Heinrich, ob dieses durch ein Bild oder überhaupt durch den äußern Dienst erlangt werden möchte. Der Zweck jeder religiösen Verehrung ist doch ohne Zweifel, den Menschen nach innen in sich selbst und auf das Uebersinnliche hin zu führen, was in keinem Bilde, für keinen äußern Sinn sich darstellen läßt. Indem du aber durch das Bild seinen äußern Sinn anregst, so ziehst du ihn eben damit von dem Unsichtbaren in die äußere Welt

hinaus, und außen beschäftigt, gewinnt er in sich selbst die Stille nicht, wie diese die göttliche Betrachtung fordert, in der des Menschen ganzes Wesen von der äußern Welt sich abkehret, und eben dadurch das Göttliche recht faßt und fest hält, daß jene ganz vor seinen Blicken entschwindet. Wie magst du also den, welchen du zu dem Unsichtbaren führen willst, mit dem Bilde an das Sichtbare ketten? Der Uncultivirte, dessen Uncultur eben in dem Vorherrschen seiner sinnlichen Natur besteht, wird im Gegentheile um so sicherer zu dem Uebersinnlichen nicht gelangen, je mehr seine Sinnlichkeit beschäftigt bleibt: er wird über den sinnlichen Bildern, über seinen Heiligen, Gott und den Erlöser vergessen, oder auf noch gröbere Weise das Symbol gar zu seinem Gotte, und damit zu seinem Götzen machen.

Und fügte Theobald hinzu, wo du ihm nicht Gott und Christus selbst zu seinem Vorbilde gibst, wirst du ihn mit jedem andern Bilde mehr in seinem sittlichen Emporstreben hemmen, als fördern. Um einige Stufen bleibt am Ende jeder

doch hinter seinem Vorbilde zurück. Wer, wenn er Christus nachgestrebt hätte, vielleicht ein Heiliger geworden wäre, bleibt nur ein armer sündiger Mensch, weil er bloß einen Heiligen zu seinem Muster und Vorbilde erwählt hat.

Und, fügte Heinrich hinzu, um diesen Gedanken ganz zu erschöpfen, als Tugendspiegel lassen sich sogar diese Heiligen in Bildern nicht vor die äußern Sinne stellen, ohne mit ihrem Anblicke zugleich wieder die Lust der Sünde zu wecken, und den unvorsichtigen Betrachter, indem er erhoben wird, zugleich wieder hinab zu ziehen. Und so manche unserer enthusiastischen Lobpreiser der göttlichen Kunst scheinen mehr durch dieselbe herab gezogen, als empor gehoben, da sie nicht eben durch ein besonders keusches und reines Leben sich auszeichnen.

Sicher, stimmte Theobald ein, die Kunst gewähret mit ihren Bildern — wenn dieß nicht zu stark ausgedrückt ist — zugleich dem Gotte und dem Satan in dem Menschen Befriedigung; und indessen jener mit hohem Entzücken seine Heili-

gen preis't, schwelgt vielleicht zugleich dieser mit üppiger Lust in dem Beschauen lockender, wohl gar nackter, oder was noch schlimmer ist, kaum halb verhüllter Gestalten.

Und durch sich selbst schon, sagte Heinrich, wo der schöne Joseph vor ihn hin tritt, da sieht auch in ihm Potiphars Weib mit ihrer Lüsternheit neben dem anmuthigen Knaben. Führst du ihm David vor die Sinne, so erscheint auch die verführerische Bathseba in dessen Gefolge, und so viel er gesündigt habe, so hat er doch noch lange keinen Uriasbrief geschrieben. Sogar der edle Petrus hat dreymal seinen Herrn verläugnet. Wer kann ihm nun die Schwäche seiner Natur, die er mit solchen Vorbildern theilt, nur anrechnen? Dagegen man zeige ihm Gott und Christus; diese nach zu ahmen, muß er ganz rein, ganz lauter seyn.

So verwerfet ihr also, fragte hier Edwin, jedes äußere Weckungsmittel?

Eines wenigstens, versetzte Theobald, scheint mir ganz unschädlich, und das herrlichste von allen.

Und dafür achtest du? fragte von neuem Edwin.

Die Tonkunst, entgegnete Theobald, und ganz besonders den Gesang der Menschenstimme. Denn während das Bild, sey es nun durch Pinsel oder Meißel dargestellt, den Menschen nach außen zieht, ist der Ton von allem Materiellen das am meisten Geistige; das, was dem innern Leben am nächsten liegt, und indem es nach der inwendigen Tiefe dringt, zugleich den Gedanken dahin führt. Und ist der Mensch durch die Macht der Töne, wie diese z. B. eine erhebende Kirchenmusik übt, in sich selbst gesammelt und losgeschieden von den Bildern der Außenwelt, und folgt nun die Verkündigung des göttlichen Wortes, so findet dieses eine desto segenreichere Aufnahme.

Auch die Baukunst, fügte Heinrich bey, möchte hier nicht ganz zu verschmähen seyn. Denn auch diese bringt durch große Massen, die sie in einfachen und reinen Formen aufführt, ohne das Gemüth zu zerstreuen, eine gewisse Stille und Bewältigung desselben hervor. Doch darf der Eindruck dieser beyden Künste nicht zu gewaltsam

seyn, daß das Gemüth wirklich dadurch nur beruhigt, nicht betäubt, und nicht die Einwirkung auf dasselbe hervor gebracht werde, wie man diese dem Anblicke des Medusenhauptes beymaß, das zwar nicht nach außen hin zog, aber in sich selbst versteinerte.

Unter diesen Gesprächen hatten die Freunde nur eine geringe Strecke zurück gelegt, da sie in dem Feuer der Rede öfter ihre Schritte angehalten, und in der That mehr stehend, als wandelnd sich einander ihre Ansichten mit getheilt hatten. Ihr älterer Führer aber hatte, ohne daran Theil zu nehmen, mit vielem Vergnügen ihr Gespräch angehört, und als sie jetzt eine Höhe erreichten, so trennte er sich von ihnen; denn dieß, sagte er, seye das Ziel, über das hinaus er seine Wanderungen nicht mehr aus zu dehnen pflege. Die andern aber beflügelten um so mehr ihre Schritte, um nicht zu spät an dem Orte an zu gelangen, wo man mit den Freunden zusammen treffen und den schönen Sommertag in dem Walde hin bringen wollte.

# Achtes Bild.

# Die drey Träume.

Es iſt eine Stelle in dem Walde, in der Umgegend unter dem Nahmen des ſteinernen Tiſches bekannt. Eine Zahl hoher, kräftiger Eichen bilden, mit wenigen Buchen untermiſcht, einen ſchattigen Kreis. In der Mitte unter dem grünen Laubdache ſtehet eine große Tafel von Sandſtein, mit Sitzen zu zweyen Seiten. Der anmuthig trauliche Ort ladet mit ſeinem Dunkel und ſeiner Kühlung zu freudiger Luſt und behaglicher Ruhe ein, und hier in dem ſchattigen Forſte pflegten die frühern Churfürſten des Landes, wenn ſie in dem Reviere umher gejagt hatten, bey einem heitern Mahle ſich zu vergnügen.

Hier hatten sich die Freunde verabredet, wie sie auf der Minneburg von einander geschieden waren, wieder zusammen zu treffen. Aber man war von diesem Plane abgekommen, und als unsere drey Wanderer etwa um die Mittagszeit bey dem steinernen Tische anlangten, fanden sie nur Johannes und Gustav, die neben den harten Sitzen in bequemer Ruhe auf dem weichen Boden sich gelagert hatten. Friedrich und Dorothea aber wollten den ersten Tag ihrer Verbindung in stillem, häuslichem Zusammensеyn mit einander feyern, und morgen erst sollten alle bey Johannes sich versammeln.

Doch sagte dieser, bleibt es unter uns Fünfen wenigstens bey der Abrede, und unser Freund Gustav hat gar reich gesorgt, daß ja in dem lustigen Waldreviere uns nichts abgehe. Und nun brachte dieser aus dem Schatten der nahen Büsche einen Korb mit Wein und kalter Küche hervor; da man den Bothen, der diese getragen, um nicht durch seine Gegenwart belästigt zu seyn,

sogleich entfernt und nur auf den Abend wieder beschieden hatte.

Auf der steinernen Tafel ward ein weißes Tuch ausgebreitet. Die fünf Freunde hielten ein gar köstliches Mahl zusammen und als sie nun an Speise und Trank sich gelabt und von der Ermüdung erholt hatten, so erinnerte Johannes: Unser Freund hat aber heute nicht blos unser leibliches Bedürfniß bedacht; er wird uns nun auch den noch schönern Nachtisch mit einer geistigen Speise bereiten; und, lieber Bruder, fuhr er zu Heinrich gewendet, fort, mache dich gefaßt, den Eindruck, den dein Dichter auf unser Gemüth hervor brachte, bald völlig ausgelöscht zu sehen.

Wie der geistliche Herr wieder seinen Spott mit uns armen Weltleuten treibt, entgegnete Gustav. So stolz ist mein Trachten keines Weges; ich wollte nur dem Nachtstücke des Freundes ein Tagstück zur Seite stellen, und in einer Erzählung die in mir so lebendig gefühlte Idee anschaulich machen, daß unser Schicksal nicht au-

fer und über uns in den Sternen, ſo fern dieſe eine allbewältigende Schickſalsmacht darſtellen, ſondern einzig in unſerm Gemüthe liegt, und der Einfluß, den jene auf uns üben, allein nur auf der Beziehung beruht, in welche wir, mit oder ohne Wahl und Einſicht, uns mit denſelben ſetzen.

Doch, unterbrach er ſich, mit aller Einleitung ſchaden wir Erzählter bloß uns ſelbſt, indem wir dadurch die Erwartung deſſen, was kommen ſoll, nur höher ſpannen, und ſo theile ich denn ohne weitere Vorbemerkung meine Arbeit mit.

Schon hatte er, während er dieſes ſprach, ſein Heft entfaltet; er las.

## Die drey Träume.

In einer anſehnlichen Stadt an den Ufern des Rheinſtromes wohnte ein Mann, der ... frühe an in vielfacher Berührung mit Menſchen aus allen Ständen, ja man darf wohl ſagen, aus allen Völkern gelebt, und einen großen Theil der Erde durchreiſ't hatte. Endlich des unruhi-

gen Lebens müde, fand er den Frieden, den er in der weiten Welt vergeblich gesucht hatte, an dem Herzen eines edlen Weibes. Die Hauptsumme seiner gesammelten Erfahrungen aber schrieb er, damit auch andere eine Lehre und heilsame Warnung darin finden möchten, in einem Büchlein nieder, das eine Reihe von Geschichten umfaßte, eine Art von Bildersaal, worin jedes Gemälde nur ein hoher Spruch schien, in einer Bilderschrift aufgezeichnet, so daß, wer gelesen hatte, nicht wußte: stand die Geschichte seinem Geiste näher, oder der Spruch seinem Herzen. Unter den darin auftretenden Gestalten erschien öfter eine wieder, der er den Nahmen, Klothilde, verliehen, und weil ihm um dieselbe Zeit, da sein Werk in die Welt trat, seine Gattin ein Töchterlein schenkte, so beschlossen beyde Aeltern, diesem bey der heiligen Taufe den Nahmen, Klothilde bey zu legen, wie aus einem geheimen Glauben, als könnten sie dem Kinde mit dem Nahmen auch einen Theil des herrlichen Gemüthes und der wunderbaren Schönheit des We-

sens verliehen, das diesen Nahmen trug. Und an dem Tage, da das Mägdlein das heilige Taufbad empfing, nahm der Vater ein Exemplar seines Buches, auf dem schönsten und feinsten Papiere gedruckt, und versiegelte es und legte es dem Kinde in seine Wiege, zur Erinnerung an dieses sein Zwillingsschwesterlein, das geistig zu gleicher Zeit mit ihm geboren werden, und verordnete unter seinen Freunden, die sich zahlreich an dem festlichen Tage eingefunden hatten, daß dem Mägdlein das Buch solle aufbewahrt werden, bis zu der Zeit, da es eine holde Braut geworden. Dann solle es an seinem Vermählungstage das Siegel lösen und als die beste Brautgabe einen Lebensspiegel in dem Buche finden, und eine Erinnerung an seinen Vater, der bald nicht mehr seyn werde.

Und wenige Monden darauf erkrankte der Mann und starb; der Gram zog ihm bald seine Gattin nach. Das Mägdlein aber, in dem Hause eines Oheimes erzogen, wuchs auf und entfaltete sich herrlich an leiblicher Schönheit und hohem

Gemüthe, gleich als ob wirklich mit unsichtbarer Macht das Buch eine Segenskraft auf sein Schwesterlein übe. Nun war die Zeit gekommen, daß dieses, von vielen gefreyet, einem edlen jungen Manne sein Herz geschenkt hatte, und schon war der Tag bestimmt, da der Bräutigam erscheinen sollte, um vor dem Altare Gottes seine Hand zu legen in die Hand der Auserwählten, und seine holdselige Gattin in sein eigenes Haus mit sich zu führen. Da erkrankte Klothilde plötzlich, und da der Bräutigam nahete mit seinen freudigen Gefährten, tönte ihm statt des fröhlichen Hochzeitreigens Todtenklage entgegen, und die Lippen, die ihm der Liebe süßen Sold verheißen, waren bleich und geschlossen, um nicht einmal mehr zu einem Lebewohl sich zu öffnen.

Das Büchlein war noch versiegelt geblieben, und wenige Augenblicke vor ihrem Tode hatte Klothilde verordnet, ihrer theuern Freundin dieses als ein Pfand ihrer auch in dem Grabe nicht ersterbenden Liebe zu übersenden, mit derselben Bestimmung, das Buch erst an ihrem Hochzeit-

tage zu eröffnen. Cäcilie aber — so hieß die Freundin — war eine Jungfrau von gleichem Alter mit der Erblichenen, und von frühe an ihre Gespielin, dann ihre Vertraute gewesen. Aber Eines hatte sie ihr nicht vertraut: auch sie war indessen Braut geworden; an Klothildens frohem Hochzeitfeste wollte sie die Freundin mit diesem Geständnisse überraschen und durch diese Nachricht noch die Seligkeit in dem Herzen derselben erhöhen. Nun aber war ihre Freundin selbst des Todes Braut geworden, und — war es innere Sympathie zweyer Herzen, die nur zusammen leben, nur zusammen sterben können; war es, wie einige sagen wollten, ein besondres Verhängniß, das mit dem Buche an den Besitzer desselben gebunden war — Cäcilie welkte schnell von der Stunde des Empfanges des Buches an und der Nachricht von dem Tode ihrer Freundin, und an dem Tage, da sie ihr Vermählungsfest feyern sollte, ward sie ins Grab gelegt.

Nun wohnte ferne von ihr eine Freundin, die viele Jahre mit ihr gelebt hatte, dann mit ihren

Aeltern nach einem fremden Lande gezogen war. Zu dieser gelangte — doch so, daß auf dem weiten Wege sich die Nahmen der Personen verloren hatten — die Geschichte von dem seltsamen Büchlein, und gewann, indem sie in die Ferne drang, immer mehr die Gestalt einer wundersamen Sage: wie zwey Bräute durch den Besitz eines mit geheimnißvoll verderblicher Kraft begabten Buches gestorben seyn, und obgleich jede wisse, daß an den Besitz des Buches der Tod gebunden sey, doch dasselbe in der Sterbenden ein unbesiegliches Verlangen erwecke, es wieder einer Freundin, als ihr letztes, theures Angedenken zu hinterlassen. Mathilde aber — dieß war der Nahme dieser dritten Jungfrau — hatte etwas Schwärmerisches in ihrem ganzen Wesen, war eine Freundin des Geheimnißvollen und konnte sich nicht besser unterhalten, als wenn sie von Ahndungen und Vorbedeutungen erzählen hörte. Ihre Träume sollten oft etwas Bedeutungsvolles haben, und sie entdeckte geheime Beziehungen zwischen Dingen, wo sonst niemand einen verborgenen Zu-

sammenhang ahndete. Diese Sage dünkte sie gar seltsam, und sie mahlte sich in ganzer Schauerlichkeit ihren Zustand aus, wenn das Buch auch in ihre Hände kommen würde; denn auch sie war die Braut eines sehr liebenswürdigen Mannes.

Wenige Tage darauf erschien wirklich unter schwarzem Siegel ein Päckchen an sie, worin ihr der Tod ihrer Freundin gemeldet wurde, mit der Nachricht, daß diese ihr hier ein sehr theures Pfand übersende, das selbst von einer lieben Freundin auf sie gekommen, und das auch die neue Besitzerin vor dem Tage ihrer Trauung nicht öffnen möge.

So fühlte Mathilde sich nun selbst umschlungen von dem geheimnißvollen Bande eines dunkeln Verhängnisses, das sie in der fremden Geschichte so grauenvoll angesprochen hatte. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß durch das Buch ihre Freundinnen sie nach sich ziehen würden; und, wie von einer innern Gewalt getrieben, sann sie darüber nach, in welcher Freundin Hand

ſie ſelbſt das Buch wieder legen ſolle, damit demſelben ſein Recht wiederfahre. Gegen dieſes Verlangen aber kämpfte zugleich ihr wohl wollendes Gemüth, und ſie dachte darauf, lieber der weiter wirkenden, verderblichen Kraft des Buches durch eine gänzliche Zerſtörung deſſelben ein Ende zu machen. Eine düſtere Trauer gewann aber immer mehr Herrſchaft über ſie und trübte ihren ſonſt ſo heitern Geiſt. Wie eine Blume, der die erfriſchende Nahrung entzogen wird, neigte ſich ihr Haupt, und ihr Zuſtand war allen ihren Freunden um ſo unbegreiflicher, da ſie ihr Geheimniß tief in ihrem Herzen verſchloß.

Immer mehr ward ſie, da nun ihr Bräutigam den Tag ihrer Verbindung vor ſchlug und mit liebender Ungeduld darauf drang, die Theuerſte bald ganz als die Seinige beſitzen zu dürfen, der Nähe ihres Todes gewiß, und ſie dachte nun ernſtlich darauf, wie ſie das Buch zerſtören wolle. Sie kam mit ſich überein, in den Flammen ihres Kamines ſelbe es auflodern. Hierzu beſtimmte ſie einen Tag, an welchem ſie ſich in dem Hauſe

allein mußte. Hoch leuchtete das Feuer auf durch die reichlich zugeleate Nahrung. Wie eine Prieſterin, die ſelbſt willig der verhängnißvollen Macht ſich zum Opfer weiht, ſtand ſie, das Buch in der Hand, in dem Dämmerlichte da, ihre ſchlanke Geſtalt, welche das weißeſte Gewand umfloß, von vorn erhellt, und das erblichene liebliche Angeſicht wieder von dem Scheine der Flamme geröthet; und indem ſie nun die Hand ausreckte, das Buch dem Feuer zu übergeben, ſo gedachte ſie in ſchmerzlich ſüßer Trauer, wie nun jede andere ihrem ſchönen Glücke gerettet ſeye, ſie aber verfallen der dunkeln Macht, und ſie ſah in ihrem Geiſte ſich ſelbſt, wie ſie ruhete in dem unaufſtörbaren Schlummer, und ſtumm ihr geliebter Freund ſich auf ſie herab neigte und ſeine heißen Thränen auf ihre kalten Wangen fielen.

Aber es geſchehe, ſprach ſie, was geſchehen muß! und löſ'te das Siegel des Buches. Und wie ſie es nun geöffnet vor ſich ſah, flog in ihr der Gedanke auf: aber ehe du dieſe verderblichen Blätter der Flamme übergiebſt, ſo willſt du wenig

stens sehen, was für ein Geheimniß in denselben versiegelt ist. Sie rückte einen nahen Stuhl herbey und ließ sich auf demselben nieder, und nach der hell leuchtenden Flamme vorwärts mit dem Haupte hin geneigt, schlug sie auf das Gerathewohl das Buch auf und las.

---

## I.

Sinnend saß Klothilde, die edle Fürstentochter, an dem Marmortische. Ihre Blicke fielen wechselnd auf die Zeichen des vor ihr liegenden Blattes und dann auf die aus der reinsten Perlenmutter künstlich geschnittenen Figuren, die sie mit der noch weissern Hand zusammen ordnete, und wieder aus einander rückte; aber wie sie dieselben auch von neuem fügte, die Zeichnung des Blattes wollte sich nicht gestalten.

In diesem Augenblicke trat durch die geöffneten Thürflügel Graf Apollinar herein, der begünstigte Freund und erste Rath ihres Vaters, des alten Fürsten. Sollte man doch denken, begann er beym Hereintreten, wenn man die

Blätter mit den Zeichen anſieht, unſere hohe Herrin habe die erhabenen Gedanken auf die Geheimniſſe jener dunkeln maaiſchen Kunſt gewendet, wenn man nicht wüßte, daß ſie bloß an einem anmuthigen Spiele ſich ergötzt.

Und an einem Spiele, ſagte Klothilde, das mir viele Unterhaltung gewährt, und das ich Ihrer Güte verdanke.

Der Graf wollte einige Worte des Dankes ſagen, aber ohne ihn zur Rede kommen zu laſſen, fuhr die Fürſtin, immer noch nachdenklich den Blick auf das Spiel gewendet, fort. Sie ſehen, die Zeichnung hier ſoll ohne Zweifel ein Schiff vorſtellen, mit Segel und Ruder. Aber wie ich auch das reguläre und ſchiefe Viereck und die großen und kleinen Dreiecke zuſammen paſſe, ſo fehlt noch immer etwas an der vollkommenen Aehnlichkeit der Figur, und ich bekomme nicht Segel und Ruder.

Da iſt, ſagte der Graf, der mit einer Verbeugung näher getreten war, und mit prüfendem Blicke die Zeichnung an ſah, wohl leicht zu hel-

fen. Vertauſchen wir hier das groſe Dreyeck mit dem ſchiefen Viereck —

Recht! fiel Klothilde ein, aus dieſem Anfange ſeiner Rede ſchon ſeinen ganzen Gedanken faſſend. Wie es oft nur einer Andeutung bedarf! Nun iſt mir die ganze Figur klar, und ſehen Sie, Sie ſind der Magier, auf deſſen einziges Wort nun das Schiff mit Segel und Ruder fertig da ſteht.

Und Schade nur, ſagte der Graf, daß es nicht als wirkliches Schiff, etwa eine anmuthige Jacht, vom Stapel laufen kann, unſre huldreiche Herrin in dieſer ſchönen Zeit auf dem Strome zwiſchen den blühenden Ufern hin zu tragen!

Aber während er dieſes ſprach, durchdrang immer mehr ſein ganzes Weſen das Gefühl eines unausſprechlichen Genügens. Ein Blick tief in ſein Inneres that ſich ihm bey dem Worte der Fürſtin auf und er erkannte in dem ſcheinbar zufälligen Spiele die wunderbare Löſung eines Spruches, an den — wie er nicht zweifelte — ſein Schickſal geknüpft war und den er ſeit vielen Jahren, als ein für ihn ſelbſt grauenvolles Ge-

heimniß, in seiner Seele mit sich getragen hatte. Mächtig zogen ihn seine Gedanken nach innen und es bedurfte der Berührung eines für ihn so anziehenden Gegenstandes, daß das Gespräch sogleich seine ganze Theilnahme wieder gewann. Die Fürstin nähmlich hatte auf seinen Wunsch entgegnet: Lassen Sie uns vielmehr jetzt einer andern Fahrt gedenken, zu der Clair-Voyante nähmlich, von der Sie und unsere Oberhofmeisterin mir schon so außerordentliche Dinge erzählt haben, und wäre es nicht möglich daß ich einmal, ohne erkannt zu werden, das Treiben dieser merkwürdigen Person mit ansehen könnte?

Der Graf schlug vor, die Hellsehende auf das Schloß kommen zu lassen. Aber Klothilde wollte das nicht; sie sollte gar nicht wissen, daß sie vor der Fürstin sich befinde. Und nun setzte Apollinar aus einander, wie auch dieses geschehen und die Fürstin, ohne irgend ein Aufsehen zu erregen, sich nach der Wohnung dieses seltsamen Wesens begeben könne. Denn in den Stunden, in welchen

ihr magnetischer Schlaf ein zu treten pflege, kämen nicht selten Leute aus der Stadt zu ihr auf das nahe Dorf hinaus, um Zeugen ihrer merkwürdigen Reden und wundervollen Kuren zu seyn, und auch er habe dem Verlangen, sie zu sehen, nicht widerstehen können, und sich einige Male in Verkleidung hinaus begeben und hier Dinge beobachtet, denen er kaum je, auf bloße Erzählung eines andern würde Glauben geschenkt haben.

Auch diese Rede des Grafen erhöhete Klothildens Neugierde. Eine ihrer Hofdamen hatte ihr früher schon ihren Wagen und ihre Gesellschaft angeboten; dieß wurde nun angenommen; und damit es auch an einer männlichen Begleitung nicht fehle, sollte der Graf dem Wagen zu Pferde folgen. Schnell war das nahe Dorf und die Wohnung der Somnambule erreicht; ein ärmliches Haus, dessen Inneres aber, seiner engen Gänge und des uralten Hausrathes unerachtet, durch einen gewissen Geist der Ordnung und größten Reinlichkeit wohlthuend ansprach. Das ziemlich geräumige Zimmer, in welches man trat, war

nur von einem einzigen, und noch dazu schwachen Lichte erhellt, und da dieses sich auf einem kleinen Tische in der von der Thüre am weitesten abgewendeten Ecke befand, so ließ es den Theil des Gemaches bey dem Eingange in halber Dämmerung. Hier blieben die Eintretenden stehen, die Damen dicht in ihre Schleyer, ihr Begleiter in seinen Mantel gehüllt, was bey den noch immer kalten Frühlingsabenden nicht auffallen konnte. Schon vor ihnen hatten sich mehrere Neugierige eingefunden, andere folgten nach, und aus den Reden dieser nahm man ab, ohne daß man selbst sich zu erkundigen brauchte, daß sich die Kranke jetzt wirklich in dem magnetischen Schlafe befand, und an dem Arme ihres Freundes und Arztes nur eben hinaus getreten seye, und sogleich erscheinen werde.

Und bald that sich die Thüre auf, und von dem Arzte geleitet, trat die Somnambule an der Fürstin und deren Begleitung, ohne diese zu beachten, vorüber nach der Tiefe des Zimmers gegen das Licht hin. Es war eine lange, hagere

Gestalt, von bleicher, krankhafter Farbe, aber nicht unbedeutenden und wirklich schönen Zügen, in denen aber immer mehr eine gewisse Unruhe sichtbar zu werden anfing. Sie stand, wie ermattet und in tiefem Schmerze, da, der Arzt fragte sie, ob ihr etwas fehle. Ach, erwiederte sie, mir nicht; dem armen Vater; — wie mir schwindelt vor den Blicken! — O haltet, stützt! — In diesem Augenblicke hörte man außen ein Geräusch, wie von dem Sturze eines zur Erde sinkenden Menschen; und zugleich drang aus einem nahen Gemache der Angstruf nach Hülfe herüber. Alle eilten hinaus, die Kranke, die auf einen Lehnstuhl hingesunken war, ihrem Arzte überlassend. Doch bald kehrten einige und dann auch die andern mit der Nachricht zurück: der Beklagenswerthe, ein alter, treuer Diener des Staates, seye, durch die übermäßige Anstrengung des Tages erschöpft, da er bey seiner großen Dürftigkeit der nöthigen Stärkung entbehre, von dem Stuhle, auf dem er saß und schrieb, ohnmächtig auf den Boden nieder gestürzt, doch ohne, zum Glücke,

sich zu beschädigen. Dabey äußerte man laut sein Bedauern, daß ein so treuer Diener, nach den vieljährigen Diensten, die er dem Staate geleistet, so wenig von diesem bedacht werde. Doch jetzt erhob sich die Somnambule von ihrem Sitze, und wie von einer innern Macht getrieben, wankte sie mit unsicherem Schritte vor Klothilden hin, mit halb lauten, nur der Fürstin verständlichen Worten ihr zuflüsternd: O mache wahr den Gedanken, der nun in deiner Seele ist! Hilf dem Vater, meinem, und auch den deinigen enthebe der lastenden Sorge an dem fernen Ziele.

Klothilde nickte ihr stille Erhörung zu, zugleich mit der nach ihrem Munde gewendeten Hand Schweigen gebiethend, und alsobald entfernte sie sich, indem sie ihre Begleiterin nach sich zog, aus den neugierigen, nun nach ihr gewendeten Blicken der andern durch die nahe Thüre. Der Graf war, wie man es verabredet hatte, zurück geblieben, als ob er nicht zur Gesellschaft gehöre, um bald darauf dem Wagen der Damen, wie er genahet, zu Pferde nach zu folgen.

## II.

Schon war es völlig dunkel geworden, als der Wagen mit den beyden Frauen wieder die Stadt erreichte; und als sie durch die lange, von vielen Lichtern erhellte Hauptstraße gegen das Schauspielhaus hin fuhren, erinnerte sie die daraus hervor rauschende Musik, daß eben das Stück beginne. Die andere Dame machte ihre fürstliche Begleiterin darauf aufmerksam, und um sie, die indessen in stummer Betrachtung ihr zur Seite gesessen, auf zu heitern, wandte sie die Bitte an dieselbe, ob es ihr nicht gefalle, die Aufführung des Stückes, das heute zum ersten Male gegeben werde und sehr vorzüglich seyn solle, durch ihre Gegenwart zu verherrlichen. Klothilde nickte zu und der Wagen hielt; aber sie begab sich nicht in ihre fürstliche Loge, sondern in die ihrer Gesellschafterin angehörende, und in ihren Schleyer gehüllt, saß sie hier, ohne im geringsten zu beachten, was auf den Bretern vor ging, eben so stille in sich gekehrt, wie in dem Wagen. Alle ihre Gedanken waren auf das

gewendet, was mit der Somnambule vor gegangen war. Also das Mädchen stand mit ihrem Vater in einer so sichern und vollkommenen Verbindung, daß sie die plötzliche Erschöpfung, die derselbe in dem andern Zimmer fühlte, mit empfand, und da die Ohnmacht jenen befiel, selbst mit nieder sank? Aber was sie noch seltsamer dünkte: wie erkannte die Somnambule sie, die Fürstin, selbst, die sie erst gar nicht beachtet hatte, mit einem Male? und durch welche wunderbare Kunst vermochte sie die Gedanken in ihrer Seele zu lesen? denn wirklich hatte sie mit tiefer Trauer in diesem Augenblicke ihres Vaters gedacht, wie für diesen hohen, früher mit besonderer geistiger Kraft und körperlicher Stärke begabten Fürsten nun, da er ermattet an dem Ziele seiner Lebensbahn da stand, auch der geringe Theil, den er noch von der Sorge der Regierung trug, mühevoll und belästigend war. Schon einige Male hatte man ihr den Vorschlag gethan, als dessen einzige Erbin und Nachfolgerin auf dem Throne, das Geschäft der Regierung,

das ihr ohnehin nach dem Tode ihres Vaters zu Theile ward, sogleich zu übernehmen. Aber eine fromme Scheu hatte ihr nicht gestattet, so lange ihr geliebter Vater lebte, sich mit dessen Würde zu schmücken; und das wollte sie auch jetzt nicht. Graf Apollinar, durch den auch bisher fast alles geschah und der in kurzer Zeit sich große Verdienste erworben hatte, sollte bis zu dem Tage, der den verehrten Vater ihr entreißen werde, die ganze oberste Regierungsgewalt in seine Hände erhalten. Sie wollte bis dahin, allem andern sich abwendend, in kindlicher Treue alle ihre Sorge der Pflege des fürstlichen Greises widmen. Diese Betrachtungen beschäftigten nun ihre Seele, und ehe noch das Stück ganz beendet war, verließ sie das Theater, und ließ noch an dem Abende die Acte ausfertigen, wodurch Graf Apollinar zu dem Regierungs-Verwalter ernannt wurde, dem der betagte Fürst seine ganze Gewalt und die Sorge für sein Land und seine getreuen Unterthanen in die Hände legte.

Aber indessen so die Fürstin allem, was au-

ser ihr vorging, auch nicht die geringste Theilnahme schenkte, hatte das Stück mit seiner künstlichen Verschlingung das ganze Wesen des Grafen gefangen genommen. Die Somnambule hatte nach Entfernung der beyden Damen zu ruhen verlangt und die Anwesenden gebethen, sie zu verlassen. Mit diesen entfernte sich der Graf und auch er hatte nicht in seiner, sondern in einer andern dunkeln Loge, die er nicht erleuchten ließ, seine Stelle genommen, um desto ungehinderter seinen Gedanken nachhängen zu können. Aber bald fiel ihm die große Schönheit der Sprache und der tiefe Sinn einiger Stellen des Stückes auf, wovon die ersten Acte, als er erschien, schon vorüber waren; und je mehr er seine Aufmerksamkeit darauf wandte, um so mehr wurde er angezogen und fest gehalten.

Das Stück aber drehte sich um einen Traum, den drey Brüder, die Söhne eines Fürsten, in Einer Nacht zugleich hatten, und in welchem allen dreyen dieselbe Verkündigung geschah: einer von ihnen werde in derselben Stunde sein Glück

an der Hand einer hohen Fürstin finden, in welcher die beyden andern die Liebe zu derselben tödten würde. Wer aber der von dem Glücke Begünstigte seye, enthüllte der Traum eben so wenig, als die Brüder einander ihr gemeinsames Traumgesicht mit theilten, das daher jeder wähnte, nur allein gehabt zu haben. Und weil alle drey gleich edel waren, so bestand nun die Verwickelung und Lösung des Stückes in den Versuchen, welche sie machten, die Erfüllung des Traumes zu vereiteln, die aber hierdurch gerade herbey geführt ward. Die beyden ältesten entfernten sich nähmlich von dem Hofe ihres Vaters, und damit nicht etwa den einen die Liebe zu seinem Bruder zu dem andern hin ziehen und sie so in einer gemeinsamen Neigung sich begegnen und mit einander entzweyen möchten, so begaben sie sich unter fremden Nahmen nach ganz andern Orten, als wohin sie ihre Richtung bezeichneten. Aber dadurch eben geschieht es, daß beyde, ohne es zu ahnden, in einer Stadt zusammen treffen, in der eine vortreffliche junge Fürstin lebte. Der

jüngste aber hatte sich vorgenommen, bevor seine Brüder vermählt seyen, nie ein Weib zu lieben; durch einen Zufall sieht er das Bild jener Fürstin; er fühlt sich von einem unzerreißbaren Liebesnetze umstrickt, und lange widerstrebend, gibt er endlich seiner Sehnsucht nach, und gehet, in der Gewißheit, daß seine Brüder sich in ganz andern Gegenden befänden, auch unter fremdem Nahmen nach jener Stadt. Er sieht das schöne Original des Bildes selbst, und seine Liebe findet Gegenliebe. Aber auch in den beyden ältern Brüdern hatte ihr Anblick heftige Liebe entzündet. Sie begegnen einander und erkennen sich, verwundert einander hier zu treffen; sie klären sich gegenseitig auf und geloben einander, der Liebe zu einem Weibe zu entsagen, das nicht beyden zugleich angehören konnte, ohne sich doch sogleich von dem Orte ihrer Nähe zu entfernen. Da hinterbringt dem Aeltesten sein vertrauter Diener die Nachricht, daß er schon einige Male seinen zweyten Bruder verkleidet habe nach der Wohnung der Fürstin gehen sehen. Daraus

ſchließt dieſer auf ein geheimes Liebesverſtändniß und macht ſeinem Bruder um ſeiner Untreue willen kränkende Vorwürfe. Dieſer iſt, in dem Bewußtſeyn ſeiner edlen Geſinnung, auf das höchſte darüber entrüſtet; es kommt zum heftigſten Wortwechſel, endlich zum Zweykampfe. In einem Luſtwäldchen, das unfern von einer einſamen Kapelle ſich befand, kehren die feindſeligen Brüder die Waffen gegen einander; eben iſt der zweyte entſeelt in ſeinem Blute hin geſunken, als in dieſem Augenblicke jener Diener herbey eilt mit der entſetzlichen Nachricht, daß er das Unwahre berichtet und einen Fremden, durch deſſen große Aehnlichkeit mit dem zweyten Bruder getäuſcht, mit dieſem verwechſelt habe; jener Ungekannte aber werde in dieſem Momente der Fürſtin in der Kapelle angetraut. Auf dieſe Kunde ſtürzt ſich der älteſte, in Verzweifelung, den Bruder und die Geliebte zugleich verloren zu haben, bey deſſen Leiche, die Rachegötter zu verſöhnen, in das Schwert, das ſeines Bruders Leben beendet hatte. Indeſſen aber dieſes vorgehet,

kehrt der jüngste, nicht ahndend, was geschehen, selig an der Seite der Neuvermählten durch die Gänge des Lustwaldes aus der Kapelle zurück. Da verkünden ihm die Leichen seiner Brüder, die ihm entgegen getragen werden, das Entsetzliche: und so erkennt er denn, wie, während er seine Brüder ferne wähnte, er hier gleichsam auf ihrem Grabe sein Glück erbaut, und ihn, der nun auch Thronerbe geworden, die Macht des Verhängnisses eben so unwiderstehlich zum Glücke und Leben, wie seine Brüder zum Tode und Verderben geführt hatte.

Der Graf war mächtig erschüttert, als er am Abende nach Hause kam; und spät ging er noch lange nach Mitternacht in seinem Zimmer auf und nieder. Wie ein Spiegel seines eigenen Daseyns that sich das Stück vor seiner Seele auf. Er erkannte darin so viele Beziehungen seines Lebens, und in der Macht, welche geheimnißvoll das Schicksal jener drey Brüder leitete, dieselbe, die ihn führte. Denn, sagte er, beruhet nicht auch dein Geschick auf der Erfüllung eines Trau-

mes? denn die drey Träume, sind sie nicht Ein Traum? War nicht das Beginnen deines Glückes und die Erfüllung des ersten Traumes auf den Tod eines theuern Menschen gegründet. Und nun das Zeichen des zweyten Traumes in die Wirklichkeit getreten, du dem von der Hand einer schönen Frau erbaueten Fahrzeuge Ruder und Segel verliehen hast, wird nicht auch dessen Erfüllung nahen und mit dieser die Gewißheit der dereinstigen Erfüllung des dritten und der Vollendung deiner hohen Bahn?

Und könnte ich, fuhr er in dem Selbstgespräche fort, auch dem Sehnen dieses Herzens widerstreben, dem Wohle des Landes die Ruhe dieser Brust opfern; werde ich des Schicksals allbewältigender Macht widerstreiten können, in dessen Buche das Daseyn jedes Menschen nur ein geheimnißvolles Zeichen ist? — und er muß wirken, daß es erfüllt werde; aber nur dann, wann die Hieroglyphe durch ihn zur That geworden, versteht er ihren Sinn ganz, vielleicht im Tode erst, wenn er nichts andres mehr zu erkennen vermag.

Er legte ſich endlich nieder, aber nur um in dem Traume ſich von eben den Ideen als phantaſtiſchen Bildern umgaukelt zu ſehen, die ihn im Wachen als bildloſe Gedanken ſo mächtig angeregt hatten.

## III.

Laut rauſchte ſchon in dem helleſten Sonnenlichte das Getümmel der Stadt um den Grafen, als er wieder erwachte; und die Bilder des Traumes wandelten ſich neu wieder zu anregenden Gedanken in ihm um. Denn was er auf der Bühne geſehen, war nochmals, wie eine wirkliche Geſchichte, in dem Traume vor ſeiner Seele vorgegangen, und die Geſtalten hatten ihn um ſo mehr angeſprochen, als er ihnen nun ganz ſeine eigenen Worte in den Mund gelegt. Aber auch aus dem Stücke ſelbſt hatte ſich gar mancher Spruch ſo feſt in ſeine Erinnerung eingedrückt, daß er ſich denſelben noch wörtlich zu wiederhohlen vermochte.

So wandelte er mit großen Schritten durch ſeine Gemächer hin. Eben wiederhohlte er ſich zum zweyten Male mit Nachdruck die Stelle.

Du ringst umsonst mit des Geschickes Mache;
Flieh oder steh', gehorche, widerstrebe,
Dein Stehen ist der schnelle Lauf zum Ziele,
Dein Fliehen führt dich in des Feindes Arm,
Und in der Schlinge ist dein Haupt gefangen,
Der glücklich du den Fuß entzogen wähnst.

Da zog ihn, als er der Thüre abermals nahete, ein leises, wiederhohltes Pochen aus dem Gewinde seiner Gedanken, das ihn ganz zu umstricken drohete. Sein Geheimschreiber trat herein.

Der Graf, ganz erfüllt von seinem Gegenstande, fragte, was das gestrige Stück für einen Eindruck auf die Menge hervor gebracht habe? — Doch wies er sogleich sich selbst zurecht, du bist ja gar nicht im Theater gewesen und hast, indessen ich mit andern Dingen beschäftigt war, für mich gearbeitet. Du bringst Papiere zur Unterschrift; ich brauche nicht zu lesen; deute nur mit wenigen Worten den Inhalt an!

Aber Sulpizius — so hieß der Secretär — lächelte fein und behaglich, entgegnend: daß er jetzt in viel freudigerem Dienste komme, seinem

Herrn zu überreichen, wofür das ganze Land dem Himmel ein Dankfest feyern werde. Des Fürsten letzte Unterschrift! schloß er; die Hand meines Herrn wird von nun an statt der des Fürsten unterzeichnen.

Apollinar erbrach überrascht das dargereichte Papier, und nachdem er den Inhalt desselben gelesen, so rief er in freudigem Staunen aus: so ist denn wirklich auf das gestern eingetretene Zeichen auch heute die Erfüllung schon gefolgt. Nun, fügte er wohlwollend hinzu, hoffe ich bald im Stande zu seyn, dir einen Beweis geben zu können, daß ich deine langen und treuen Dienste zu lohnen weiß.

Aber Sulpizius entgegnete, wie es sein höchster Lohn seye, und er keinen andern begehre, als fortdauernd der Huld und des Vertrauens seines Herrn zu genießen.

Du hast recht, lieber Sulpiz, erwiederte der Graf, wie den andern kann ich dir nicht lohnen; aber du sollst etwas Größeres von mir empfangen. Du hast wohl gelächelt, wenn sich mit dir von

den Sternen redete, die unsere Schicksale leiten, und meintest, ein weltkluger Sinn seye die beste Schicksalsmacht in den irdischen Dingen. Nach und nach scheinst du eine Ahndung von etwas Tieferem zu gewinnen, und damit alle Zweifel in dir schwinden, will ich dir einen Blick in mein vergangenes Leben eröffnen, und du wirst staunen, wenn du erkennst, was auch heute wieder geschehen. Du magst es wohl für eine besondere Geneigtheit des Fürsten und seiner Tochter achten, daß sie zu so hoher Stelle mich bestimmten; aber siehe, vor vielen Jahren schon war dieß voraus bestimmt oder vielmehr vorher verkündet, daß es so kommen werde; denn bestimmt war es schon seit dem Anbeginne aller Dinge. Aber sprich, du erinnerst dich des Grafen Vitalis?

Wie sollte ich das nicht? entgegnete der Geheimschreiber; hat er doch eben so, wie mein Herr, frühe mich seines Vertrauens gewürdigt.

Nun, fuhr der Graf fort so weißt du, er war so gut wie mein Bruder, der Sohn der Schwester meiner Mutter, und nur um einen

Monat älter als ich. Aber was ich nun erzählen werde, weißt du nicht. Unsere Mütter waren durch das innigste Band der Liebe an einander gekettet; sie waren mit einander aufgeblühet und weil sie es kaum zu tragen vermochten, von einander getrennt zu leben, so hatten sie unsern Vätern, denen sie an Einem Tage ihre Hände reichten, zur Bedingung gesetzt, alle ihre Macht auf zu biethen, damit sie, die jetzt von einander schieden, so bald als möglich, Ein Ort wieder zusammen führe. Und das gelang denn auch dem vereinten Bemühen ihrer Gatten schnell, die einander nicht minder auf das innigste zugethan waren, als ihre Frauen. Und nicht nur denselben Wohnort, sondern auch dieselbe Wohnung sollten sie mit einander theilen. Es war dieß ein weitläuftiges Gebäude, das kurz noch ein Kloster gewesen. Wir beyde mochten damals etwa das erste Lebensjahr erreicht haben, und wurden mit so größerer Sorge von unsern Aeltern erzogen, da wir die beyden einzigen Söhne waren, und unsere Mütter uns zwar noch mehrere Schwestern,

aber nie wieder einen Bruder schenkten. Die gemeine Sage wollte dieß einem Fluche Schuld geben, den bey Aufhebung des Klosters ein Mönch über dasselbe sprach, daß an dieser Stätte nie solle ein Kind männlichen Geschlechtes geboren werden. Doch, was auch an dieser Sage seye, eben jener Mönch, der durch sein seltsames Wesen sich auszeichnete, hatte nie sich entschließen können, in die menschliche Gesellschaft, von der ihn sein Gelübde los geschieden, zurück zu kehren; er lebte einsam in dem Gebirge, wo er, ohne seine Ordenstracht ab zu legen, in einem kleinen Hause wohnte, das er sich bey einer in dem Walde befindlichen, uralten Kirche, zu der um ihrer Heiligkeit willen noch jährlich Wallfahrten geschehen, hatte erbauen lassen. Oefter kam er in unsere Wohnung, und obgleich ihn stets ein Entsetzen anwandelte, das heilige Haus zu weltlichem Gebrauche entweihet zu sehen, so schien ihn doch immer wieder eine geheime Sehnsucht nach demselben hin zu ziehen. Mit mir that er gewöhnlich sehr freundlich, meinen kleinen Bru-

der — denn als Brüder betrachteten wir einander — beachtete er gar nicht. Die Vernachläßigung ihres Kindes, das durch seine große Lebhaftigkeit und sein einschmeichelndes Wesen gewöhnlich vor mir, der ich mehr ernst und stille war, Gunst fand, schmerzte aber dessen hierdurch schon verwöhnte Mutter um so mehr, als sie selbst eine gar große Meinung von den Vorzügen des Knaben hatte, der damals etwa fünf Jahre alt war. Als daher wieder einmal der Mönch, oder wie er bey uns nur hieß, der Waldbruder, kam, und mich, der ich stumm und unfreundlich in der Ecke stand, durch Bilder, kleine Ringe und andere Geschenke, die er mir hin reichte, zu sich hin zu locken suchte, während er Vitalie, der zu ihm getreten war und mit liebkosenden Worten um diese Gaben bath, gar nicht zu beachten schien; so konnte dessen Mutter ihren Unmuth nicht unterdrücken und tadelte ihn geradehin, wie er doch gegen das eine mürrische Kind so alle seine Gunst verschwenden könne, indessen das andere freundliche eine kleine Gabe umsonst heische und

er für deſſen große Liebenswürdigkeit gar kein Auge zu haben ſcheine. Aber der Waldbruder ſah ſie finſter an, und in ſeiner Art, kurz und abgebrochen zu reden, fuhr er heraus: früh lieblich, früh welk! Ich hab's im Traume geleſen:

der Tag, da dieſen die Tiefe verſchlingt, wird jenen hoch erheben.

Von dieſer Zeit an kam der Mönch nie wieder in unſer Haus und niemand gedachte weiter dieſer Rede als eine alte Dienerin, welche ſie in ihrem gläubigen Herzen aufbewahrte und mir ſie ſpäter erzählte.

Du wuchſeſt mit uns auf; nach vollendeten Studien weihteſt du dich den Geſchäften des friedlichen Lebens; wir beyde gingen, da eben ein Krieg ausbrach, mit ins Feld, um auch in dieſer Laufbahn uns zu verſuchen. Wir rangen, nicht die letzten zu ſeyn; keiner that mir es zuvor; er nur ließ mich hinter ſich zurück. Als der Friede erkämpft war, traten wir nun auch in den bürgerlichen Wirkungskreis ein, du in meine Dienſte. Schnell ſchritten wir, außer unſerm

Eifer durch unser bedeutendes Vermögen und den Einfluß mächtiger Freunde unterstützt, von einer Stufe zur andern zu immer größerer Höhe hinan. Aber hier wenigstens hielten wir gleichen Schritt mit einander, und schon standen wir dem Throne des Fürsten nahe, als durch den Tod des ersten Ministers dessen Stelle erledigt wurde. Ich werde mich um diesen Posten bewerben, schrieb mir Vitalis; thue auch du das Gleiche; denn nur dir gönne ich ihn außer mir, und laß uns versuchen, schloß er spottend — denn auch er verlachte mich oft um meines Glaubens willen, — ob meine Freunde oder deine Sterne mächtiger seyn werden.

Aber diese unsere gemeinsame Bewerbung um gleiche Macht und Ehre störte im geringsten unsere Freundschaft nicht. Wir machten in dieser Zeit zusammen eine Reise nach einem Gute meines Freundes und genossen in großer Heiterkeit der schönen Tage auf dem Lande. Es war in der heißesten Sommerzeit und wir brachten viele annuthige Stunden lustwandelnd in den dunkeln Gängen seines weiten Parkes hin, wo wir uns

über die Verhältnisse des Staates und die Anordnungen besprachen, die der von uns zu treffen hätte, welcher Minister werden würde. Eines Tages hatten wir uns in diesen Gesprächen weiter als gewöhnlich entfernt; unvermerkt stieg ein schweres Wetter über uns auf. Wir suchten das Landhaus zu erreichen; schon sahen wir es vor uns; nur noch ein ziemlich geräumiger See, auf dem zu fahren es Vitalis besonderes Vergnügen gewährte, lag in der Mitte. Ich rieth, diesen zu umwandern; eine unbegreifliche Beängstigung hatte mich bey dem Anblicke der Wasserfläche befallen, die unter dem dunkeln Gewölke, das sich von oben darin spiegelte, zu einer schwarzen, grundlosen Tiefe schien geworden zu seyn. Vitalis bestand auf dem geraden und kürzern Wege über den See und schnell stand er in dem Kahne und hatte das Ruder gefaßt, ungeduldig mahnend, daß ich zu ihm eintreten möge. Ich gab endlich seinem Zureden nach; aber so wie wir über den dunkeln Wasserspiegel hin schwebten, erhöhete sich meine Angst, und kaum daß wir zwanzig Schritte

uns von dem Ufer entfernt hatten, fiel mir der Traum des Mönches ein. Ich drang darauf, zurück zu kehren, und weil ich ihn durch die Erzählung dieser Verkündigung nicht beunruhigen wollte, so suchte ich ihn durch die Nähe des Sturmes zu schrecken, der gewöhnlich dem Gewitter voraus zu gehen pflegt, und der jeden Augenblick erfolgen, und wenn er uns auf dem See erreichen würde, für uns sehr gefährlich werden könne. Aber er versicherte, durch seinen Muth und seine Kunst auch dem Sturme gewachsen zu seyn. Da ich endlich keine andre Beweggründe mehr wußte, erzählte ich ihm den Traum des Alten selbst. Er lachte darüber, und fragte mich: wie ich den Muth haben könne, mich an das Steuer des Staates stellen zu wollen, da ich es nicht wage, über einen See zu steuern? ja gar durch das Gerede eines alten Weibes mich schrecken ließe, die erzähle, was der Mönch vielleicht nie gesprochen, was aber an und für sich gleich unwichtig sey, ob es aus dem Wahne eines alten Weibes oder dem verwirrten Gehirne eines schwa-

chen Waldbruders hervor gegangen. Ich drang noch ernster in ihn, und bath ihn wenigstens zu schweigen, da mit solchen Dingen sich nicht Spott treiben lasse und es gefährlich seye, die Macht des Schicksals zum Kampfe auf zu reizen. Und um nur schneller fort zu kommen, ergriff ich nun auch das andere Ruder. Aber in diesem Augenblicke brach der Sturm mit groser Gewalt los. Von unsern Dienern waren, während dieß vorging, mehrere aus dem Landhause nach dem jenseitigen Ufer geeilt; man rief um Hülfe; aber keiner getraute sich, den dort liegenden Kahn zu besteigen, weil ihn keiner zu führen verstand. Wir behaupteten uns indessen mit groser Anstrengung; aber immer furchtbarer hallte der Donner, immer mehr gewann der Wind Macht, und wir vermochten endlich mit unsern erschöpften Kräften nicht mehr zu widerstehen. Schon von dem Ufer nicht mehr ferne, wurde unser Kahn plözlich umgeworfen, und wir sanken mit einander unter.

Als ich wieder zu meinem Bewußtseyn gelangte,

fand ich mich in meinen durchnäßten Kleidern an dem Rande des Sees; der Arzt aus dem nahen Landstädtchen war um mich beschäftigt. Es waren endlich Leute herbey geeilt, die den Kahn zu leiten wußten, und hatten, von mir unbemerkt, mich in dem Augenblicke des Sinkens erreicht. Schnell war ich wieder zu mir selbst gekommen; das Gewitter hatte nachgelassen; es regnete nur noch. Aber wo ist Vitalis? war meine Frage. Noch hatte man seine Leiche nicht aufgefunden. Ein unaussprechlicher Schmerz beßel mich. So hat er denn, seufzte ich in mir selbst, durch seinen Unglauben sich dem Abgrunde geweiht! Alle Erschöpfung des Körpers mußte dem Ringen des Geistes weichen. Keine Warnung vermochte mich ab zu halten, nicht selbst den Kahn wieder zu besteigen; und wir fanden nun schnell unfern von dem Ufer die Leiche. Kaum war diese nach dem Landhause gebracht, als ein Reitender aus der Hauptstadt mit der Nachricht anlangte, daß Vitalis zum Minister ernannt seye. Er war nicht mehr. Da man aber allein zwischen ihm und mir

geſchwankt hatte, ſo erhielt ich nun die erledigte Stelle, und ſo hat der Tag, der jenen in die Tiefe verſenkte, mich in die Höhe erhoben und iſt früt der Spruch des Schickſals, wie dieſes in des Mönches tiefem Gemüthe ſich voraus verkündete, in Erfüllung gegangen.

Wunderbar! rief Sulpitius: in der That höchſt wunderbar! Aber doch ließe ſich hier immer noch ein großer Theil des Zuſammenhanges der Dinge dem Zufalle beymeſſen!

Dann gewiß nicht mehr, entgegnete Apollinar, wenn du auch das noch Wunderbarere vernehmen wirſt. Denn ſieh', Sulpiz, eben in jener Nacht, da ich das Diplom vom Fürſten erhielt, erſchien mir in einem Geſichte der Alte, in ſeiner Mönchskleidung, und überhaupt gerade ſo, wie ich mich noch erinnere, ihn als Knabe geſehen zu haben. Nur ſein ganzes Geſicht leuchtete und ein Schein fiel auf ein Buch, das er geöffnet vor ſich hielt, und das in der Dunkelheit ſein Licht eben durch den Strahl aus den Augen des Alten erhielt. Er las in wenigen Sprüchen die

Geſchichte meines Lebens, ſo weit ich es vollendet hatte; dann fuhr er fort:

noch geht dein Lauf hinan, und wenn du Ruder und Segel verleihen wirſt dem Fahrzeug, von der Hand einer ſchonen Frau erbaut, wird abermals deine Bahn eine Stufe höher hinan führen; bis —

aber nun begann der Vorleſer zu ſtocken und verſuchte vergeblich, das jetzt folgende Wort aus zu ſprechen, und je verworrener ſeine Laute wurden, um ſo mehr trübte ſich das Licht, das von ſeinem Angeſichte ausſtoß, und die Erſcheinung erloſch endlich gänzlich in der Dunkelheit. — Eben ſo ward mir in der zweyten Nacht das Traumgeſicht; bey demſelben Worte ſtockte er, und die Erſcheinung verſchwand. Aber auch in der dritten Nacht kehrte ſie zum dritten Male wieder, und jetzt leuchtete das alte, ſeltſame Geſicht beſonders hell; der Mönch ſprach mit beſonders ſtarker Stimme; bey jener Stelle folgte nur ein augenblickliches Stocken und aus ſeinen Augen ein Zücken, wie

das eines Blitzstrahles, aber die Verkündigung ward vollendet.

Nach einer Pause, während welcher der Diener in nachsinnendem Schweigen da stand, fuhr sein Herr fort: Sieh, Sulpiz, jene Worte des zweyten Gesichtes könnten recht erscheinen, wie das verworren zusammen gefügte Gebilde eines Traumes, und ich gestehe gern, daß ich selbst öfter Zweifel daran hegte, obgleich diese auch wieder verschwanden, so bald ich die dreymalige Wiederkehr der Erscheinung erweg. Aber auch das Geringste ist nicht unwichtig in der Kette der Dinge und kann die Anregung zu großen Ereignissen werden. Du kennst das Spiel, das jetzt in unsern Zirkeln so beliebt ist. Unsere Fürstin zeigte ein besonderes Interesse dafür, und um ihretwillen habe ich es meiner Aufmerksamkeit nicht unwerth gehalten. Auch gestern treffe ich sie damit beschäftigt; ein Schiff, sagte sie, soll diese Figur bedeuten; aber wie demselben Segel und Ruder geben? Ich hatte die Zusammenfügung des Ganzen schnell durchschaut; gestern em-

pfängt das von der Hand der schönen Frau erbauete Fahrzeug durch mich Segel und Ruder, und heute empfange ich das Diplom von unserm gnädigen Fürsten, das mich wieder um eine Stufe der Höhe näher rückt.

Wunderbar! rief hier Sulpizius aus; über alle Wunder wunderbar! Kaum getraue er sich hier etwas zu entgegnen; aber doch — die große Leutseligkeit seines Herrn gebe ihm den Muth, diesen Gedanken laut werden zu lassen — wer zweifeln wolle, könne immer noch einen gewissen Zusammenhang der Ideen zwischen dem Kahne bey der unglücklichen Fahrt auf dem See und dem Schiffe des Traumes finden, und, dünke ihn, die Vollendung der dritten Verkündigung, die gewiß gleich geheimnißreich seye, müsse dem Ganzen das Siegel der Wahrheit aufdrücken.

Ja wohl, sagte der Graf, ist auch diese höchst wunderbar. Bis, sagte der Mönch — doch, unterbrach sich selbst schnell der Graf, dieß darf nicht verkündet werden vor seiner Vollendung, soll diese nicht selbst dadurch unmöglich werden. Denn

man darf die Schicksalsmächte in ihrem geheimen Wirken nicht stören und niemand mit wissend machen in ihrem Rathe, dem sie nicht selbst sich offenbaren; und unsere Beziehungen auf unser Glück, die uns wie feine, unsichtbare Fäden daran knüpfen, sind oft noch zarter und leichter zu zerstören, als der Gedanke, der wie ein leichtes, ätherisches Gebilde in unserer Seele, oft da schon zerrinnt, wo nur der Hauch des Wortes ihn anrühret, oder die Feder sich bewegt, um das flüchtige Wesen in den Zügen der Schrift fest zu bannen. Aber, schloß er, habe Muth, Sulpiz, hoch führet unsere Bahn hinan, und ich werde dich, der du mir mehr als Hand, oft der Gedanke bist, den dieselbe glückliche Stunde mit mir geboren, auch in meinem hohen Streben mit hinan ziehen.

Kaum hatte er diese Worte beendet, als ihm gemeldet wurde, der Läufer des Herrn sey eben erschienen, um ihn zu dem Fürsten und der Fürstin zu rufen.

## IV.

So bald Sulpizius seinen Herrn bey Hofe wußte, eilte er selbst ohne Zögern zu der Oberhofmeisterin, welche, früher die Erzieherin der Fürstin, nun ihre Vertraute war. Sie hatte ihn die lange Straße mit schnellen Schritten her wandeln sehen und trat ihm bis unter die Thüre des Zimmers entgegen, wo sie ihn mit triumphirender Miene empfing. Mit dem nicht minder sichtbaren Stolze eines Siegers begrüßte sie der Geheimschreiber. Glauben Sie nun an die Clair-Voyante? redete sie ihn an. O ich habe nie an dem richtigen Blicke meiner verehrten Hellsehenden gezweifelt, entgegnete er; der wahrhaft hell Sehenden, setzte er hinzu, die ich vor mir zu begrüßen das Vergnügen habe. Denn daß die Somnambule, zu der das Volk strömt, um sich heilen und wahrsagen zu lassen, das rechte Licht nicht hat, ließ sich jetzt einem jeden deutlich machen, weil sie sonst sich nicht hätte ihr Licht verdunkeln lassen durch den noch hellern Schein des neuen Goldes. Ihr Vater aber hat mit seinem Kunststücke sich

Univ.-Bibl. München

nun einen Jahrgehalt erwerben, der ihn bis zu seinem Ende vor allen Ohnmachten aus Schwäche bewahrt, und damit seine Tochter ja das innere Licht nicht verliert, habe ich ihm aufgegeben, dieses in ihr zu erhalten, wenn er der richtigen Auszahlung seiner Pension gewiß seyn will. Denn wir brauchen für unsere dunkel Sehenden noch dieser Hellseherin, damit sie denselben nicht ihr, sondern unser Licht leuchten lasse; und ich denke auf diesem Wege sollen wir beyde, den Grafen und die Fürstin, einander entgegen und näher führen.

Den Grafen wohl, erwiederte die Oberhofmeisterin; aber mit der Fürstin wird es schwerer halten; sie hat zu viel Religion und Grundsätze, und da ich neulich zu ihr sprach von der geheimnißvollen Beziehung, in der gewisse, wie es scheine, mit einer besondern Virtuosität begabte Menschen — denn einer solchen Virtuosität bedürfe es in diesen Dingen mehr als sonst wo — mit der verborgenen Macht des Schicksales stehen, das sich durch sie offenbare, sey es im Traume, oder durch Ahndung, oder in magnetischem Schlafe

oder durch eine Prophetengabe, und wie es wohl in einzelnen Fällen nützlich seyn könne, bey diesen über unsere Zukunft und die von uns zu betretenden Wege uns zu berathen; so zeigte sie sich hierüber sehr betroffen und verbarg nicht, wie sie diese Aeußerung nach dem, was sie von frühe an aus meinem Munde vernommen, am wenigsten von mir erwartet habe, da sie so oft von mir gehört, wie alles Forschen nach der für uns verschlossenen Zukunft unnütz seye, und jeder Glaube an eine solche dunkle Macht des Schicksales nur zu tausend Verirrungen führen müsse. Hierauf konnte ich dann freylich nur erwiedern: daß es gewisse Dinge gebe, von deren Wahrheit wir uns nur durch die von uns selbst gemachte Erfahrung zu überzeugen vermöchten, ich aber diese Erfahrung selbst später erst gemacht habe.

Und haben Sie, fragte Sulpizius, heute noch nicht Gelegenheit gehabt, nach dem Eindrucke zu forschen, den die Scene bey der Somnambule auf sie machte?

Dieser scheint, entgegnete die Oberhofmeiste-

rin, keines Weges unſern Planen günſtig. Sie fürchtet, dennoch durch dieſe Lockung einer übermäßigen Forſchungsbegierde, wie ſie es nennt, ſich etwas vorgeben zu haben; und da ich die Rede auf einen zweyten Beſuch hin leitete, ſo erklärte ſie feſt und ernſt: nie werde ſie ſich der Gefahr einer ähnlichen Verlegenheit, wie die erſte geweſen, wieder ausſetzen. Auch, ſagte ſie, komme es ihr doch zuweilen vor, ohne daß ſie die Möglichkeit klar durchſchaue, als habe ein Trug ſtatt gefunden; das ganze Benehmen der Somnambule ſcheine ihr zu ſehr ein wohl bewußtes und abſichtliches Handeln geweſen zu ſeyn. Und wenn es wirklich wahr ſeye, daß eine ſo innige Verbindung zwiſchen dem Magnetiſeur und der Magnetiſirten ſtatt finde, daß gewiſſer Maaßen beyde nur Einen Willen hätten, oder vielmehr das Wollen der letztern von dem des erſtern verſchlungen werden könne, ſo finde ſie etwas ſehr Gefährliches darin; und ſie würde lieber dieſem ganzen Daſeyn entſagen, als es je geſtatten, die Heilung eines Uebels vermittelſt eines, durch die

Hülfe eines andern erregten, magnetischen Zustandes zu erlangen, welcher zugleich ihr innerstes Wesen in gewissem Grade von diesem andern abhängig mache: denn nie würde sie ihren Willen unter den eines andern Wesens als unter den Willen Gottes und eines solchen, das Gottes Willen zu dem seinigen gemacht hat, gefangen geben. Und welcher Mißbrauch könne nicht hier vorgehen, wenn der Magnetiseur nicht ein durchaus reiner und heiliger Mensch sene.

Nun, wenn sie auch hieran nicht glaubt, sagte Sulpizius, so hat sie doch Glauben an Gott, überhaupt Glauben an eine höhere Macht?

Die Oberhofmeisterin bejahete dies.

Nun, fuhr der Secretär fort, so haben wir, die wir keinen Glauben haben, als den allein wahren und kräftigen, den an uns selbst, damit schon den Sieg gewonnen. Denn jeder Glaube ist ein Gebäus, in dem sich der Glaubende, gleich einer Schildkröte in ihrer Schale, nur ungeschickt bewegt, und um ihn fest zu halten, be-

darf es nur der Kunſt, das Panzerthier um zu kehren und es auf ſeinen Rückenſchild zu legen, wo es dann, an den Boden feſt geheftet, mit den Füßen zappeln und nach dem Himmel und den Sternen greifen mag; aber an ſeine Stelle bleibt es feſt gebannt, bis wir es wieder umkehren.

Doch aber, entgegnete die Oberhofmeiſterin, gibt ihr Gehäus auch wieder dieſen Geſchöpfen ſolche Stärke und Unverletzlichkeit, daß die Laſt des ſchweren Schickſalwagens, der über ſie hin rollt, ſie in ihrer Schale, in die ſie ſich zurück ziehen, nicht zu erdrücken vermag.

Aber, entgegnete mit argem Hohne Sulpizius, dafür beſitzen ſie auch die Geſchmeidigkeit nicht, dem Stoße dieſes Wagens ſich zu entwinden, und müſſen ihn, wenn ſie einmal liegen, ruhig über ſich hin gehen laſſen.

Aber, unterbrach er ſich, über unſerm Scherze hätte ich beynahe das Wichtigſte vergeſſen. Den Grafen habe ich nun ganz in meinen Händen, und was ich nur theilweiſe wußte und durch Ver-

mut;ung zu ergänzen genöthigt war, das ist mir nun ganz klar; der Graf selbst hat mir den Blick in die Geheimnisse seines Innern geöffnet. Und nun erzählte er alles wieder, was ihm Apollinar vertraut hatte, indem er mit den Worten schloß: Nahe war es daran, daß ich ihm auch das Geheimniß des dritten Traumes entlockt hätte, aber sein Sternenglaube macht ihn vorsichtig. Ich selbst muß fortdauernd die Rolle des Unbefangenen und Zweifelnden behaupten, aber an Ihnen liegt es nun, das Geheimniß vollends zu entlocken, um darauf dann desto sicherer unsere Plane bauen zu können. Sie versprach, gewiß an dem Ihrigen es nicht fehlen zu lassen, und versicherte, ihre Tochter werde ihm noch besonders für das große Gelingen danken.

Hiermit trennten sich beyde. Sulpizius trat durch die weiten Gänge vor die Stadt hinaus, wo eben die ersten Blüthen hervor brachen, und eine große Menge Menschen in dem milden Scheine der jungen Frühlingssonne lustwandelte. Alle Vorübergehenden begrüßten ihn, als den

Günstling des Ministers, mit großer Verehrung, und stolz schritt er durch dieselben hin. Er hatte die Kunst gewonnen, in der innern Folge und dem Zusammenhange seiner Gedanken nicht durch äußere Gegenstände gestört zu werden und, während er grüßte und von Zeit zu Zeit einzelne Worte mit den ihm Begegnenden wechselte, hielt er in sich selbst seine Ideenreihe fest, die er mit großer Klarheit entfaltete, voraus schon des Gelingens seines Planes und des Erfolges seiner sichern Berechnung gewiß. Er wollte der Herrscher des Staates seyn; das konnte er nur durch den Grafen erreichen, wenn er, während er diesem den Nahmen überließ, selbst die Macht behauptete. Der Graf liebte die Fürstin; diese mußte dahin geleitet werden, daß sie ihn wieder liebte. Dazu bedurfte er der Oberhofmeisterin, außerdem noch sollte ihm deren schöne Tochter in ihren Armen den höchsten Erdengenuß gewähren. Die Mutter aber wollte durch diese Verbindung den klugen, viel vermögenden Mann unzertrennbar an sich ketten, um durch ihn selbst

wieder die Erste nach der Fürstin zu seyn. Diese sollte, wenn die Künste der Clair-Voyante nicht fruchteten, durch ihre Religiosität und Liebe für den Vater und Staat, als ihre Schale, der Graf durch seinen Schicksalsglauben, als die seinige, gehalten werden. So verachtete dieser übermüthige Mensch alle andre, und selbst die Oberhofmeisterin, die er scheinbar zu seiner Verbündeten erhob, war ihm nur Werkzeug in seiner Hand; denn wenn solch ein Geist den Bund mit dem Himmel gebrochen hat, wahret er auch auf der Erde keine Treue mehr. Der rechte Staatsmann und Mann des Staates, sagte er sich, muß keinen Glauben haben, nichts mehr, was Furcht, Scheu oder Scham heißt und was ihn hemmen könnte in seiner scharfen und sichern Berechnung und in dem Festhalten des vorgesetzten Zweckes: seinen Staat über alle andre und sich an die Spitze seines Staates zu erheben. Kühn blickte er in die Zukunft hinein, die ihm alles versprach, wornach ein verirreter Geist nur lüstern seyn kann: Ehre, Reichthum, Macht und höchste Er-

denluſt an dem Buſen des holdeſten Weibes. Und, ſagte er ſpottend, daß ſie zaghaft den Blick nieder ſchlägt, wenn das Feuer meiner Augen ſie trifft; und ihre frommen Mädchenworte verſtummen vor dem gewaltigen Scherze meiner Lippen, und ſich vielleicht im Stillen einen Tadel über meine Naſe erlaubt, die in zu gewaltigem Bogen ſich nach dem Kinne hinab beugt, das von unten hervor und zu der Naſe hinan ſtrebt, als wenn beyde einander begegnen wollten, und ihr meine Haare, die der Sonne etwas von ihrem Glanze und dem edelſten Metalle von ſeinem Scheine abgeborgt haben, nicht gefallen wollen, alles das ſind bloße Vorurtheile und ſo ein ſchwacher Wille muß endlich doch meinem kräftigen Wollen ſich gefangen geben.

Unter dieſen Gedanken war Sulpizius wieder nach Hauſe zurück gekehrt, wo bald nach ihm auch Apollinar anlangte. Mit doppelt erhöhetem Eifer arbeiteten nun Herr und Diener, und der Geheimſchreiber leiſtete dem Grafen bald nicht bloß mehr Hülfe in Leitung des Staates, er ward

auch immer mehr der Vertraute seines Herzens. Die Somnambule trieb ihren Trug mit großer Geschicklichkeit, und in so vielfach wechselnder Kleidung auch Apollinar erschien: sie wußte voraus, daß er kommen werde und er erfuhr nur, was er zu erfahren wünschte und nach dem Plane der beyden Verbündeten erfahren sollte, die mit arger Kunst seiner Liebe immer mehr Nahrung reichten, ohne dieselbe mehr als schweigend ahnden zu scheinen. Dabey wirkte der Secretär kräftig in den Geschäften des Staates mit, ein tüchtiger Geist, wo er das Gute wollte; und das wollte er jetzt, ohne doch einen guten Willen zu haben. Denn alles Gute vollbrachte er nur, um den Grafen in den Augen der Fürstin höher zu stellen, und um sich selbst jenem und durch ihn dieser immer mehr zu empfehlen. So wurde die Wohlfahrt des Landes nicht wenig gefördert unter der Regierungs-Verwaltung des Grafen.

Aber noch war sein dritter Traum ein Geheimniß. Die Oberhofmeisterin zeigte sich immer mehr als die, welche ihm entgegen kam und

seine Annäherung an die Fürstin begünstigte. Dieß entging ihm nicht; mit ihrer Hinneigung zu ihm, stieg sein Vertrauen zu ihr; es war wie ein stilles Zusammenwirken, eine unausgesprochene Abrede zwischen beyden. Eines Tages nun erzählte sie ihm von ihrem Leben und dessen wunderbaren Fügungen, und wie bisher alles in Erfüllung gegangen, wie in ihrer Jugend ein Traum, den sie ihm erzählte, von dem Tode ihres Gatten, der in der Schlacht fiel, bis auf die Gemüthsart ihrer stillen, von dem Hofleben sich abwendenden Tochter es voraus gesagt habe; und wie sie darum nicht zweifle, daß nach dem Traume auch der noch übrige Theil ihres Lebens sich gestalten werde. Ihre List gelang. Begeistert in seinem Glauben durch ihr unwidersprechliches Beyspiel, und durch ihr Vertrauen zu gleicher Mittheilung gestimmt, erzählte er ihr nun auch seine Träume, und verschwieg vor ihr, der mit ihm den höhern Mächten gleich Befreundeten auch die Verkündigung des Mönches in dem dritten Traume nicht, da es diesem endlich gelang nach

zweymal vergeblichem Versuche die Worte: noch geht dein Lauf hinan und wenn du Ruder und Segel verliehen wirst dem Fahrzeug, von der Hand einer schönen Frau erbaut, wird abermals deine Bahn eine Stufe höher hinan führen, bis — mit dem Spruche zu vollenden: bis der Kranz, den dir in unterirdischer Halle neben dem Bett der schlummernden Weisheit des Tollen Hand auf das Haupt gedrückt, ganz erblühen wird zum Herrscherschmuck.

Am andern Tage erzählte die Oberhofmeisterin dem Geheimschreiber den Traum; aber hier, fügte sie kleinmüthig hinzu, möchte es auch der klügsten Schicksalsmacht schwer fallen, einer so abenteuerlichen Traumphantasie nach zu kommen, und ich fürchte, unsere Wünsche stehen noch fern vom Ziele, wenn ihre Erfüllung auf dem Wahrwerden dieses Traumes beruht.

Nachsinnend stand Sulpizius bey diesen Worten; auch die Oberhofmeisterin schwieg; eine lange

Stille trat ein. Dann schnell mit einem Male erhob er das Haupt, in rascher Bewegung regten sich seine geschmeidigen Glieder, sein Auge blitzte hell, wie wenn plötzlich der Gedanke sich entzündet. Und wird, fragte er zuversichtlich, die liebenswürdige Adele an dem Tage mir öffentlich verlobt werden, an dem es des Schicksals Macht, durch meine Hand geleitet, dennoch gelingen wird, die Zeichen des Traumes in die Wirklichkeit treten zu lassen?

Die Oberhofmeisterin bejahete dieß, versichernd, daß es, wie er selbst wisse, ihre Schuld nicht seye, daß dieß nicht jetzt, schon geschehen. Bis dahin wolle sie mit ihrer Tochter Nachsicht tragen, dann aber werde gegen deren ferneres Widerstreben ihr strenger mütterlicher Befehl eintreten. Auch scheine es, als ob sich die Abneigung, die Adele so entschieden gegen den Freund ihrer Mutter gezeigt, schon um vieles gemindert habe.

## V.

So gingen die beyden ersten Sommermonate

vorüber, indessen die Oberhofmeisterin alles aufbot, die Fürstin für den Grafen zu gewinnen. Und es bedurfte nicht erst ihres Bemühens, um ihr denselben groß und herrlich zu zeigen. Er selbst stand, mit vielen vortrefflichen Eigenschaften ausgestattet, in dem eigenen schönen Lichte als edler Mann an der Spitze der Verwaltung des Staates, den er zu beherrschen würdig schien, und seine einzige Verirrung, außer der er keinen Fehler besaß, blieb, die beyden Verbündeten ausgenommen, vor allen andern verdeckt. In dieser Zeit aber starb, so lange man seinem Tode entgegen gesehen hatte, endlich doch schnell und unvermuthet der alte Fürst. Die allgemeine Liebe und Verehrung des ganzen Landes forderte eine große und glänzende Leichenfeyer. Die Fürstin fühlte sich zu tief verwundet, um derselben beywohnen zu können. Desto zahlreicher erschien der ganze Adel des Landes, und ein langer, fernhin durch die Nacht mit seinen Fackeln leuchtender Zug von Wagen, Reitern und zu Fuße Wandelnden, von Hofleuten, Bürgern und Garden

begleitete die fürstliche Leiche von der Residenz nach einer nicht sehr weit entfernten Bergstadt, wo sich das Erbbegräbniß des fürstlichen Hauses befand, und wo die Todtenfeyer in der schwarz umhängten Kirche, die von dem Gewölbe herab, wie von den Sternen des Himmels, ihr Licht empfing, gehalten wurde. Die höchsten des Landes trugen zuletzt, von der Geistlichkeit angeführt, den Sarg in die Gruft hinab. Der Hofkapellan, ein Greis, der mit dem verstorbenen Herrn aufgeblühet und mit ihm gewelkt, und sein vertrauter Freund gewesen war, sprach noch wenige Worte bey dem Sarge, als dieser hingesetzt war, um die Reihe der fürstlichen Leichen aus diesem Stamme zu schließen. Alle waren tief erschüttert; besonders der Graf. Eben endete der Geistliche seine Rede, um über die um ihn bey dem Sarge des Fürsten Versammelten den Segen zu sprechen, als plötzlich der Ruf einer gellenden Stimme durch das Gewölbe hallte: du bist von nun an der Fürst; dir gebühret der Herrscherschmuck! Und als alle ihre Blicke nach dem Gra-

sen, als nach der Stelle hin wandten, von wo die Stimme erklang: so erblickten sie einen Lorbeerkranz um dessen Schläfe, und mit seltsamen Geberden, und alle Zeichen geistiger Verirrungen an sich tragend, stand hinter ihm ein Mensch, der, wie es sich zeigte, leise von hinten herbey geschlichen war und dem Grafen den Kranz auf das Haupt gesetzt hatte. Die meisten kannten diesen Mann. Er war ein Wahnsinniger. Selbst aus niederm Stande hatte er sich die Liebe eines Mädchens aus einer vornehmen Familie gewonnen, und sie war zwar endlich nach langem Kampfe seine Frau geworden, aber ihre stolzen und erbitterten Aeltern verstießen sie auch damit gänzlich aus ihrem Hause und Herzen. Einige Jahre hatten beyde Ehegatten still und abgetrennt mit einander gelebt, und schienen dauernd die glühendste Liebe für einander zu bewahren, bis er eines Tages seine Gattin tödtlich verletzte, und man zweifelte um so weniger, daß er dieß in einem Anfalle von Wahnsinn gethan, da er bey dem Verhöre und von dieser Zeit an fortdauernd

die entschiedensten Aeußerungen von Geistesverirrung kund gab, weßwegen er auch in einem Irrenhause eingeschlossen wurde. Wie er aus diesem entweichen und in die Gruft gelangen, sich hier verbergen und unvermerkt hervor treten konnte, begriff niemand. Der Graf aber stand einen Augenblick, wie von einer unsichtbaren Macht gelähmt, stumm und staunend da; dann nahm er den Kranz von seinem Haupte, und befahl, den Wahnsinnigen durch die hinter Thüre des Chores der Kirche in aller Stille hinaus zu bringen.

Nichts deste weniger erregte der ganze Vorfall grosses Aufsehen, und würde vielleicht wunderliche Muthmaßungen in den Gemüthern vieler veranlaßt haben, wären nicht alle von der Tugend des Grafen all zu fest überzeugt und alle zu sehr von Liebe und Verehrung zu diesem Manne erfüllt gewesen, als daß nur von ferne ein Zweifel hätte statt haben können, ob die ganze Sache nicht von dem Grafen selbst angelegt seye. Und diese auf zu klären, waren alle Versuche vergeblich.

Der Wahnwitzige, der meiſt nur mit verzerrtem Lachen auf die an ihn gerichteten Fragen antwortete, blieb auch dann, wann er lichtere Stunden zu haben ſchien, bey der Behauptung: im Schlafe habe ihn eine rieſengroße Geſtalt aufgehoben und durch ein geöffnetes Chorfenſter — und, wunderbar, war wirklich ein Fenſterflügel im Chore offen — in die Gruft getragen; und habe dann vor ihm geſtanden und ihn gehalten, daß er die blinkenden Verzierungen an den ſammtnen Sargüberzügen, nach denen er große Luſt in ſich gefühlt, nicht abgeriſſen und damit geſpielt habe; bis dann die Geſtalt mit einem Male ihn losgelaſſen, und, indem ſie ihm den Kranz in die Hand gelegt, geheißen habe, dieſen dem Herrn, den ſie ihm bezeichnete, auf das Haupt zu ſetzen, und ſo habe er dieſen für den Fürſten gehalten.

Aber obgleich dieſer Vorfall von den andern bald wieder vergeſſen war, ſo bald er aufhörte, um ſeiner Neuheit willen das Geſpräch der Stadt und des Landes zu ſeyn; ſo blieb doch der Eindruck deſſelben feſt und bewältigend in dem Ge-

müthe des Grafen. Er war in sich überzeugt, daß, weil nun auch die Zeichen des dritten Traumes in die Wirklichkeit getreten waren, auch diesen die Erfüllung folgen werde. Und voll Verehrung vor der Macht seines Geschickes, sank er an dem Abende jenes Tages auf seine Kniee nieder, und durch das geöffnete Fenster seinen Blick zu dem Firmamente richtend, sprach er mit halb lauter, bebender Stimme: Ihr ewigen Lichter, deren Glanz nie erlischt, leuchtet einem jeden vor auf seiner Lebensbahn, und wer nur zu enträthseln verstände eure geheimnißvollen Winke, der könnte jede Stunde seines Lebens, jeden Gedanken seiner Seele auch zuvor in euern Bildern geschrieben lesen. Wohl was keines Vernünftigen Geist je hätte zu enthüllen vermocht, habt ihr mir tief unten, wo nun mit dem schlummernden Fürsten die Weisheit in dem Bette ruht, aus dem keiner aufersteht, durch des Wahnwitzigen Mund kund gethan, und nun zweifle ich auch nicht, daß ich auf der Bahn, auf welcher ihr mich zur Höhe hinan zieht, noch weiter vorschrei-

ten, und mir endlich der Kranz zur Herrscherkrone erblühen werde.

## VI.

Apollinar verbarg nun seine Liebe zu der Fürstin, die er bisher vergeblich in sich selbst zu bekämpfen versucht und die er sich selbst oft gar nicht einmal hatte gestehen wollen, nicht mehr vor sich, und auch vor seinem Vertrauten, dem sie kein Geheimniß war, nicht länger; und er glaubte sich durch seine Schicksalsmacht gerechtfertigt. Die Sterne wollen es, sagte er; was frommte mein Widerstreben? Sulpizius aber both alles auf, indem er fort fuhr, scheinbare Zweifel zu äußern, seinen Herrn immer mehr in diesem Wahne zu verstricken. Dabey unterließ die Oberhofmeisterin, die nun völlig Mitvertraute geworden war, nicht, von Zeit zu Zeit von Beobachtungen zu reden, die sie an der Fürstin wollte gemacht haben, wie diese mit sich selbst kämpfe, aber vergeblich sich bemühe, eine gewisse Leidenschaft für den Grafen zu verbergen.

In der That aber hatte sie bey ihrer fürstlichen Pflegetochter einen weit schwereren Stand, als sie erwartete. Diese schien ihre Andeutungen gar nicht zu verstehen, und keine andere Verehrung vor dem Grafen zu kennen, als die vor ihrem ersten und würdigsten Diener; aber da hielt sie auch jede Auszeichnung dieses so hoch verdienten Mannes für zu geringe. Nach dem Tode ihres Vaters hatte sie sich zwar huldigen lassen, aber vorerst selbst die Leitung des Staates von sich gewiesen, und dem Grafen aufgetragen, bis auf weitere Bestimmung die Verwaltung der Regierung, wie bisher, fort zu führen. Sie selbst hatte sich nach einem Lustschlosse jenseits des Stromes, der an ihrer Hauptstadt vorbey floß, zurück gezogen, wo sie, losgeschieden von allen weltlichen Dingen, allein der Erinnerung an ihren geliebten Vater und höherer Betrachtung zu leben schien. Sie hatte nur eine sehr kleine Dienerschaft um sich; auch die Oberhofmeisterin war nicht beständig bey ihr, sondern fuhr nur öfter aus der Stadt zu ihr heraus. Aber diese ahndete nicht, was

indeſſen hemmend aus ihrem eigenen Hauſe zwiſchen ſie und Klothilden getreten war, und gänzlich allen ihren Einflüſſen auf das Herz derſelben ein Ende machte.

An jenem Tage nähmlich, da das Volk mit ſchmerzlich freudigem Jubel Klothilden, als der letzten Fürſtentochter aus dem Stamme ihrer vielverehrten Herrſcher, ſeine Huldigung darbrachte, war ſie auch an dem Abende nochmals nach der Stadt gefahren, um Zeugin der Freude der Menge zu ſeyn, die in zahlreichen Schaaren durch die Straßen der erleuchteten Stadt auf und nieder wogte, von Hauſe zu Haus die Inſchriften und andere Ehrenzeichen betrachtend; und auch als die Fürſtin ſich aus dem Gewühle in ihre Einſamkeit zurück gezogen hatte, dauerten die ſchöne Sommernacht hindurch die Luſtbarkeiten noch in der Stadt fort. Bey ihrer Rückkunft aber ward ihr gemeldet, daß ſchon ſeit einiger Zeit ein junges, bildſchönes Mädchen ihrer harre, die mit großer Aengſtlichkeit verlangt habe, vor die Fürſtin geführt zu werden, der ſie wichtige Dinge zu ent-

decken habe. Klothilde befahl, sogleich die Angemeldete vor sie zu bringen, und wie staunte sie nicht, als diese sich ihr als die Tochter der Oberhofmeisterin darstellte, und mehr noch über das, was sie ihr enthüllte. Denn schluchzend sank das Mädchen vor ihr auf die Kniee nieder, und bath, während ein Strom von Thränen aus ihren schönen Augen hervor brach, auf das flehentlichste, sie darum nicht für eine schlechte Tochter zu achten, wenn sie als Anklägerin gegen ihre eigene Mutter erscheine. Und nun enthüllte sie den Plan und die gewaltsame Nöthigung ihrer Mutter, die, nachdem sie erst freundlich in sie gedrungen, dann auf ihr beharrliches Widerstreben an dem Begräbnißtage des Fürsten ihr mit Androhung ihres mütterlichen Zornes gebothen habe, dem Geheimschreiber Sulpizius ihre Hand zu reichen, einem Manne, gegen den sie, wie gegen den Bösen selbst, den entschiedensten Widerwillen in sich zu hegen, sich gedrungen fühle, weil sie ihn kenne als einen Menschen, der, gänzlich alles Glaubens an Gott und jeder Scheu vor allem Heiligen be-

raubt, ein arges Spiel mit seinem Herrn treibe, ja sich erfreche, in dem Vereine mit ihrer Mutter, ruchlose Plane gegen die hohe Person der Fürstin selbst zu ersinnen. Nur zwey Redliche seyen an dem Hofe, der Graf Apollinar, ein Betrogener, und ein anderer, der sich jetzt zurück gezogen habe und nur wenige Stunden von der Fürstin bey dem Eingange in das Gebirge auf seinem Landsitze lebe und ihr alles enthüllen könne. Dabey flehete sie nochmals um die Hülfe der Fürstin und Verzeihung für ihre eigene Mutter, und bath dann ängstlich, sogleich wieder zurück kehren zu dürfen, damit sie noch vor der Rückkehr dieser letztern, die an den Festlichkeiten mit Theil nahm, ihr stilles Gefängniß wieder erreichen könne, das sich ihr nur durch das Mitleid einer Kammerfrau, die sie hierher begleitete, aufgethan habe.

Eines aber hatte sie in jungfräulicher Scheu nicht eröffnet, wie der Sohn eben des Einsamen in dem Gebirge, dessen sie erwähnte, in gleichem Grade sie angezogen hatte, als Sulpizius sie von

ſich ſtieß; und wie die Kinder, nach dem Ausdrucke ihrer Mutter, bey ihrem Spiele mit Reimen und Blumen, ein weit ernſteres und für ſie ſelbſt anmuthigeres Spiel getrieben, und klug genug geweſen waren, ihre gegenſeitige Liebe vor der Mutter und dem von dieſer begünſtigten Bewerber verborgen zu halten, und wie es eigentlich nur Liebesverzweifelung geweſen, was die Zaghafte zu dem kühnen Schritte ermuthigt hatte, weil ſie ſonſt keine Hülfe ſah, zu der Fürſtin ihre Zuflucht zu nehmen.

Klothilden ſchien es in ihrem hohen und fürſtlichen Sinne, bey ihrem großen Glauben an das Heilige, kaum möglich, daß eben das Weib, das ſo treue bey ihr die Stelle der ihr frühe geraubten Mutter vertreten und ihre Seele für alles Hohe und Schöne begeiſtert hatte, ſo tief ſollte geſunken ſeyn, daß ſie jetzt dieſe ihre eigene Saat in dem Herzen ihrer Pflegetochter ſelle ertödten und dieſelbe durch argen Trug berücken wollen; und was ſie eigentlich für ein Spiel gemeinſam mit dem Geheimſchreiber trieb, hatte das Mäd-

chen nicht gefragt und sie in der Ueberraschung nicht gefragt. Wenn sie die Sache erwog, so wurde es ihr fast zweifelhaft, auf welcher Seite der Trug seye, ob auf Seiten der Mutter oder der Tochter? Aber in dem ganzen Wesen des Mädchens war ein so tiefer Schmerz, eine solche Reinheit ausgesprochen, dahingegen der Oberhofmeisterin Benehmen ihr selbst in der letzten Zeit auffallend und räthselhaft erschienen war.

Der Einsame in dem Gebirge sollte Aufschluß geben. Sie hatte schon früher von ihm gehört, und man hatte ihr denselben als einen wunderlichen, in seiner Eigenheit sich selbst gefallenden, aber eben darum für andere desto widerlichern, abstoßender Mann geschildert. Von einer einzigen Kammerfrau begleitet, auf deren volle Verschwiegenheit sie sich verlassen konnte, fuhr sie mit der Frühe des andern Tages — und dieß konnte um so weniger auffallen, da sie öfter solche Morgenfahrten zu machen pflegte, — an dem Ufer des Flusses gegen das Gebirge hinan, wo bey dem Eingange des Thales der Landsitz

des Mannes mit ſeinen Anlagen ihre Blicke auf ſich zog. Sie ließ ihren Wagen halten, und trat, wie von dem Verlangen getrieben, die Gegend von der Höhe zu überſchauen, einen Pfad hinan, der zu einem Gebäude hinauf führte, das von oben herab grüßte und eine bedeutende Ausſicht nach der Ebene hin zu verſprechen ſchien. Die künſtliche Windung des Pfades war aber ſo an der Seite des Berges hin geleitet, daß dem Aufklimmenden ſtets nur der Blick das Thal und den Fluß hinauf und nach dem Gebirge, nicht aber nach der Stadt und Ebene hin offen war, bis auf einer nicht unanſehnlichen Höhe ſich der Weg mit einer ſchnellen Beugung hervor wand, und man plötzlich auf einer freyen Terraſſe vor einem nach Art eines alten Tempels aufgeführten Baue da ſtand, von wo ſich eine weite und überraſchende Ausſicht darbeth. Denn das Auge ſchaute nicht nur nach dem romantiſchen, zum Theil in kahlen Klippen aufſteigenden, zum Theil mit dunkler Waldung bedeckten Gebirge, ſondern ſchweifte auch ungehindert über die fruchtbare

Ebene hin, durch die ſich der Fluß in weiten Krümmungen wie eine hell leuchtende Schlange wand, an deſſen Ufern die Stadt mit ihren vergoldeten Thurmſpitzen in der Morgenſonne glänzte.

Die Fürſtin, welche ihrer Kammerfrau gebothen hatte, ſich in einiger Entfernung hinter ihr zu halten, ſtand, wie angezaubert durch die Erhabenheit des Ortes, in ſtillem Schauen da. Dann wandte ſie ſich nach dem Gebäude in ihrem Rücken, über deſſen Eingange ſie nun, ſtatt jeder andern Inſchrift, das einzige Wort: Wahrheit, las. Sie trat einige Stufen hinan und in daſſelbe hinein. Das Innere bildete eine ziemlich geräumige Halle, ohne alle Verzierung; bloß an den Wänden hin waren einige Sitze und in denſelben verſchiedene Spiegel auf eine Weiſe angebracht, daß der Eingetretene, wie er ſich regte, von allen Seiten, von vorn und in dem Rücken ſich ſelbſt beſchaute.

Sie wollte eben den Ort wieder verlaſſen, als jezt durch eine Seitenthüre ein ſchon etwas ältlicher Mann in der einfachſten Kleidung herein

trat, und ohne von der Gegenwart Klothildens überrascht zu seyn, sie als die Fürstin begrüßte, sich selbst aber ihr als den Eigenthümer des Landsitzes darstellte, und zuletzt mit den bedeutenden Worten schloß: diese Stätte, von wo man weit das flache Land überschaue und wo der Eintretende wenigstens zu einer vollkommenen Kenntniß seines äußern Bildes gelange, habe er der Wahrheit zum Tempel geweiht.

Die Fürstin erklärte ihm, dieses Wort ergreifend, daß sie eben, um durch ihn Wahrheit zu erfahren, hierher gekommen seye. Ohne Zögern setzte er ihr nun den Plan der beyden Verbündeten, wie er ihn durchschaute, aus einander, ohne daß ihm doch noch, wie er sagte, manche einzelne Umstände ganz klar seyen. Durch ihn hörte sie zuerst von dem Vorfalle in der Kirche, den er nicht minder für eine künstliche Erfindung des Geheimschreibers, als das Getriebe der Clair-Voyante für dessen Trug erklärte. Sein Sohn, schloß er, habe ihm alles dieß, zugleich mit dem Bekenntnisse seiner Liebe, entdeckt, selbst aber

ſich die Kunde hiervon dadurch verſchafft, daß er einige Male die Oberhofmeiſterin in ihren Geſprächen mit ihrem Verbündeten belauſcht, ſich auch durch die Tochter des Hauſes einiger von demſelben an ihre Mutter gerichteten Briefe zu bemächtigen gewußt, die vollends an der ganzen Sache keinen Zweifel geſtatteten. Aber dafür, daß dieſer ſich dem Truge hingegeben, habe er ihn von ſich und dem Gegenſtande ſeiner Liebe verbannt; denn weil die Menſchen aus ſeinem Munde nicht hätten die Wahrheit vernehmen wollen, habe er ſich von ihnen in die Einſamkeit zurück gezogen; am allerwenigſten aber würde er die Unwahrheit bey ſeinem eigenen Kinde dulden.

Die Fürſtin bath ihn, ſein Geheimniß wohl zu bewahren. Er ſeye, erklärte ſie ihm, der Mann, deſſen ſie jetzt bedürfe und er möge ſich gewärtig halten, ſogleich auf ihren Ruf bey ihr zu erſcheinen.

Er verſprach, willig ſein Leben und alle ſeine Kraft zu opfern, wenn er für das Recht und die Wahrheit etwas thun könne.

Hierauf trennte sie sich mit dem Gefühle tiefer Achtung von diesem Manne. Aber da nun die Oberhofmeisterin an dem Abende und den folgenden Tagen wieder erschien, und sie nun deutlich erkannte, wie alles Bestreben dieses Weibes nur dahin zielte, sie selbst in nähere Beziehung mit dem Grafen zu bringen; so entstand immer mehr ein innerer Kampf in ihrer hohen Seele, und sie wußte nicht, solle sie diesem Weibe mehr danken für alle die mütterliche Sorge, die sie ihr erst geschenkt, oder sie mehr verabscheuen um der Entwürdigung willen, in der sie nun vor ihr stand. Sie war entschlossen in ihrem festen Sinne, das künstliche Netz länger nicht um sich zu dulden, in dem man sie umstricken wollte, und alle die Schuldigen von sich zu verbannen, als ihr von außen ein Ereigniß zu Hülfe kam, eine schnelle Lösung der verschlungenen Verhältnisse herbey zu führen.

## VII.

Es trafen nähmlich eben in diesen Tagen die

Bothschafter eines benachbarten Fürsten ein, um für dessen einzigen Sohn und Thronfolger um die Hand der Fürstin an zu halten. Ein nicht geringer Schrecken befiel die beyden Verbündeten bey ihrer Erscheinung. Nun bedurfte es eines kräftigen Gegenwirkens, um die Sendung der Fremden zu vereiteln und selbst endlich dem Ziele seiner Wünsche näher zu gelangen. Die Oberhofmeisterin deutete daher vor ihrer hohen Herrin ziemlich unverhüllt darauf hin, wie durch den Vorfall in der Gruft eigentlich nur die Zeichen eines sehr bedeutungsvollen Traumes des Grafen in die Wirklichkeit getreten und diesem dritten zwey nicht minder merkwürdige Gesichte voran gegangen; wie durch eine mehr als menschliche Macht das Schicksal Apollinars an das des Fürstenhauses gebunden scheine, und wie dem Lande kein größeres Heil zu wiederfahren vermöge, als wenn je die Wünsche des hohen Herzens ihrer Herrin sich für einen Mann von so viel Tugend und so erprobter Weisheit entscheiden könnten. Die Fürstin durchschaute nun vol-

lends den Trug dieses Weibes, aber all zu edel, als daß sie die zu kränken vermochte, gegen welche sie sich zu Dank verpflichtet achtete, geboth sie ihr bloß, diese Sache nie wieder zu berühren.

Sie berief ihren Staatsrath zusammen, und legte diesem die Frage vor, wie fern eine Verbindung zwischen ihr und dem fürstlichen Thronerben für das Wohl des Landes ersprießlich seye. Die meisten Räthe erhoben, weil sie des Grafen Wünsche ahndeten, die schon kein Geheimniß mehr waren, Zweifel dagegen, sprachen wenigstens in unbestimmten Ausdrücken, so daß sie, welches auch der Erfolg der Unterhandlungen seyn mochte, sich gesichert wußten. Der Graf, ein edler Mann, sprach gegen seine Wünsche für die Verbindung, nur schloß er, halb verschämt, seye die Sache eigentlich gar der Gegenstand einer Erwägung in dem Staatsrathe nicht, und das Herz ihrer viel geliebten Fürstin müsse hier allein entscheiden, indem alle ihre Unterthanen in dem Wohle ihrer hohen Gebietherin das ihrige erkenneten.

Ohne etwas hierauf zu erwiedern, berief Klo-

thilde die Abgesandten auf ihr Schloß zu sich, und ertheilte ihnen, indem sie dieselben reich beschenkt entließ, in einem versiegelten Blatte ihre Entschließung. Noch waren, wenn auch manche Zweifel aufstiegen, der Graf und seine Vertrauten nicht ganz ohne Hoffnung, und bey dem dauernden Schweigen, welches die Fürstin beobachtete, die in ihrer gewohnten Weise, wie bisher fort lebte, stieg die Erwartung aller von Stunde zu Stunde immer höher, als drey Tage nach der Abreise der Bothschafter ein Diener der Fürstin bey dem Grafen erschien. Der Geheimschreiber, der diesen kannte, nahm ihm sogleich seine Briefschaften ab und eilte damit, so schnell er vermochte, zu seinem Herrn. Hastig erbrach Apollinar das Siegel, und was ihm vor allem auffiel, war ein von der Hand der Fürstin an ihn selbst gerichtetes Blatt. Gierig verschlangen seine Blicke die Zeichen, aber erbleichend bebte er zurück und sank auf dem nahen Sitze nieder. Sulpizius, schon gewohnt, und durch die Gewohnheit berechtigt, alle an seinen Herrn gerichtete

Papiere zu lesen, durchlief nun auch mit glühenden Blicken das Handschreiben der Fürstin, worin sie dem Grafen ihren Entschluß, sich mit dem Fürsten zu vermählen kund that, dabey ihm auf das verbindlichste für seine treuen Dienste dankte, und indem sie ihm mit großer Gnade neue Belohnungen zusicherte, ihn bath, die Regierung des Landes bis zu ihrer Vermählung fort zu führen, aber an dem Schlusse mit ernster Warnung von ihm verlangte, seinen Secretär Sulpizius ohne Säumen zu entlassen, weil sie von dessen Untreue nicht minder gegen seinen Herrn, als gegen die ganze Menschheit sich überzeugt, und diesen Unwürdigen aus allen ihren Landen verbannt habe.

Sulpizius sann und sann, und war um so mehr entrüstet, da er gar nicht einmal zu ahnden vermochte, woher dieser plötzliche Schlag ihn traf; denn auch das war ihm verborgen, daß der Einsame aus dem Thale indessen einige Male zu der Fürstin war berufen worden. Er verlangte von dem Grafen, dieser solle nach solcher Schmach

sogleich seine Stelle nieder legen. Aber Apollinar erklärte ihm: wie er gar nicht beleidigt seye, sondern, so sehr er in seinen übertriebenen Erwartungen sich getäuscht sehe, doch in dem Blatte seiner Fürstin nur die neuen Beweise ihrer großen Gnade gegen ihn erkenne und in allen Stücken deren Befehle gehorchen, zugleich aber auch nicht unterlassen werde, Sulpizius vor seiner Entlassung — was die Fürstin nicht verbothen — für die ihm geleisteten Dienste auf das reichste zu belohnen. Aber der Unmuth des Geheimschreibers, mit Einem Male in allen seinen kühnen Erwartungen und stolz berechneten Planen sich getäuscht zu sehen, erreichte den höchsten Grad, und ward zu dem wildesten Grimme, als in diesem Augenblicke ein Diener einen Brief von der Oberhofmeisterin überbrachte, worin diese ihn benachrichtigte: daß sie eben im Begriffe seye, sich nach einer fernen Provinz zu begeben, wo ihr die Fürstin, weil diese keine Neigung mehr für ihre bisherige Gesellschafterin in sich fühle, einen Siz angewiesen habe; wie aber bey so veränder-

ten Umſtänden nun keine Rede mehr von einer Verbindung zwiſchen ihm und ihrer Tochter ſeyn könne, werde ſeine eigene Einſicht von ſelbſt ermeſſen.

Der Graf tröſtete ihn mit den Fügungen des Schickſales; aber er klagte auf das bitterſte über ſeinen Herrn, die Untreue ſeiner Vertrauten und deren Schwäche, wie ſie, die er zu Herrſchern habe erheben wollen, ſich nun wieder gelaſſen unter das Joch beugten, und höhniſch rückte er dem Grafen ſeinen Glauben an die Sterne vor, wie er ſelbſt die Schickſalsmacht geweſen, die ihn geleitet und ihm durch die Clair-Voyante das Zukünftige verkündet habe.

Ruhig erwiederte der Graf, den Unglücklichen bemitleidend, ob denn auch der Vorfall in der Fürſtengruft keine Fügung des Schickſals geweſen? Nun aber ward der Hohn dieſes Menſchen zu einer unmäßigen Siegesfreude. Dieß Eine Gelingen, ſagte er, entſchädige ihn vollkommen für alles andere Mißlingen, wovon die nur allein die Schuld trügen, die nicht einmal

zu Werkzeugen in seiner Hand hätten taugen können. Jener Vorfall in der Gruft aber seye das allerklügste Stück seines Witzes; denn jener Mensch seye keines Weges ein Wahnsinniger, sondern nur ein grofer Geist gewesen, dem es aber nur halb gelungen, indem er mit der Frau nicht auch deren großes Vermögen erlangt, und der endlich, da er sie nicht mehr liebte und sie nicht mehr ihn, ihrer Vorwürfe sich entledigt und gegen die Rache des Gesetzes hinter die Larve eines Tollen sich versteckt habe. Früher schon habe er diesen Mann gekannt und dieser sich ihm vertraut, als er einst das Irrenhaus besuchte. Da habe er ihn sogleich in das Auge gefaßt, voraus ahndend, daß er einmal etwas Großes durch ihn werde vollbringen können.

Uebrigens, schloß er, indem er sich entfernte, bedürfe auch er des Grafen nicht mehr, da dieser seiner entbehren könne, und wie große Geister darum, daß Ein Plan mißlinge, nicht alles und nichts aufgäben, so lange in ihnen der Gedanke noch reicher und kühner sprühe, als in an-

dern; und wie sie, weil sie durch kein Wähnen und Glauben gefesselt seyen, ja endlich, wenn ihre Existenz ihnen nicht mehr gefalle, diese ganz von sich abschütteln könnten.

Der Graf war wie erstarrt von dem Anblicke von so viel Ruchlosigkeit und dem Gedanken, diesen Menschen so lange und so nahe um sich geduldet zu haben. Was er als den höchsten Glauben, das tiefste Geheimniß seines Daseyns betrachtet hatte, war nun zu einem trügerischen Wahne, sein schönstes Hoffen zu nichts geworden. Aber er war nicht ganz unglücklich, denn er war in aller Täuschung seines guten und reinen Wollens sich bewußt. Er fühlte sich so einsam; es war ihm so unheimlich zu Muthe; er sehnte sich so recht innig nach einem frommen und redlichen Menschen, einem treuen Herzen. Da gedachte er seines Kammerdieners, eines alten beschränkten, aber von jeher ihm besonders treu ergebenen Mannes. Er sandte nach demselben.

Mit ernsten, fast verschämten Blicken trat der alte Diener herein. Ihr vermißt gewiß,

Herr, den Schlüssel zu euerer Schatulle, redete er den Grafen beym Eintreten an. Eben war ich, auch ohne gerufen zu werden, im Begriffe zu euch zu kommen und euch zu bitten, daß ihr meines Amtes mich entheben möchtet. Seht, fuhr er fort, und Thränen brachen aus seinen Augen hervor, eurem seligen Herrn Vater schon habe ich gedient, und nie, so lange ich bey euch bin, das geringste veruntreut; nie in eure Papiere geblickt, wenn sie offen da lagen, und stets über das Eurige gewacht, als wenn es mir selbst angehöre. Aber der Herr versucht vielfach den Menschen. Meine Kinder haben mir viele Sorgen bereitet, und so groß von jeher euere Freygebigkeit war, so war ihre Verschwendung noch größer. Da sah ich mich nun diese Tage in große Verlegenheit gesetzt. Ihr ließet, wie so oft, den Schlüssel in euerer Schatulle stecken; ich dachte nicht, euch zu berauben, aber so viel heraus zu nehmen, als ich jetzt bedurfte, und es später wieder zu ersetzen. Ich kämpfte lange mit mir selbst; meine Hand faßte den Schlüssel,

aber laut pochte mein Herz, und die innere Stimme sprach: thue es nicht; aber die Gierde war all zu mächtig. Ich drehe den Schlüssel herum und will öffnen; aber noch ist die Casette verschlossen; der Schlüssel muß zweymal herum gedreht werden. Mir fiel es nun ein, daß Gott mich nochmals warne, und ich dankte ihm für die Hülfe, die er meiner Schwachheit reichte. Aber weil immer das Verlangen wieder in mir erwachte, dennoch zu öffnen, so wußte ich mir endlich keinen Rath, als daß ich mir selbst das Aufschließen dadurch ganz unmöglich machte, daß ich den Schlüssel nahm und in die Ritze warf, wo hinten die Rückseite eines schweren Schrankes an die Wand des Zimmers rührt. Diesen dürft ihr nur weg rücken lassen und ihr werdet den Schlüssel finden; mich enthebet aber dieser Stelle, da ich sonst neuen Versuchungen vielleicht so glücklich nicht widerstehen möchte; ich kann ja auf so manche andre Weise in euren Diensten mich nützlich zeigen.

Der Graf entließ, tief bewegt, den Mann,

mit der Ermunterung, auch künftighin gleiche Treue zu bewahren, und sich zu beruhigen, da vollkommen für ihn würde gesorgt werden.

Er aber schritt lange in tiefem Sinnen in seinem Zimmer auf und nieder, und wer, fragte er, hat nun recht; der Diener, der in dem Zufalle, daß er den Schlüssel, statt zwey, nur ein mal herum dreht, einen Wink und eine Hülfe Gottes erkennt? oder sein Herr, der in der Figur eines Spieles, in Ahndung und Träumen, in dem künstlichen Gewebe eines feinen Betrügers und den Einflüsterungen einer bestochenen Somnambule seines Schicksals Macht und Stimme verehrte? — —

Magst du, der du dieß lieset, statt des Grafen, die diese Frage beantworten; die Hand aber, die vor deinen Augen dieß Bild entwarf, setzt den Spruch darunter:

Die Außenwelt hat Zeichen nicht noch Worte;
Sie wirft zurück, ein Spiegel nur, ein Echo,
Dein eigen Bild, der eig'nen Stimme Klang.
Ist treu dein Glaube nicht auf Gott gebaut,

Dann wird die inn're Luft die Schickſalsmacht,
Und alle Zeichen ſprechen dein Verlangen,
Im eig'nen Trug dich immer mehr verſtrickend.
Trägſt aber Gott du in dem reinen Herzen,
Dann iſt auf jedem Pfad er dir Begleiter,
Du ſiehſt in jedem Zeichen ſeinen Wink,
Und Troſt und Frieden ruft dir jedes Bild
Und jeder Laut von außen in die Seele.

---

O, wie wahr ſprachſt du, liebes Buch, der theuern Freundin unvergeßliches Angedenken! ſprach Mathilde, indem ſie, einen Kuß auf die Blätter drückend, das Buch vor ſich hin auf den Tiſch legte. Sie hatte nähmlich, weil das Leſen bey dem Scheine der Flamme zu unbequem war, ſich ein Licht angezündet, und da ſie, in das Leſen vertieft, dem Feuer des Kamines keine Nahrung zugelegt hatte, ſo war dieſes erloſchen. Sie fühlte Froſt und indem ſie aufſtand und durch das Zimmer hin und her wandelte, ſo gedachte ſie bey ſich ſelbſt, wie heilſam es geweſen, daß ſie das Buch nicht ungeöffnet verbrannte; denn

sonst würde sie gewiß der feste Glaube, daß ihr Ende nahe sey, getödtet haben. Und sie erwog bey sich selbst, in wie tiefe Trauer sie durch solchen Selbstbetrug ihre Aeltern und den Geliebten würde gesetzt haben, und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen hervor.

Da hörte sie schnelle Tritte die Stiege herauf kommen; ihr Herz pochte heftiger, die Tritte waren ihr nicht unbekannt; die Thür that sich auf, und mit offenen Armen eilte der Geliebte ihr entgegen. Aber betroffen stand er, da er ihre Thränen erblickte und die bleichen Wangen seiner kurz noch so blühenden Braut. Ein tiefer Schmerz ergriff ihn und er fragte trauernd: ob sie denn nicht glücklich sey, da nun der Tag so nahe, der sie ihm auf ewig vereinen solle? Sie aber lächelte unter ihren Thränen, und umschlang ihn mit ihren Armen und konnte lange das Wort nicht finden an seiner Brust. Dann bekannte sie dem geliebten Freunde alles, schalt sich selbst ein unverständiges Kind, und gelobte, fernerhin an keine andere Zeichen mehr zu glau-

ben, als an die Laute der Stimme in ihrem reinen Herzen. Und da aus diesem der Schmerz gewichen war, so blüheten bald wieder die Rosen auf ihren Wangen und sie ward die Mutter dreier holden Töchter. Diese übergaben das Buch, das recht ein Schatz des Hauses geworden war, wieder ihren Töchtern, aber nicht versiegelt. Jede Braut, die es bekam, kannte schon lange die schönen Geschichten, die, wie die Bilder einer paradiesischen Welt, in ihren Seelen fort blüheten und in ihrem Leben in holden Thaten sich gestalteten.

---

Eben endete Gustav seine Geschichte, als der Bothe wieder erschien. Man leerte nun noch eine Flasche des köstlichsten Rheinweines, die man für zuletzt aufbewahrt, dem doppelten Geber freundlich dankend, der in der grünen Halle des Waldes nicht minder das geistige als das leibliche Bedürfniß seiner lieben Gäste so wohl bedacht hatte. Dann packte man Gläser, Flaschen, Teller und das übrige Geräthe mit den Ueberresten

das Mahles wieder in den Korb zusammen und sandte damit den Träger voraus zurück. Nach einer Weile folgten die Freunde nach.

Aber, warf nun Johannes die Frage auf, wie kann der, welcher selbst Glauben und tiefe Verehrung vor dem Heiligen in sich hegt, mit solcher Kraft und Lebendigkeit eine Persönlichkeit, wie die des Geheimschreibers, auffassen, ohne selbst in seinem eigenen Innern durch die Zweifel und den argen Hohn, welche er dem Ruchlosen in die Seele und den Mund legt verletzt und erschüttert zu werden?

Darin vielmehr, entgegnete Theobald, feyert der Gläubige in unbesieglicher Kraft seinen schönsten Triumph, daß er nicht allein alle Zweifel an dem Heiligen und die Verhöhnung desselben, die in einem Geiste stets nur aus dem Mangel der rechten Tiefe und aus der Uebermacht eines weltlichen Sinnes hervor gehen, an zu hören, sondern auch, weil er die Tiefe in sich hat, da, wo endlich der bloß verständige Mensch, so viel er gehöhnt und geläugnet habe verstummen muß, nun erst neue und die gewichtigsten Zweifel zu

erheben vermag, ohne seinen Glauben dadurch nur angerührt, viel weniger erschüttert zu fühlen. Er gleicht einem von dem Haupte bis auf die Zehen Gewaffneten, an dem alle vergiftete Pfeile, so scharf ihre Spitzen seyen und mit welcher Gewalt sie geschleudert werden, wie stumpfe ohnmächtige Bolzen abprallen, die nur den Unbewehrten, aber nicht den so Geschirmten zu verletzen vermögen.

Dann kam man darauf, wie ein fester und geläuterter Glaube zugleich die beste Wehre ist gegen die Schrecken einer geheimen grauenvollen Welt und das Gelüsten, der Schauer unerachtet, die sie in dem Gemüthe weckt, sich mit ihr in Verbindung zu setzen. Denn der wahrhaft Gläubige sieht sich überall umschirmt in dem Bewußtseyn der Nähe der himmlischen Mächte, und er weiß von keinem andern Bande, als wodurch er in seinem reinen Herzen sich unzertrennbar an sie gebunden fühlt; und wer bey dem innern Troste, der Fülle und Klarheit seines Gemüthes recht eigentlich in dem Lichte Gottes wandelt, trägt damit eine entschiedene Abneigung gegen Ahndun-

gen, Traumbedeutungen und allen den Spuck von Erscheinungen, die ihn in eine gewisse dunkle, schauerliche Welt hinein ziehen, wo nicht mehr die Mächte des Lichtes, sondern mit ihrem geheimen Grauen die zweydeutigen Geister der Nacht walten, die eben schon durch das Schauerliche ihrer Erscheinung dem heiligen und reinen Menschenherzen nicht befreundet sind. Und so ist der wahrhaft Gläubige sehr häufig in diesen Dingen der Ungläubige, ja der Läugnende. Diese dunkle Welt zerstiebt vor seinem lichten klaren Auge, wie die Nebel nieder sinken, wenn die Sonne von der Höhe des Himmels mit ihrem hellen kräftigen Blicke nieder schaut. Dagegen wir vorzugsweise bey dem in seinem Glauben Schwankenden, ja bey dem, der Gott und die Tugend läugnet, diese Schrecken vor einer dunkeln Welt finden und das Bestreben, sich mit ihr in Verbindung zu setzen, und eben damit den Glauben an Ahndung, Sympathie, Vorbedeutung und die übertriebenen Wunder des Hellsehens. Denn seine Abhängigkeit von einer gewaltigern, über ihm

waltenden Macht muß jedes menschliche Gemüth bald empfinden, und wer nicht die Gottheit, die in dem reinen Lichte thronet, recht erkennt und in seinem innersten Leben fest hält, der muß in Wahn und trugvoller Kunst mit einer dunkeln Macht der Schickung ringen.

Ueber diese und ähnliche Gegenstände in lebendigem Gespräche begriffen, waren die Freunde durch die kühlen, schattigen Gänge hin geschritten, als sie nun vor den Wald hinaus traten und sie bald von der Höhe gegenüber Gustavs Wohnort, die alte Bergveste mit ihren zerbrochenen Mauern und dunkeln Dächern begrüßte, die von der freyen Kuppe des von dieser Seite mit Wald bekleideten Berges weit umher schaut. Aber doch hatten sie noch eine bedeutende Strecke zurück zu legen, bis sie in die Tiefe hinab und gegenüber die Höhe wieder hinan gestiegen waren und endlich bey der schönen Linde anlangten, die vor dem Thore des alten Bergstädtchens sich stolz erhebt, und unter ihren Aesten, wovon die untersten in regelmäßigem Kreise auf Pfosten ruhen,

den Aufsteigenden Schatten und bequeme Sitze zum Ausruhen darbiethet. Hier erwartete Mathilde mit ihren beyden Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, den Gatten und die Freunde. Man bewillkommte sich gegenseitig auf das freundlichste, und nachdem man eine Weile auf den Sitzen sich nieder gelassen und an der weiten Aussicht sich gelabt hatte, welche dieser Standpunct gewährt, so trat nun die Gesellschaft in das nahe Thor des unansehnlichen, alten Städtchens und durch dessen unebene Straßen nach Gustavs Wohnung hin.

Aber kaum daß die Freunde hier angekommen waren, so eilten auch alle auf die Stadtmauer hinaus, an die das Haus mit seinem hintern Theile sich anlehnt, um von da der Aussicht in das Thal sich zu erfreuen. Diese ist hier zwar ungleich beschränkter, als unter der Linde, aber höchst reizend, reich und mannigfaltig. Edwin zumal stand nie an dieser Stelle, ohne eine Art von Begeisterung in sich zu fühlen, und wenn die andern in schweigender Betrachtung hinab

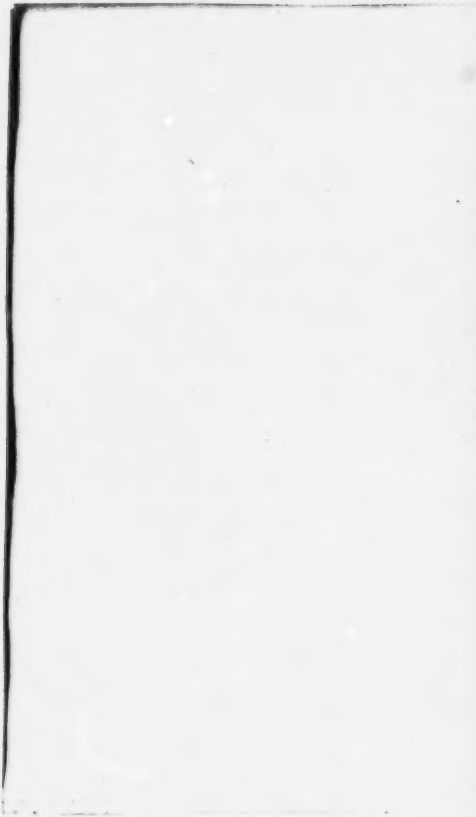
blickten, ſo war das ſo ſeine Weiſe, was er ſah und fühlte, auch in Worten laut werden zu laſſen. Und ſeht ihr, rief er auch jetzt, wie der Fluß ſo herrlich aus dem engen dunkeln Thale hervor tritt und in was für einem majeſtätiſchen Bogen er um den grünen Fuß des Berges herum ſtrömt. Und wie dort unten auf ſeinem jenſeitigen Ufer in den Straßen von Johannes Wohnorte ſich noch alles regt! Und dieſe Schiffe, deren Ladung eben an das Land gebracht wird: Und dann eure vier alten Freunde, die vier Schlöſſer dort drüben, wie ſie in einer Reihe von dem erſten bis zu dem letzten, das wie das Neſt eines Aares über der ſchroffen Felswand ſchwebt, zu der höhern Veſte vertraulich herauf ſchauen! Und wie gerne folgt der Blick dem Fluſſe durch das fruchtbare, ſich erweiternde Thal nach dieſen Gebäuden und Mühlen, und von da nach jenem entferntern Städtchen mit ſeinem ſpitzen Thurme, und dann bis zu der Stelle hin, wo er mit einer neuen Windung des Thales verſchwindet und wo über ſeinem Ufer die Landſtraße

sichtbar wird, über der flüchtig einige Wagen hinrollen, noch vor der Nacht die anmuthige Stadt bey dem Ausgange des Thales zu erreichen. Wie nun die Schornsteine der beyden Städtchen rauchen und auch über jeder einzelnen Wohnung eine Rauchsäule aufsteigt! Und dort jene fernen Häuser auf dem Berge zwischen dem Walde, die ich fast übersehen hätte! Wie diese Landschaft belebt ist! Und doch welche Ruhe und Stille des Abends spricht uns aus derselben an!

Und wohl, bemerkte Johannes, mahnt die eben untersinkende Sonne zum Aufbruche.

Aber Gustav wollte die Freunde nicht ziehen lassen, bis man sich endlich dahin vereinte, daß Edwin, welcher erklärte, daß er jetzt von dieser Stelle nicht weichen werde, oben bleiben, Heinrich und Theobald aber mit Johannes hinab steigen sollten. Aber auch als diese unten über den Fluß fuhren, sahen sie nochmals nach den Freunden oben auf der Mauer zurück, und auch ohne sich mehr mit einem Laute erreichen zu können, rief man einander: gute Nacht! zu.

# Neuntes Bild.



# Die Kloſterjungfrau.

Schon einige Male hatte ſich das Rollen eines fernen Donners vernehmen laſſen; immer mehr verdunkelte ſich der Blick des Himmels; die Luft drückte ſchwer und ſchwül; ein nahes Wetter drohete heran. In deſto behaglicherer Ruhe ſaßen die Freunde in dem luftigen, kühlen Saale zuſammen. Alle hatten ſich an dem Morgen bey Johannes verſammelt; auch die beyden Neuvermählten waren nicht ausgeblieben. Man hatte vor Tiſche die alten Mauern der Schlöſſer durchwandert, und nur das äußerſte, zu dem der ſchmale Pfad an einem ſchroffen Hange hin führt, unbeſucht gelaſſen, um nicht die Frauen durch

solch ein Wagestück, wofür sie den Weg nach demselben achteten, zu erschrecken. Für den Nachmittag war eine Wanderung nach einem nahen freundlichen Thale bestimmt; aber das heran drohende Ungewitter ließ diesen Plan nicht zur Ausführung kommen. Durch eine zufällige Wendung des Gespräches auf frühere traurige Ereignisse hatte die an dem Morgen so heitere Gesellschaft eine ernste, fast feyerliche Stimmung gewonnen. Darum fand Edwins Vorschlag eines Gesellschaftspieles wenig Beyfall. Die meisten verlangten nach einer ernstern Unterhaltung, und so war ihnen denn das Erbiethen ihres Hauswirthes sehr willkommen, seinen Freunden eine Arbeit vor zu tragen, die er noch in dem Winter vollendet und „die Klosterjungfrau" überschrieben habe; wofern, setzte er hinzu, sie anders geneigt seyen, eine Geschichte an zu hören, wie diese, ohne bedeutende Ereignisse von außen, desto bedeutsamer in der verborgenen Tiefe des Gemüthes vorgehe.

Alle versicherten, daß sie jetzt, da auch die äußere Natur den Menschen zum Ernste mahne,

am liebsten gerade solch eine Dichtung, wie diese hier der Freund bezeichne, vernehmen möchten. Sie ließen sich im Kreise um ihn auf ihren Sitzen nieder, und da alles ruhig geworden, begann er zu lesen.

---

Uebrigens, schloß Victor seinen Brief an Julius, darf ich dieses Blatt, das ohnehin wenig Merkwürdiges enthält, nicht abgehen lassen, ohne erst noch eine wunderliche Neuigkeit bey zu fügen, und vielleicht daß es dadurch wenigstens den Reiz einer seltsamen Mittheilung erhält, und dich saumseligen Schreiber anspornt, daß du, nach näherer Erörterung der Sache begierig, mich dießmal minder lange, als gewöhnlich, auf eine Antwort harren lässest. Denke, die blühende Clara, unsere schöne Nachbarin, ist in das Kloster gegangen; — ich wiederhohle es nochmals: in unserer Zeit, in ihrem achtzehnten Jahre, bey den reizendsten Aussichten, in das Kloster gegangen! Du schienst sie damals nicht ohne Theilnahme an zu sehen, und fürchtete ich nicht deinen

zarten Sinn zu verletzen — denn ohnehin hast du mir schon öfter einen gewissen frivolen Gebrauch der Rede vorgerückt — so würde ich verwundert ausrufen: ein so heiß wallendes Blut dem Himmel geweiht! So aber sage ich nur: soll dieses blühende Leben in Klostermauern verwelken! Und der Anlaß dieses seltsamen Schrittes? — doch Gott befohlen.

Dieser Brief seines ältern Freundes machte auf Julius einen viel tiefern Eindruck, als jener vermuthet hatte. Julius hatte für Clara nicht bloß Theilnahme, sondern heiße Liebe empfunden, und nur um gewisser Verhältnisse willen und weil seine Lage ihm noch nicht gestattete, eine Verbindung an zu knüpfen, hatte er sich gewaltsam zurück gezogen. Auch das Fräulein schien gegen ihn nicht ganz gleichgültig. Sollte etwa sein Zurücktreten auf ihren Entschluß mit gewirkt? dessen Ausführung beschleunigt haben? Er wünschte dieß; zugleich erbebte er in diesem Gedanken. Auf jeden Fall wollte er das Nähere des seltsamen Ereignisses erfahren. Er gehörte unter die

Menſchen, die ſehr treue Freunde ſind, und freudig alles, jede Mühe, jedes Opfer dem Freunde leiſten; nur eine Antwort auf einen Brief darf dieſer nicht fordern. Aber ſelbſt die Rückſicht, daß ſeine dieß Mal ungeſäumte Erwiederung dem Freunde zu manchem wohl gemeinten Spotte Anlaß geben könne, vermochte ihn zu verhindern, denſelben ohne Zögern um die nähere Erörterung eines für ihn ſo merkwürdigen Vorfalles zu bitten.

Victor erkannte aus der ſchleunigen Antwort und dem ganzen Inhalte des Schreibens ſeines Freundes, daß dieſer an dem Schickſale des Fräuleins wärmern Antheil nehmen müſſe, als er ahndete, und um ihm nicht wehe zu thun, enthielt er ſich des ſcherzenden Spottes, der gewöhnlich in ſeinen Briefen zu herrſchen pflegte, und berichtete ſeinem Freunde mit vielem Ernſte: daß keines Weges der Entſchluß Clarens aus einem ſo tiefen Grunde, wie Julius vermuthe, aus religiöſer Begeiſterung hervor gegangen, ſondern daß es ein gewiſſer finſterer Unmuth und eine oft

wiederkehrende üble Laune seye, was sie endlich zu diesem Vorsatze bewogen. Denn weil sie nach vielen vergeblichen, von ihr selbst unternommenen und von der Mutter unterstützten Versuchen endlich daran verzweifelt habe, diese feindliche Stimmung in sich unterdrücken zu können; so habe sie lieber ganz sich aus der Gesellschaft zurück ziehen, als sich selbst und diejenigen, in deren Mitte sie hätte leben müssen, unglücklich machen wollen. Ihre Mutter habe aber nach dem vor einigen Jahren erfolgten Tode ihres Gatten, des Landrathes, um so mehr alle ihre Sorge auf diese ihre einzige Tochter gewendet, außer der sie nur noch einen Sohn, einen Knaben von etwa vierzehen Jahren, habe. Sie, die Landräthin, seye Protestantin und eine sehr practische Frau, die am wenigsten in müßigen Ideen lebe, und die gegen das Erbiethen ihres Gatten, die Töchter in ihrem Glauben zu erziehen, um der Einheit des Hauses willen und damit ihre Kinder nicht in dem getheilt und entzweyet seyen, was das Heiligste ist in dem Leben, darauf bestanden, daß

alle ihre Kinder dem Glaubensbekenntniſſe des Vaters folgen ſollten. Auch habe ſie dem Wunſche ihrer Tochter nur in der Ueberzeugung nachgegeben, daß dieſe nichts ſicherer, als ein Verſuch des Kloſterlebens ſelbſt, von ihrem Entſchluſſe abbringen werde, und unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Clara durchaus nichts ohne Wiſſen ihrer Mutter beginnen, und auf keinen Fall vor dem dritten Jahre ſich als Kloſterfrau dürfe einkleiden laſſen.

Durch dieſe Mittheilung ward Julius ſtille Liebe, wenn nicht ganz unterdrückt, doch ſehr geſchwächt. Er hatte ſich Clara als ein ſo hohes Weſen gedacht, aber was mußte er nicht alles von den Launen eines Weibes erwarten, die ſchon als Mädchen ſich nicht zu beherrſchen wußte? Doch fand er auch dieſen Vorſatz löblich: da ſie einmal den Glauben hegte, den Feind in ſich nicht bekämpfen zu können, lieber von den andern ganz ſich los zu ſagen, als auch dieſen durch ihren Unfrieden das ruhige Lebensglück zu ſtören. Es war ihm einige Zeit zuvor durch einen ſehr

angesehenen Herrn der Antrag geschehen, diesen auf verschiedenen Reisen als Gesellschafter zu begleiten. Und so wenig er es eben noch über sich hatte gewinnen können, sich aus der Nähe des Fräuleins zu entfernen, so wünschenswerth erschien ihm jetzt eine Entfernung von dem Orte ihres Aufenthaltes, weil er am leichtesten in den vielfältigen Zerstreuungen, welche ihm seine neue Laufbahn gewährte, seine Liebe in sich glaubte besiegen zu können. So nahm er jenen Antrag an und reiſ'te ab.

Um so näher aber schloß sich nach Julius Entfernung Victor an das Haus der Landräthin an. Schon ihr Gatte hatte ihn als einen wohl erfahrenen Geschäftsmann hoch geachtet, und da ihm nun die Landräthin die Betreibung verschiedener Angelegenheiten übertrug, so kam er jede Woche zu ihr und ward bald der Freund des Hauses. Der Gegenstand seiner Unterhaltung mit der Mutter war dann nicht selten ihre Tochter, und sie theilte ihm alle Briefe derselben mit und ihre eigenen Erwiederungen, wenn nicht

in der Schrift, doch mündlich nach ihrem Inhalte. Er selbst aber wirkte nicht wenig durch seinen klaren Verstand und seine richtige Lebensansicht mit, daß immer mehr eine Veränderung in dem Innern der Tochter vor ging und diese, bevor noch ein volles Jahr seinen Kreis vollendet hatte, in das gesellige Leben zurück kehrte.

Doch mehr, als alle andere Schilderungen, möchten uns die Briefe, welche Clara aus dem Kloster an ihre Mutter schrieb und die Antworten der Landräthin selbst in den Stand setzen, die Veränderungen zu beobachten, wie diese allmälig in dem innern Leben des Fräuleins vorgingen und von denen wir wenigstens eine Reihe der wichtigsten Blätter mit theilen.

1.

Clara an ihre Mutter.

Es sind nun, geliebte Mutter, heute gerade vier Wochen, seit dieser Ort des Friedens in seine stille Mauern mich aufnahm, und wie oft habe ich indessen gewünscht, einige Zeilen an sie

zu richten, um meine überschwellende Seele vor ihrem mütterlichen Herzen zu ergießen und selbst von ihnen eine Kunde zu vernehmen. Aber Sie selbst hatten mir ja in jenem Augenblicke, da ich mich von Ihnen trennte, da meine Arme Sie nochmals umschlangen, um mit Ihnen die ganze Welt zu lassen; — in diesem Augenblicke hatten Sie mir gebothen, Ihnen nicht zu schreiben, bevor nicht wenigstens ein Monat verflossen seye. Nicht der Eindruck eines Tages oder einer einzelnen Stunde sollte mich bestimmen; ich sollte Zeit genug gewonnen haben, meinen veränderten Zustand zu erkennen und zu beurtheilen. Und indem ich Ihnen, theuerste Mutter, da ich mich nun als von der Welt losgeschieden betrachte, nochmals aus ganzer Seele danke für alle die unaussprechliche Liebe, die Sie mir geschenkt, für die unzähligen Wohlthaten, die ich von dem Tage meiner Geburt an aus Ihrer Hand empfangen habe, so bringe ich zugleich Gott meinen Dank dar, der mich endlich in seinen Frieden einführte. Ja, Theuerste, es umwehet mich nun eine Stille,

eine himmliſche Ruhe, wie ich dieſe nie noch kannte; alle die ſtörenden Mißklänge einer verderbten Welt dringen in dieſen Ort nicht hinein. Die Schweſtern haben mich auf das liebreichſte in ihren frommen Kreis aufgenommen, und ich lebe nun ſchon unter ihnen, als ſey ich immer in ihrer Mitte geweſen. Den Tag eröffnen wir mit einem Frühgeſange und ſtillen Gebethe, und mit Lobliedern vor dem Ewigen und mit Dankgebethen wird er geſchloſſen. Alles, was geſchiehet, erhält durch den auf Gott gerichteten Gedanken, eine höhere Beziehung: auch während der Mahlzeit lieſ't der Schweſtern eine aus einem heiligen Buche vor. Sonſt war indeſſen unſere Hauptbeſchäftigung, ein Altartuch für eine Kirche in der Nähe und ein neues Kleid für unſere ſchöne Mutter Gottes zu ſticken. Alle Kloſterfrauen ſind große Meiſterin in dieſer Kunſt und auch während wir ſo arbeiten lieſ't wechſelweiſe eine von uns aus der heiligen Legende vor. Wie dieſe Geſchichten mich rühren, meine Seele ſich erheben und erkräftiget fühlt! Und alle weltliche

Sorge, alles, was mit irdischer Bangigkeit die Seele erfüllt, kennt man hier nicht. Für alle Bedürfnisse des Leibes ist durch die Ordnung des Hauses gesorgt. Was bliebe mir noch zu wünschen übrig? Ich kann jetzt Gott nur danken, und wenn noch ein stiller Wunsch in meiner Seele lebt, so ist es der allein, Sie, meine liebe Mutter, mit mir in diesen Himmelsfrieden geborgen zu sehen. Und wenn ich — o ich gedenke dessen mit tiefer Reue — Ihnen so manche dunkle Stunde mit meinem trüben Muthe bereitete; der oft unerwartet, der in der Stunde der besten Freude mich befiel, mir die Lust an allem raubte, was nur einen Menschen in dieser Welt anziehen kann, dann sogar gegen ihre Liebe mich gleichgültiger machte; auch dieser Feind hat nicht zu nahen gewagt. Bethen Sie mit mir zu Gott und seinen Heiligen, daß er diese selige Stille in mir erhalten möge.

Antwort der Mutter.

Wohl bethe ich täglich zu Gott, meine Tochter, daß er dir das rechte Licht und den wahren

Frieden der Seele in immer reicherm Maaße verleihen möge; und auch Herr Victor, der um unserer Geschäfte willen häufig aus der Stadt zu mir heraus kommt, freut sich der Zufriedenheit der Klosterjungfrau, wie er sagte, und bietet ihr himmlischen Gruß. Was dieser Mann sagt, lautet oft etwas wunderlich, aber er meint es doch herzlich gut. Ich aber — ich kann es nicht läugnen — habe bey dieser unfreundlichen Jahreszeit dich um so mehr in meiner Einsamkeit vermißt, da nun auch dein Bruder Sebastian nach dem Willen deines seligen Vaters zu dem Oheime gekommen ist, um in der Stadt die Lateinische Schule zu besuchen. Die gute alte Barbara hat verschiedene Male um dich geweint, und klagt, daß es bey uns doch auch gar so stille seye, seit das Fräulein und Sebastian uns verlassen haben. Sie leistet mir fortdauernd treue Dienste, und nun mit dem Frühlinge wird es so manche Geschäfte geben und alles besser werden. Wache über dich selbst, und sey nicht zu sicher auf den wieder gewonnenen Frieden.

2.

Clara an ihre Mutter.

Unser Kloster, wie Sie wissen, liebe Mutter, bildet die Figur eines Hufeisens; die beyden Seitenflügel sind nach der Straße hin gewendet, so daß sie in der Mitte einen freyen Raum bilden, den vier uralte Linden überschatten und den ein Eisengitter von der Straße trennt. Hinten ist der Garten, welchen eine hohe Mauer umschließt. Nach dieser Seite gehen die Fenster unserer Wohnungen und gewähren über die Gartenmauer die Aussicht auf die fernen Berge, über denen am Abende die Sonne untersinkt. Und daß ich Ihnen doch meine stille Zelle, diesen Aufenthalt des Friedens, recht schildern könnte! Innen ist das Gemach ohne allen Schmuck, rein weiß angestrichen; außer der Bettstelle befinden sich nur zwey Stühle darin, auf der Seite gegen das Fenster hin ein kleiner Altar, mit einem schönen, aus Elfenbein geschnittenen Bilde des Gekreuzigten. Und wenn nun am Abende die Sonne untersinkt

und der ganze Wesen sich röthet, und ein röthlicher Schein auf das Bild hin fällt, dann ist es, als ob der Himmel sich herab neige, und war mir doch schon einige Male, als ob seine schmerzenreichen Mienen sich erheiterten und er zu mir hernieder gelächelt hätte. Mit solcher Inbrunst habe ich nie zu Gott gebethet, als wenn ich dann vor meinem Altare nieder sinke und meine Blicke in dem flammenden Meere des Himmels verschwimmen. Dann denke ich nichts, ich begehre nichts, es ist, als ob mein ganzes Wesen sich in seliger Wonne auflöse. Und da Sie verlangen, ich solle Ihnen jedes Mal schreiben, wie es mit dem innern Feinde stehe; auch diese Wochen hat sich derselbe nicht blicken lassen, und ich hoffe, er soll nun gar nicht mehr erscheinen.

Antwort der Mutter.

Mäßige deine Gefühle, Tochter, daß du nicht zu schnell die Höhe erreichst, und herunter mußt du dann um so schneller wieder. Die Geschäfte, die du im Garten zu besorgen pflegtest, habe ich

nun übernommen und Barbara und ich haben jezt viele Arbeit. Sebastian ist gestern mit seinem Onkel zu uns heraus gekommen; sie wünschen dir alles Gute. Auch die alte Regine war diese Tage bey mir. Sie wollte es gar nicht glauben, daß du mich verlassen habest, bis sie die Bestätigung aus meinem Munde vernahm. Wem es in der Welt übel gehe, meinte sie, möge wohl Recht haben, sich in ein Kloster zu begeben; aber du habest ja alles voll auf gehabt, und keine Sorge und nicht übermäßige Arbeit. Lebe wohl.

3.

Clara an ihre Mutter.

Das, liebe Mutter, kann freylich der gemeine Verstand nicht fassen, wozu uns eine tiefere Mahnung des Geistes treibt und welch eine wunderbare Welt thut sich nicht immer mehr in meinem Innern auf, besonders bey den Gesprächen mit der hohen Frau, unserer hochwürdigen Abtissin. Ich habe Ihnen, glaube ich, nicht gesagt, daß mein schönes Crucifix ein Geschenk von ihr ist;

sie scheint mich einer besondern Theilnahme zu würdigen; wie mich das rührt! Ich habe die Tracht des Klosters angenommen, und wenn ich mit den Schwestern in den langen schattigen Gängen des Gartens unter den Kastanienbäumen wandle, so komme ich mir ganz vor, als ob ich diesem frommen Chore schon völlig angehöre, und fühle mich erhoben über die Welt. Der Schatten thut uns aber in dem Garten nun schon ganz wohl; denn schon sind die Tage recht heiß; die Kastanienbäume blühen und eine Menge Blumen schmückt bereits die Beete. Der Gärtner, ein Greis mit silberweißen Haaren, scheint dadurch eine besondere Neigung zu mir gewonnen zu haben, daß ich ihm öfter bey Wartung der Blumen Hülfe leiste; und er hat mir einige Töpfe mit Hyazinthen geschenkt, die gar lieblich in meiner Zelle duften.

Antwort der Mutter.

Wahre dich Tochter vor geistlichem Hochmuthe und wache und bethe, daß du nicht in Anfechtung

falleſt. Wir ſind durch unſere Thätigkeit vor müßigen Gedanken geſichert. Und auch die fortdauernden Durchzüge und Truppenmärſche machen große Störung. Friſchen Salat haben wir nun ſchon, und deine Kaiſerkronen haben beſonders ſchön geblüht. Herr Victor grüßt; Gott ſey mit dir.

## 4.

### Clara an ihre Mutter.

Es war heute wieder der Tag, da die Armen in dem Kloſter geſpeiſ't werden. Dann kommen alle die Dürftigen aus der Stadt, jedes mit ſeinem Gefäße, um eine Portion Suppe darin zu empfangen, und vielen erlaubt das Verlangen nach der guten warmen Speiſe nicht, ſie erſt nach Hauſe zu tragen; wo jedes eine Stelle findet, läßt es ſich nieder und hält mit großer Freudigkeit ſein Mahl. Und ich bin gewiß, dieſe Menſchen ſind bey ihrem Wenigen in dieſem Augenblicke glücklicher, als ſo viele Reiche in der Stadt mit ihrem Ueberfluſſe. Ich wohne dann gewöhn-

lich der Vertheilung der Speisen bey, und wie manche rührende Scene biethet sich mir dar. So kam das letzte Mal ein armes Weib, die ihr Kind, das etwa drey Vierteljahre alt seyn mochte, wie diese Leute pflegen, in einem Tuche hinten auf dem Rücken mit sich schleppte. Mutter und Kind schienen sehr erschöpft, und mit großem Verlangen reckte das letztere die kleinen Hände nach der Suppe, so oft die Mutter davon genoß, die abwechselnd den Löffel zu dem Munde des Kindes, dann zu ihrem eigenen führte. Besonders aber erregt stets meine Theilnahme ein Paar alter Leute, die in gebücktem Gange und auf ihre Stäbe gestützt, oder vielmehr der Greis, der blind ist, von dem Mütterchen geleitet, jedesmal sich einfinden. Sie sollen frühe sehr wohlhabende Pächter auf einem nahen Hofe gewesen seyn, und, ohne ihre Schuld alles des Ihrigen beraubt, stellen sie um so mehr ein sehr auffallendes Beyspiel menschlicher Schicksale dar, da ihre zahlreichen Kinder, sieben Söhne und vier Töchter, ihnen schon alle nach dem Lande voran gegangen

sind, nach dem auch sie sich jetzt hinüber neigen. Und besonders rührend war mir es, schon einige Male das Mütterlein den Wunsch äußern zu hören, Gott möge sie doch nicht vor ihrem Gatten hinweg rufen, denn, sagte sie, wer soll ihn dann leiten, den armen blinden Mann, wenn ich nicht mehr wäre? Das Kloster erhält diese Leute fast gänzlich, und welch ein Segen Gottes ist solch eine Anstalt, die den Klagen so vieler Bedrängten abhilft, und wo jeder sicher ist, an dem bestimmten Tage seine Nahrung zu finden, ohne daß er an diesem, wie an den andern, ängstliche Sorgen darum zu haben braucht.

Antwort der Mutter.

Auch ich, meine Tochter, kenne keine größere Freude, als, so viel ich vermag, zu helfen, und zu sehen, wie einem Dürftigen geholfen wird. Aber mehr kann ich dir jetzt nicht sagen, als daß ich mich wohl befinde. Der Wagen hält vor der Thüre, um mich nach der Stadt zu deinem Bruder zu bringen, dem seine Lehrer die besten Zeug-

nisse ertheilen. Der Herr habe dich unter seiner Huth.

## 5.

### Clara an ihre Mutter.

Auch noch auf eine andre Weise hat unser Kloster grose Verdienste um die nahe Stadt; denn nicht blos der leiblich Armen nimmt es sich an; auch den geistig Dürftigen und Unmündigen ertheilt es Lehre und Hülfe. Täglich kommt nähmlich eine grose Zahl von Mädchen zu uns heraus, theils um den gewöhnlichen Schulunterricht, theils um Unterweisung in allen weiblichen Arbeiten zu erhalten. Auch hier gewähret es mir oft Vergnügen zugegen zu seyn. Die Kinder kommen des Morgens, und kehren an dem Abende wieder zurück; der Tag geht unter Lernen, Arbeiten und Spielen für sie hin. Aber ich kann Ihnen nicht verbergen, hierbey ist mir schon einige Male die Verschiedenheit dieses Unterrichtes von dem aufgefallen, wie wir ihn empfingen. Bey uns wurde dahin gearbeitet, unsern Geist nicht minder zu

erhellen und zu dem Genuſſe der empfangenen Schätze fähig zu machen, als ihn mit dieſen zu bereichern; und ich erinnere mich noch recht gut, daß unſer Lehrer ganze Stunden in anregenden und erwecklichen Geſprächen mit uns zu brachte, und wie uns das freute, wenn ein Gedanke durch ſeine Hülfe immer lichter in uns wurde. Dagegen hier bemerke ich bloß, daß die erlernten Sprüche, Lehren und Gebethe dem Gedächtniſſe übergeben werden, aber Fragen werden hierüber ſo wenig, als über das Geleſene gethan. Ich ſprach neulich mit der Lehrerin darüber, aber ſie ſchien mich gar nicht zu verſtehen, und ſagte mir: es ſey genug, daß die Kinder wüßten, was die Kirche lehre und daran glaubten. Ich habe indeſſen hierüber nachgedacht, und gefunden, daß es in mancher Hinſicht ſo am beſten ſeyn mag. Nur fällt mir dabey die groſſe ſittliche Rohheit der meiſten Kinder auf, und ich begreife nicht, warum man von einem mehr nimmt, als von dem andern, nicht an Lehrgeld, denn der Unterricht wird unentgeldlich ertheilt, ſondern an Koſt-

geld, da die Kinder den Tag über mit allem Nöthigen versorgt werden. Man ſagte mir freylich, dafür, daß die Begüterten mehr bezahlten, würden die Dürftigen umſonſt unterhalten; aber ſo unterhalten ja jene, und nicht das Kloſter die Armen. Sie ſehen, liebe Mutter, daß ich Ihnen offen alles mittheile, wie mir es erſcheint, und wie manches wird ſich nicht ſpäter aufklären, was ich jetzt noch nicht begreife.

Antwort der Mutter.

Ich wünſche, liebe Clara, du mögeſt fort beobachten und beſonders immer mehr den Blick auf dich ſelbſt richten, und ich lege dir jetzt nur Eine Frage vor: wie viel Nützliches hätteſt du indeſſen zu Hauſe wirken können! Wie viel haſt du in deiner Abgetrenntheit vollbracht? — In unſern Gärten ſteht alles vortrefflich, und du würdeſt gewiß deine Freude daran haben, zu ſehen, wie alles gedeiht. Die Kirſchen an dem Baume hinten bey der Mauer fangen nun zu reifen an; Sebaſtian hat voraus ſeine Bitte darum einge-

legt, und meine Reise zu demselben ist nach Wunsch beendet worden. Mögest du bald zu einem erfreulichen Ziele gelangen.

## 6.

### Clara an ihre Mutter.

Ihre Frage in Ihrem letzten Briefe, liebe Mutter, ängstigt mich beynahe. Aber muß man denn immer nur mit den Händen und nach außen wirken? und ist damit nichts gewonnen, an innerm Frieden so viel reicher geworden zu seyn? Aber was um mich vorgeht, hat von neuem einiges Befremden bey mir erregt. Gestern war der Namenstag der Mère Pauline, — denn mit dem Französischen Ehrentitel Mère werden in unserm Kloster die Frauen benannt — der Hauptlehrerin, der mit vieler Festlichkeit gefeyert wurde. Alle Kinder erschienen in ihrem besten Putze, und brachten jedes seine Gabe dar, die meisten Geld, und da mußte ich zu meinem Staunen bemerken, daß dieß angenommen wurde. Wozu bedarf eine Klosterfrau des Geldes? Bey Tische erhielten

die Kinder einige besondere Gerichte. Den Nachmittag brachten sie mit Spielen in den weiten, schattigen Gängen des Gartens hin. Aber hier mißfiel mir wieder das gar ungesittete Wesen der meisten. Unter den wenigen, die durch einen bessern Sinn sich auszeichnen, befindet sich ein für ihr Alter kleines Mädchen, die Tochter einer sehr angesehenen Frau, die, wie ich höre, unserer Kirche nicht angehört und das Kind bloß um der weiblichen Beschäftigungen willen das Kloster besuchen läßt. Aber auch bey dem Unterrichte zeigt das Mädchen viele Aufmerksamkeit und versteht sich willig, öfter bey Tische vor zu lesen, weil es ungleich besser lies't als die meisten andern. Die arme kleine Catharina, oder, wie sie gewöhnlich bey ihren Gespielinen heißt, Rinchen befand sich auch jezt in nicht geringem Gedränge bey den wilden, mehr knabenartigen Spielen der andern und flüchtete sich endlich ganz in meinen Schuz. Ich nahm sie mit mir auf meine Zelle und freute mich nicht wenig der verständigen Antworten, die sie mir auf meine Fragen ertheilte,

so wie ihrer Freude über einige kleine Klosterarbeiten, die ich ihr schenkte. Ich habe mir vorgenommen, mich dieses Mädchens besonders an zu nehmen.

Antwort der Mutter.

Dein Bruder war heute mit einigen seiner Mitschüler zu mir heraus gekommen, und wir hatten unsere Lust daran, wie sie die jungen Kirschbäume bestiegen; wir, ich und Herr Victor, der, während sie die Kirschen pflückten, ein gar lustiges Examen mit ihnen anstellte, und dem, welcher seine vorgesagten Worte am besten ins Lateinische übersetzte, zum Preise bestimmte, einen frischen Baum zuerst besteigen zu dürfen. Dir aber wünsche ich, daß deine Augen sich immer mehr öffnen möchten, und des innern Feindes, meine Tochter, hast du schon lange nicht mehr Erwähnung gethan. Schlummert er gänzlich? Der Himmel sey dein Schutz.

## 7.

### Clara an ihre Mutter.

Liebe Mutter, wie Ihre letzten Briefe mich in meinem Frieden aufgestört haben! Und immer wieder habe ich diese Tage die Frage erwogen: was hast du indessen in deiner Abgeschiedenheit gewirkt? Um wenigstens auch einiger Maaßen nach außen mich nützlich zu machen, beschloß ich heute an dem Unterrichte, so weit meine Einsicht es mir gestattete, Theil zu nehmen. Ich bath die Mère Pauline mir einige ihrer Schülerinen an zu vertrauen, und so wies sie mir eine Zahl Kinder zu; Minchen mischte sich unaufgefordert sogleich unter diese. Ich sollte ihnen ihre Christliche Lehre überhören; die Sätze handelten von der Erschaffung der Welt. Ich dachte, du mußt doch auch einige Fragen an die Kinder thun, und hören, wie sie das Gelernte aufgefaßt haben. Jetzt aber gab es eine große Störung. Ein Mädchen klagte mit lautem Weinen ihre Nachbarin an, ihr eine Birne aus der Tasche entwendet zu

haben; dieſe läugnete den Diebſtahl, ward aber deſſelben durch die Birne überwieſen, die man bey ihr fand. Die gute Mère war über dieß doppelte Vergehen ſehr aufgebracht, und das Mädchen ward verurtheilt, ſo lange auf der Seite zu knieen, bis ſie eine Zahl von Gebethen her geſagt habe. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie wehe mir dieſe Art der Beſtrafung that. Ich wandte mich darauf, als die Ruhe wieder her geſtellt war, zu meinen Kindern zurück, ließ ſie ihre Sätze nochmals wiederhohlen, und um ihnen die Sache deutlich zu machen und ſie auf unſern Gegenſtand hin zu führen, fragte ich nun: ob denn das Kloſter und die Häuſer in der Stadt von ſelbſt aus dem Boden herauf geſtiegen ſeyen? Das dünkte ſie gar lächerlich und erregte ein allgemeines Lachen. Die Mère Pauline ſchien dieß mit großem Mißfallen zu beobachten, und da ſie mit ihren Kindern eben fertig geworden war, rief ſie die meinigen in ziemlich gebietheriſchem Tone zu ſich, und überhörte ſie nun auch nach ihrer Weiſe. Nur Rinchen allein verließ mich nicht ſogleich,

und erhielt einen Verweis für diesen Ungehorsam. Dieß schmerzte mich tief, und am Abende — o liebe Mutter, es ist, als ob Sie es geahndet hätten — regte sich wieder nach langer Zeit der alte Unmuth in mir, zwar nur leise, und ich unterdrückte ihn schnell, indem ich in das herrliche Abendroth hinaus blickte; aber der Feind ist doch noch da, und gewiß, ich will über mich wachen.

Antwort der Mutter.

Es wird, liebe Clara, wie ich dich kenne, der Feind sich bald mächtiger regen; aber ich bin froh, daß ich hoffen darf, deine Ueberspannung werde allmählig einem besonnenern Zustande Raum machen. Wir haben sehr heiße Tage gehabt; die Ernte wird nun bald reif seyn; schon finden sich Schnitter aus Schwaben ein. Wir selbst werden wenig in die Scheune sammeln, da ich im Spätjahre den größern Theil unseres Gutes verpachtet habe. Deine beyden Freundinnen Rosa und Adelheid sind heute bey mir gewesen. Ich soll dir von ihnen viel Schönes sagen. Wahre dich.

8.

Clara an ihre Mutter.

O meine liebe Mutter, nun hoffe ich mit diesem Führer vollends ins Reine mit mir zu kommen. Die würdige Frau, wie viel verdanke ich ihr nicht; doch hören Sie.

Ich wollte gestern die Frau Abtissin auf ihrer Zelle besuchen. Thüre und Fenster standen offen, das Gemach ab zu kühlen; sie selbst war nicht zugegen. Aber auf ihrem Tischchen lag ein großes, mit alter Schrift gedrucktes Buch aufgeschlagen. Ich las:

„Ein heidnischer Meister war gekehret auf eine Kunst; das war eine Rechnung. Er hatt' alle seine Kräft' dazu gekehret, und saß vor Essen, und zählte und suchte die Kunst. Da kam einer und zuckt ein Schwert, und er wußte nicht, daß er der Meister war, und er sprach: sage, wie heißest du? oder ich tödte dich. Der Meister war so sehr

eingezogen, daß er den Feind weder ſah noch hört', noch konnte ſich viel geäußern, daß er ſprechen möchte: ich heiß' alſo. Und da der Feind lang und viel gerufen, und er nicht ſprach, da ſchlug er ihm den Hals ab."

Während des Leſens war mir eingefallen, daß unſer Lehrer uns einmal etwas Aehnliches von einem berühmten Griechiſchen Weiſen — ich glaube, er hieß Archimedes — erzählt hatte, und ich mußte bey mir ſelbſt lächeln über die einfache, naive Art, wie dieſer Vorfall erzählt war. Indeſſen war die Abtiſſin, von mir unbemerkt, herein getreten, und da ſie mich vor dem Buche ſtehen und lachen ſah, fragte ſie in einem ernſten Tone, wie ich ihn nie aus ihrem Munde vernommen: was mir an dem Buche ſo lächerlich dünke? Ich ſagte ihr nun, wie es war: dieſe Erzählung von Archimedes. Sie erwiederte: ſie wiſſe nicht, wie der heidniſche Meiſter geheißen, und das thue auch zur Sache nichts; aber ob ich den Schluß der Geſchichte auch geleſen? Ich verneinte es, und nun hieß ſie mich ihr auch das

Folgende vorlesen. Beschämt wandte ich nun abermals meine Blicke auf das Buch und las:

„das war, um eine natürliche Kunst zu gewinnen; wie viel mehr sollen wir uns entziehen von allen Dingen und sammeln alle unsere Kräfte, zu schauen und zu erkennen die ewige, unmäßige Wahrheit. Hierzu sammel alle deine Kräft' und Sinn' und deine Vernunft, und dein Gedächtniß, und das kehre in den Grund, da dieser Schatz inne verborgen liegt oder ist. Soll das geschehen, so mußt du allen Werken entfallen, und kommen in ein Unwissen, soll du diesen finden."

Und nun fragte sie mich, ob denn je von dieser Geschichte eine herrlichere Anwendung gemacht worden als hier? und wenn ein heidnischer Meister, um eine irdische Kunst zu finden, so sehr alle seine Kräfte und Sinne darauf gewendet, daß er des Feindes nicht gewahrte, der mit gezücktem Schwerte vor ihm stand; ob es nicht vielmehr dem Christlichen Kämpfer zieme, alle seine

Sinne und Kräfte auf Gott zu wenden und von allem Irdischen sich ab zu thun, um das ewige Gut zu erringen? Sie empfahl mir dann das Buch sehr; es seye von einem gottseligen, gar erleuchteten Lehrer und ich könne jezt nichts heilsameres beginnen, als daß ich fleißig darin lese. Und das thue ich denn auch, und wie viel Licht geht mir dabey über mein eigenes Innere auf! Nicht, daß ich alles verstünde; die Rede ist oft gar dunkel und der Sinn verborgen; aber dann erklärt mir die hohe Frau so manches auf meine Fragen, und ich halte mich blos an das, was ich verstehe. Und wohl erkenne ich nun, liebe Mutter, wie recht Sie haben, daß der Feind noch in mir ist.

Antwort der Mutter.

Es scheint, liebe Clara, du bist noch ferner vom Ziele, als ich dachte und aus einer Verirrung willst du in die andere gerathen. Alles, was der alte Meister sagt, ist wenigstens sehr wunderlich gesprochen, und warum hältst du dich nicht lieber an die heilige Schrift selbst? Das

ſcheinen mir ſehr gefährliche Bücher, in denen man etwas verſteht, und vieles auch nicht verſteht. Das neuliche Wetter hat eine Stunde von hier vielen Schaden gethan, und es iſt um ſo trauriger für die Leute, da ſie ſchon die gewiſſe Hoffnung vor Augen hatten und die nächſte Woche die Ernte beginnen ſoll. Wir — dank dem, der uns ſchirmte — ſind verſchont geblieben. Sieh dich vor mit deinem Buche.

## 9.

### Clara an ihre Mutter.

Nein, liebe Mutter, nein, das iſt kein gefährliches Buch, ſondern ein Buch, das Worte des Lebens ſpricht, woraus Beſeligung hervor quillt und unausſprechliche Wonne in die entzückte Seele, das in den tiefen Grund uns zurück führet, wohin alle die verletzenden Stimmen von außen nicht dringen und wo Gott ſelbſt in uns wirket Frieden und ſelige Fülle. Und auch dieſe treuherzige, einfältige Sprache, die mir erſt ein Lächeln abgewann, wie ſie mich nun anzieht!

da iſt kein Schmuck der Rede, bloß der Erguß des überſtrömenden Herzens! Kein Buch ſollte in einer andern Sprache geſchrieben werden; und auch das Veraltete derſelben iſt mir nun lange nicht mehr ſo unverſtändlich. In den wenigen Wochen iſt mir alles viel klarer geworden, nur vieles ſo tief, daß mein ſchwacher Mädchenverſtand noch lange wird darüber forſchen müſſen, bis er es ganz zu ergründen vermag. Beſonders ſprechen die wunder-herrlichen Gleichniſſe, die uns faſt auf jedem Blatte begegnen, mich gar ſehr an und ich meine, ich ſchaue alles viel klarer in dieſen Bildern. Ich füge Ihnen hier nur drey von denſelben bey; leſen Sie und urtheilen Sie ſelbſt.

„Die Seel' iſt recht ein Mittel zwiſchen Zeit und Ewigkeit. Kehret ſie ſich zu der Zeit, ſo vergißt ſie ohne Zweifel der Ewigkeit; und werden ihr dann alle Dinge fern, die Gott zugehören: Zu gleicher Weiſ' alle Ding', die man ferne ſieht, die ſcheinen dem Menſchen klein, und was da nah iſt, das ſcheinet groß, denn es hat wenig Mittel, als die lautre Sonn',

wiewohl die Sonn' zu sechzig mal gröſſer iſt, denn das Erdreich. Der aber ein Becken nimmt mit Waſſer Sommerszeit, ſo ſie hoch am Himmel ſtehet, und legt darein einen kleinen Spiegel; darin erſcheint die groſſe Sonn' mit einander und ſcheinet darin kaum als ein kleiner Boden. Und wie klein das Mittel wäre, das dazwiſchen den kleinen Spiegel und die groſſe Sonne käme, das nähme dem Spiegel das Bild der groſſen Sonn behende. Alſo zu gleicher Weiſ' iſt es um den lautern Menſchen, der das Mittel gelegt hat, es ſey, was es ſey, oder wie klein es immer geſeyn mag, daß der Menſch in den Grund der Wahrheit nicht mag ſehen. Ohne Zweifel das Mittel, wie klein es iſt, benimmt ihm, daß ſich das groſſe Gut — das iſt Gott — in dem Spiegel ſeiner Seele nicht erbilden kann, noch mag. Denn in welcher Seel' ſich der ewig gütig Gott erſpiegeln ſoll, die muß bloß ſeyn und lauter und gefreyet von allen Bildern." —

„Wenn aber das wär', daß alle Meiſter

todt wären und alle Bücher verbrennet, so fänden wir doch an seinem heiligen Leben Lehr' und Lebens genug. Denn er selber ist der Weg und das Leben und die Wahrheit, und in keinem andern Weg mögen wir ihm wahrlich und lauterlich nach kommen zu dem End, denn darin er uns vorgegangen ist hie in dieser Zeit. Denn als der Magnet nach ihm zeucht das Eisen, also zeucht nach ihm Christus Jesus alle Herzen, die von ihm berühret werden. Als das Eisen von dem Stein wird berühret mit seiner Kraft, so gehet es zu Berg dem Stein nach, wiewohl es doch seine Natur nicht ist; also alle Herzen, die von diesem Magnet des ewigen Gottessohn berühret werden wahrlich und lauterlich, dieselben Menschen behält weder Lieb noch Freud, noch Trost; sie gehen alle Zeit auf über sich zu Gott; sie vergessen ihre eigene Natur und folgen nach der Berührung Gottes, und folgen dem, als viel sie denn adelicher und mehr berühret sind worden von Gott, als andre Menschen." —

„Diesen hohen überedlen Menschen geschlehte recht, als dem Weinholz; das ist auswendig schwarz und hart und dürr und gar schnöd. Und ob es dem Menschen nicht bekannt wäre, so däucht ihn, dieß Holz wäre niemand nüz noch gut, denn allein in das Feuer zu werfen und zu verbrennen. Aber in diesem dürren Holz der Reben, da sind in dem Grund innen verborgen die lebendigen Adern, und die edle Kraft, da die aller edelste Süßigkeit ausdrauft und Frucht auskommt, vor allem Holz, das da wächst und Frucht bringt. Also ist auch dem minniglichen versinkenden Volk, das also alle Zeit und Stund' in Gott versenket ist; das ist auswendig an dem Schein als ein verderben Holz und schwarz, und scheinet den Menschen dürr und unnüz. Denn diese Menschen sind demüthig, und inwendig und auswendig klein und unachtbar; und sind auch weder von grossen Worten noch Werken noch Aufsätzen mit geistlichem Wesen, und sind die mindesten in ihrem Theil; aber die lebendigen Adern, die

in ihnen verborgen liegen in dem Grund der Wahrheit, das ist, daß sie ihrem Theil entfallen und Gott ihr Theil und ihr Aufenthalt ist ihres Lebens und ihres Wesens." — — Sind das nicht vortreffliche Gleichnisse, liebe Mutter? Leben Sie wohl.

Antwort der Mutter.

Dein Meister, obgleich seine Sprache etwas weitschweifig und wunderlich ist, scheint, liebe Tochter, ein geistreicher Mann zu seyn, und reinige einmal nach seiner Weisung den Grund deines Wesens, und werde frey von dir selbst, d. h. von deinem finstern Geiste und forsche, ob das die überedlen Menschen sind, unter denen du lebst. Auch Herrn Victor, dem ich diese Stellen mittheilte, haben sie gut gefallen. Seine Geschäfte nehmen einen erwünschten Fortgang. Bohnen gibt es in dem Garten nun in großer Menge und ich habe bereits für den Winterverrath gesorgt. Auch Gurken haben wir dieses Jahr im Ueberfluß; die gute Barbara jammert, so oft dieß

dein Leibgericht auf den Tiſch kommt, daß du nicht da biſt, und tröſtet ſich am Ende damit, daß ihr im Kloſter auch wohl welche haben werdet. Bleibe mir hübſch beſonnen im Leſen deines dunkeln Buches.

Clara an ihre Mutter.

Aber iſt denn nichts mehr heilig in dieſer Welt? Gewähret ſogar die Gott geweihete Stätte keine Stille, keine ungeſtörte Zuflucht mehr? Schon oft den Sommer über drang das laute Getöſe vorüber ziehender Kriegeſchaaren mit ihren Trommeln und Wagen in unſere ſtillen Mauern hinein; aber denken Sie ſich, liebe Mutter, unſer Entſetzen, da erſcheint nun dieſe Woche ein Vorgeſetzter der Stadt, von einem Truppe Offiziere begleitet, und bringt den Befehl, daß ſchnell die beyden Flügel des Kloſters nebſt der Kirche geräumt werden müßten, jene um zu Quartieren, dieſe um zu einem Magazine gebraucht zu werden. Die Frau Abtiſſin proteſtirte dagegen; vergeblich; da mußte denn in aller Eile

ausgeräumt werden, und alle Gänge und Gemächer sind nun bey uns so mit Bildern, Kirchengeräthe und andern Dingen angefüllt, daß man sich kaum darin hin und her bewegen kann. Aus den nahen Seitenflügeln tönt der Lärm und das Geschrey rauher Männerstimmen und aus den Fenstern sieht stets eine Zahl brauner verbrannter, schwarzbärtiger Gesichter von Ungarischen Grenadieren herüber. Und man weiß noch gar nicht, wann diese Gäste wieder abziehen werden! Aber unsere schöne Kirche ist nun für lange verdorben! O wann werden wir die stille Ruhe wieder gewinnen? —

## 11.

### Clara an ihre Mutter.

Kaum daß meine letzten Zeilen abgegangen, schreibe ich Ihnen schon wieder, theure, liebe Mutter. O noch etwas viel Entsetzlicheres hat sich ereignet, was alle unsere Herzen mit dem tiefsten Unwillen, und wovon schon der Gedanke der Möglichkeit mich mit Schaam erfüllt. In

kaum iſt es glaublich: der Schweſtern eine hat die allgemeine Verwirrung benutzt, um vermittelſt einer Leiter, die ſich am Morgen noch vorfand, aus dem Kloſter zu entfliehen. Und die Unwürdige ſchien immer ſo demüthig und ergriffen bey unſern Andachten. Zwar nur mit Widerwillen und faſt gewaltſam von ihren Aeltern genöthigt, ſagt man, ſey ſie ins Kloſter gegangen, weil ſie gegen den Willen derſelben einem für ihre Verhältniſſe zu geringen Menſchen ihre Liebe geſchenkt habe. Auf Weihnachten ſollte ſie eingekleidet werden, und nun entflieht ſie!

### Antwort der Mutter.

Deine beyden letzten Briefe, liebe Clara, haben bey ihrem von den vorher gehenden ſo ganz abweichenden Inhalte mich überraſcht und nur viele häusliche Geſchäfte machten mir es unmöglich, ſie dir früher zu beantworten. Gern wollte ich auch wünſchen, daß die Ruhe eures Aufenthaltes weder von außen, noch von innen möge geſtört werden ſeyn. Aber die Störung, die euer

Kloſter in ſeinem Innern erlitten hat, iſt doch viel gröſſer als die äußere und auch bey uns hat der Vorfall viel Aufſehen erregt. Weſſen häusliches Leben iſt aber jetzt von außen ungeſtört? Denke dir, daß ich neulich drey Offiziere in unſerm kleinen Hauſe zwey Tage beherbergen mußte; und wer iſt mehr zu beklagen: ihr, die ihr von eurem übermäßig großen Raum nur einen Theil verloren habt, während ihr ungehindert in dem übrigen fort walten dürft, oder eine Frau, die ohne männliche Geſellſchaft allein in einem Hauſe ſich befindet, und drey Offiziere nicht nur in demſelben aufnehmen, ſondern auch bewirthen muß? Doch die Herren waren recht artig, und nun ſind ſie ganz wieder abgezogen, was noch beſſer iſt, als alle ihre Artigkeit. Um ſo eifriger ging es nun an einige verabſäumte Geſchäfte; und auch die Weinleſe iſt glücklich vollendet. Der Ertrag war zwar nicht ſehr reichlich, aber man verſpricht ſich einen vortrefflichen Wein. Herr Victor grüßt auf das beſte.

12.

Clara an ihre Mutter.

Eine Stelle aus meinem lieben Prediger hat indessen, theure Mutter, viele Ueberlegungen in mir verursacht. Es ist die folgende:

„Daß wir aus brüderlicher Lieb' uns unter einander lieben, als uns selber, und in einem demüthigen, unterworfenen Gemüthe unter Gott, in einer lieblichen Beweisung unter einander; und arm seyen unserer selbst und alles, das Gott nicht ist; lauterlich alles Gutes und Willens und bloß seyen aller Creaturen, und daß Gott den Grund gewaltiglich besitzen mög', da er sein göttliches Bild eingelegt hat und besitzen soll; — liebe Schwestern, das ist allein, das unser Orden meinet; darum sind alle Orden und alle geistliche Leben, und aller Kloster Zucht und Gesetz' und Weisen oder Clausen und allerley Leben, wie sie scheinen oder heißen. Darein alle unsre Gesetz' gesetzet und geordnet sind, und als viel sie dazu dienen,

also viel sind sie nützlicher und mehr zu lieben und zu haben. Dieß ist die Meinung und der Grund, daß wir Gott gelobet und geschworen haben, und halten wir diesen Orden nicht, so brechen wir unsre Treue und Eid an ihm. Aber halten wir ihm dieß, so halten wir den Grund und den Orden wesentlich, den unsre Väter Sanct Benedict, Sanct Augustin, Sanct Bernhard, Sanct Franciscus gehab thaben." —

Diese Stelle, liebe Mutter und der neuliche Vorfall haben mich darauf geführt, näher nach dem Grunde zu forschen, warum die andern Nonnen in das Kloster gezangen sind, und nach zu denken über das Leben derselben in ihrem geistlichen Orden. Bey dem erstern war mir eine alte Klosterfrau sehr behülflich, die sich durch ihre Redseligkeit auszeichnet und sich stets glücklich zu fühlen scheint, ein Stündchen verplaudern zu können. Sie sezte mir nun ausführlich aus einander, wie die Mère Augustine immer so ernst und düster sene, weil sie einen gar herrlichen Geliebten verloren und ohne diesen nicht in der Welt

leben wolle; die Mère Anna habe den Schleyer erwählt, weil sie sich nicht in die Wahl habe fügen wollen, welche ihre Aeltern für sie getroffen; die Mère Agnes und Maria aber seyen in das Kloster gethan worden, weil es an dem Vermögen gemangelt habe, sie dem Glanze ihrer Familien gemäß aus zu statten; sie selbst, die betagte Ursula, und einige andere seyen freywillig eingetreten, weil sie es glaubten, in ihrer Verlassenheit, hier besser zu haben, als in der Welt. Und ähnlicher Art sind auch die Gründe bey andern. Und erwäge ich nun, wie wir hier leben, so wird freylich in unserm Hause mehr gebethet und gesungen und in heiligen Büchern gelesen, als außer in der Welt, aber die Sinnesweise der Frauen scheint mir eben nicht sehr verschieden von der weltlicher Leute. Ich dachte mir, es würde hier alles in höherm und göttlicherm Sinne geschehen, eine fromme Begeisterung, ein tieferes Eingehen in den Grund, da Gott in uns wirket, die Herzen heiligen; aber daß ich es Ihnen nur gestehe, meine liebe Mutter, von allem diesem

kann ich hier nichts gewahren, und sogar so manche kleine weltliche Leidenschaften, als Neid, Streitsucht, allerley Launen, enthüllen sich mir immer mehr an den Frauen, und ich kann gar nicht erkennen, wie ihr Gebeth und Gesang ihre Seelen reinige und heilige. Wie sehr hat nicht eben darum eine andere Stelle mich ergriffen, wo auch der fromme Mann zu Klosterfrauen redet. Mein Brief wird zwar dadurch etwas lang, aber ich muß ihnen doch auch diese noch abschreiben:

„Nun sprach der Mund der Wahrheit: wer bittet, dem soll gegeben werden. Wie mag das immer seyn, daß so mancher Mensch bittet all sein Lebtag und wird ihm doch das lebendig Brod nimmer, und doch Gott so unaussprechlich mild ist und zu tausendmal bereiter zu geben, denn der Mensch zu nehmen. Und wir sprechen dieselben heiligen Gebet' alle Tag', das heilig Pater noster und viel Psalter und Collecten, die der heilig Geist gelehret hat, und noch dann so werden sie nicht erhöret. Das muß ein' groß Ursach seyn und ein Wun-

der. Kinder, ich will's euch sagen. Ihr Herz, ihr Grund, ihr Lieb' und ihre Meinung ist besessen mit fremder Lieb', es sey, was es sey; todt oder lebendig; es sey sein selber oder etwas anders des Ihren. Und dasselbe hat die Statt also besessen, daß die wahre göttlich' Lieb' — die das wahre göttlich Brod ist — mag in keinerley Weis' in sie kommen, sie bitten und bethen, wie viel das sey. Doctor Hugo spricht: es ist als unmöglich, daß der Mensch leb' ohne keinerley Lieb', als daß er lebe ohne Seele. Hie merk' ein jeglicher, womit er umgehe. Wann soll eine Lieb' ein, muß von Noth wegen die andre Lieb' aus. Geuß aus, sprach Sanct Augustin, daß du voll werdest." —

„Nun diese Menschen kommen mit ihren weltlichen Herzen und ihren besessenen Gründen, und bitten und bethen und ihnen wird das Brod nicht gegeben und das ist nicht Gottes Schuld. Denselben wird der Stein für das Brod, d. i. ein hart, steinern Herz, und dürr und kalt, erloschen, ohne alle Andacht

und Gnad'. Und sie lesen fast die Bücher aus, eines nach dem andern, und dieß schmeckt ihnen nicht, noch quillt in ihnen, und sie dürstet nicht darnach." —

Was halten Sie von dieser Stelle, liebe Mutter?

Antwort der Mutter.

Dein Prediger, liebe Tochter, gefällt mir immer besser, und gehorche ihm, beherzige seine Worte und wende sie nicht bloß auf die andern, sondern auch auf dich selbst an, und forsche in dir selbst, was dich bewogen, zu begehren nach dem Orden? Und beantworte mir doch treu und ernstlich diese Frage: Wenn denn, was der weise Mann angibt, allein der rechte Orden ist, kann man den Gesetzen desselben nicht so gut in der Welt als in dem Kloster leben? Und, mich dünkt, man müsse denselben noch besser außer halb der Mauern leben können? — Wir haben indessen zwey recht vergnügte Tage verlebt: unsere Kirchweihe; und da wurden zum ersten Male zu dem jungen sprudelnden Weine Kasta-

nien gespeis't. Sebastian mit dem Onkel kam heraus, auch Rosa mit einigen andern Freundinen. Herr Victor hat sie heraus begleitet, und alle haben mit vieler Theilnahme deiner gedacht. Ich hoffe, der heilige Mann soll ein Wunder an dir thun, und des Feindes hast du lange wieder gar nicht Erwähnung gethan?

## 13.

### Clara an ihre Mutter.

Ich weiß nicht, meine liebe Mutter, seit mich mein Prediger nach dem innern Grunde so ernstlich hin weis't, wollen mich die äußern Andachten so sehr nicht mehr erbauen, und die schönen Weihnachtsfestlichkeiten haben mein Herz ziemlich kalt gelassen. Ich möchte nur stets in meinem lieben Prediger lesen. Dabey steht mir immer Ihre Frage vor meinem Sinne. Ich soll mich prüfen, warum ich in das Kloster verlangte? O ich wollte nicht Sie, ich wollte nicht, wenn ich meine Bestimmung in der Welt erfüllte, einen edlen Mann, der mir seine Hand reichte, durch

meinen finstern Geist unglücklich machen. Ich glaubte, in den stillen Mauern würde die Außenwelt mich weniger störend berühren und die innere Stimmung minder zum Ausbruche reizen. O ich fühle es wohl, das ist auch kein rechter Bestimmungsgrund gewesen; ich wollte dem Feinde entfliehen, statt ihn zu bekämpfen, und nun erkenne ich, daß das allein der rechte Orden ist: einen demüthig unterworfenen Sinn haben und arm seyn unserer selbst und alles, das Gott nicht ist, und da, fühle ich wohl, muß ich vor allem des dunkeln Muthes, der finstern Laune ledig seyn, die so oft, auch in der glücklichsten Stimmung, wie ein giftiger Hauch mich plötzlich anwehete. Aber Sie fragen, ob man denn den Gesetzen dieses Ordens nicht in der Welt so gut leben könne, als in dem Kloster? Freylich wohl: aber doch dachte ich mir es immer als etwas Verdienstliches: seine Jugend, seine Freude, alles in hoher Begeisterung Gott zu weihen. — Aber dann müßte es auch wirklich ein Opfer seyn, das wir bringen, mit Verläugnung unserer selbst müßten wir

das Göttliche feſt halten; aber ich ſuchte ja nur mehr Zufriedenheit für mich ſelbſt, indem ich in das Kloſter verlangte; ſoll ich mir es rein geſtehen: der Gedanke an Gott wirkte am wenigſten dabey. — O liebe Mutter, wie ſoll ich mir helfen aus dieſem Gewinde von Gedanken! Ich fühle mich nicht mehr ſo glücklich; der alte Unmuth hat mich ſchon einige Male wieder befallen und iſt neulich faſt eine Stunde über mich Herr geworden; ich fürchte, auch in dieſen Mauern finde ich den Frieden nicht.

## 14.

### Clara an ihre Mutter.

Nun bin ich entſchieden in mir ſelbſt und danke Gott, daß ich nach langer Verirrung endlich mich dem Ziele näher ſehe; und wenn ſonſt Träume zu verwirren pflegen, ſo hat mir ein Traum das Rechte gezeigt. Hören Sie, meine liebe Mutter. Mir war, als wohne ich in einem Hauſe, auf deſſen beyden Seiten ſich zwey Gärten befänden, in welche die beyden Ausgänge des

Hauses führeten. In dem einen Garten war es hell und viele klare Wasser verbreiteten einen lichten Schein, und es war nichts in dem Garten, was nicht in einem der Wasserspiegel sein Bild gezeigt hätte. In dem andern Garten waltete eine beständige Dämmerung, so hoch und dicht waren die Gänge, welche durch das Gebüsch führten, das den ganzen Raum überschattete. Ich befand mich allein in dem Hause und meine einzige Unterhaltung war, in einem der beyden Gärten zu lustwandeln; aber bald ging ich in den lichten Garten gar nicht mehr. Die hellen Wasserspiegel ängstigten mich; denn so oft ich an einem derselben hin schritt und mein Bild mir aus demselben entgegen sah, bemerkte ich auch, wie ein langer, schmaler Schatten hinter mir her ging, und der dunkle Begleiter ward immer stärker und schwärzer, je unmuthiger ich über ihn ward. Desto wohler fühlte ich mich in den dunkeln Gängen des andern Gartens, wo ein solcher Gesellschafter meinen Schritten nicht folgte. Aber da ich eines Tages auch durch die Schattengänge wandelte,

sah ich aus der Ferne einen lichten Schein mir entgegen schimmern, und je näher der Schein kam, um so deutlicher gestaltete er sich vor meinen Blicken zu einem wunderschönen Bilde, das nun vor mir stand und wie eine himmlische Erscheinung mich anlächelte und fragte: warum ich immer im Dunkeln wandle? Mir war, als wisse die Erscheinung alles, was in mir vorgehe und ich sagte bloß: weil mir hier der finstere Gefährte nicht fehlt. Aber ohne ein Wort zu erwiedern, hielt mir die Erscheinung einen Spiegel vor; in diesem sahe ich nun mein eigenes Bild, und hinter demselben nicht bloß einen langen dunkeln Schatten, wie in jenem Garten, sondern eine furchtbar große und mächtige und noch viel schwärzere Gestalt, die mich mit weit ausgebreiteten Armen von hinten zu umfassen schien, und es war mir mit einem Male, als ob ich wirklich fühle, wie sie mich fest halte. Ich aber erschrak so, daß ich schnell aus meinem Traume erwachte. Es war schon lichter Tag und die gefrorenen Fenster glänzten von schimmernden Blumen. Au-

ken leuchtete der Himmel in dem reinſten Blau, und ſo gern ich am Morgen oft da ſtehe und nach den beſchneyeten Höhen hin blicke, ſo vergaß ich jezt alles andern und gedachte nur meines Traumes. Es ward mir klar, in demſelben ſeye mein Leben abgebildet; der dunkle Garten mit ſeinen verdeckten Gängen ſeye das Kloſter mit allen ſeinen Andachten, Geſängen und heiligen Bildern, der lichte Garten das Leben mit ſeinen Kämpfen; und ich ſprach bey mir ſelbſt: nein, du willſt lieber in den lichten Garten dich zurück begeben, wo du den Feind ſiehſt und bekämpfen kannſt und dein eigenes Bild in hundert andern ſich abſpiegelt, als hier länger in dieſem Halbdunkel weilen, wo du es mit einem verborgenen Feinde zu thun haſt, oder gar dir einbildeſt, keinen Feind mehr zu haben. Und ich ſank auf meine Knie nieder, und dankte Gott, daß er mich endlich zum Lichte geführt, und ich beſchloß, von nun an keinem andern Orden zu leben, als dem, meine Pflicht als Weib und Tochter zu erfüllen, und um dieß zu können, vor allem den Feind in mir ſelbſt zu

bekämpfen und nicht ab zu lassen, bis ich den vollkommenen Sieg errungen. Und so steht es denn bey Ihnen, geliebte Mutter, wann Sie Ihre Tochter wieder in Ihr Haus auf nehmen wollen.

## 15.

### Clara an ihre Mutter.

Ich habe Ihnen, Theuerste, der ich das Daseyn verdanke, meinen Entschluß mitgetheilt; und nein, ich sage es nochmals, mein lieber Prediger ist kein gefährliches Buch; er bekräftiget mich immer mehr in meinem Vorsatze, und durch ihn gelange ich zu der immer klarern Ueberzeugung: durch keinen geistlichen Orden und kein Klostergelübde und keine Art von äuserem Gottesdienste, sondern nur durch den innern Kampf, wodurch wir lauter werden und frey von uns selbst, werden wir Gottes werth. O lesen sie auch diese Stelle:

„Gott hat alle Dinge gegeben, daß sie ein Weg zu ihm seyen und er soll allein das Ende seyn. Wähnet ihr, daß es ein Spott sey? Traun,

nein! Der Orden macht euch nicht selig noch heilig. Meine Kappe, noch meine Platte, noch mein Kloster, noch meine heilig' Gesellschaft, das alles macht mich nicht heilig. Es muß ein heilig, ledig, unbesessen Grund seyn, soll ich heilig werden. Daß ich viel sprech: Herr, Herr! viel bethe, viel lese, viel schöner Worte mache, viel verstünd', gut schein: nein, nein! es gehöret andres dazu. Mit euern weltlichen Herzen und Gemüthe und eurer Eitelkeit und geistlichem Schein: — die Ding' werden in euch gepräset, recht als der einen Zweig pflanzet auf einen Steck, und nach dem Zweig so wird alle Frucht, die der Steck tragen wird. Also werden die äuserlichen fremden Geburten, mit denen ihr besessen seyd und all' euer Frucht, die ihr thut, nach dem Zweig. Auch euer guten Werke, die göttlich seyn sollten, die werden alle creatürlich und nichts werth." —

Wie hoch aber der heilige Mann die von Gott Befreyeten setzt! O noch diese Worte:

„Der Weg zu dem End' zu kommen, das muß

seyn durch das hochwürdig Leben und Leiden unsers lieben Herrn. Denn er ist der Weg, durch den man gehen soll und er ist die Wahrheit, die in diesem Weg leuchten soll, und er ist das Leben und das End', zu dem man kommen soll, und er ist die Thür' und wer zu einer andern Thür' eingehet, der ist ein Mörder. — Aber die diesen Weg gehen, über die hat der Papst keine Gewalt, denn Gott hat sie selber gefreyet. Sanct Paulus spricht: die von dem Geist Gottes getrieben werden oder geführet, die sind unter keinem Gesetz. — Sie nehmen alle Ding' von Gott und mögen ihm alle Ding' lauterlich wieder auftragen, und sie bleiben in Fried'. Noch dann so mag der äusserliche Mensch wohl gräßlich leiden und durchbewegt werden; diese sind selige Menschen. Wo sie sind, da soll man sie loben. Aber ich fürcht', daß sie fast dünn seyen gesetzt. Gott hilf uns, daß wir ihnen gleich werden!" —

Wohl, ich will es versuchen ihnen gleich zu werden, in dem Kampfe des Lebens, um so das

Höchſte zu erringen, und das Kleinſte nicht zu verabſäumen, und auch meine Pflicht als Tochter zu erfüllen. O wie ſchön beydes neben einander beſtehen kann. Und ſo öffnen ſie denn Ihre Arme, Ihre rückkehrende Tochter wieder an Ihrem Mutterherzen zu empfangen. Aber warum verſtummen Sie jetzt gerade? warum ſchweigen, da mein ganzes Weſen nach Ihnen ruft? — O ich kann ganz ängſtlich werden! Mutter, liebe Mutter, Ihre Tochter ruft Ihnen!

---

Mit tief bewegtem Gemüthe hatte Clara dieſe Zeilen geſchrieben; aber vergeblich harrte ſie in großer Ungeduld von Tag zu Tag einer Nachricht entgegen. Ihre Angſt ſtieg auf das höchſte. Warum ſchweigt ſie? ſoll ſie etwa krank ſeyn? Sie machte ſich bittere Vorwürfe, daß ſie faſt ein ganzes Jahr ſich ihrer Mutter entzogen habe und auch jetzt von ihr ferne ſey, da die Erkrankte der Pflege ihrer Tochter bedürfe. Sie war im Begriffe zu ihrer Mutter zu eilen, als ihr gemeldet wurde, unten an dem Gitter harre eine Dame

ihrer, und habe sie zu sprechen verlangt. Ihr Herz sagte ihr, wer es war und sie eilte hinab, und außen stand die Mutter, und innen die Tochter und öffnete der Mutter ihre Arme entgegen; aber die Scheidewand war zwischen ihnen. O meine Tochter, sprach diese, wie wär' es, wenn du nun das Gelübde, das unauflösliche, schon ausgesprochen, und ein Sehnen nach deiner Mutter ergriffe dich, und die Scheidewand stünde zwischen ihr und dir, die sich nicht so leicht wegräumen läßt, als diese? Und schon war die Pförtnerin genahet mit dem Schlüssel und hatte geöffnet, und die Tochter lag nun wieder an dem Mutterherzen. Und darf ich in Ihr Haus zurück kehren? fragte sie.

Noch, erwiederte die verständige Mutter, nicht; noch sollst du erst einige Zeit bey der Schwester deines seligen Vaters, der Tante Therese, zubringen, um bey dieser deinen Sieg zu vollenden, und bloß um dich in diesem nicht zu stören, da ich sah, daß dein Wesen durch sich

ſelbſt die rechte Richtung gewann, habe ich indeſſen nicht geſchrieben.

O Mutter, entgegnete Clara, wie Sie in allem weiter ſehen als Ihre Tochter, und jeder Ihrer Wünſche wird von nun an für mich der heiligſte Befehl ſeyn.

Dieſe Tante Thereſe aber, bey der Clara ihren Sieg vollenden ſollte, war früher Hofdame geweſen. Nicht ohne Vorzüge der Geſtalt und des Geiſtes hatte ſie früher, all zu ungenügſam, einige vortheilhafte Verbindungen, die ſich ihr darbothen, ausgeſchlagen; dann nicht mehr gefunden, was ihre Wünſche ſuchten. Nun lebte ſie mit einer einzigen alten Dienerin von einer Penſion die ſie fortdauernd bezog, in einem der Stadt nahe gelegenen Dorfe, wo ſie ein Haus und einen Garten gekauft hatte. Sie beſaß alle die Sonderbarkeiten, welche das Zuſammenleben mit ältern, nie verehelichten Perſonen unbequem macht. Hierzu geſellte ſich bey ihr noch das Beſtreben, fortwährend durch einen gewiſſen Witz und höfiſche Manieren zeigen zu wollen, daß ſie einmal am Hofe

gelebt hatte; und die Eigenheit, daß, obgleich ihr Gehör sehr litt, sie doch auf keine Weise den Schein der Harthörigkeit haben wollte, und sich über nichts mehr erzürnen konnte, als wenn jemand plötzlich vor ihr stand und sie überraschte, ohne daß sie sein Herannahen gehört hatte.

Zu ihr brachte die Landräthin ihre Tochter; und der Tante erste Begrüßung war eine Zurechtweisung an Clara, daß sie durch eine so auffallende Verirrung die Blicke der Welt auf sich gezogen, und nun dieser Tadel auf ihr haften und sie stets ein Gegenstand des Geredes bleiben werde. Aber Clara blieb dem Versprechen getreu, daß sie nochmals bey dem Abschiede ihrer Mutter wiederhohlt hatte. Mit einer himmlischen Geduld trug sie alle Launen der ältlichen, oft kranken Therese; und jeder Sieg, den sie von neuem in diesem Kampfe mit sich selbst gewann, erhöhete nur ihre innere Freudigkeit. Selbst wenn jene darüber ungehalten werden und in ihrem Unmuthe sich noch mehr entrüsten konnte, daß Clara die Zeichen ihrer Mißbilligung — wozu diese frey-

lich nie eine Urſache gegeben — ſo gleichgültig anſehe, auch dann verlor ſie ihre Gleichmuth nicht, und in der That nichts wäre auch durch ſich allein ſchon wirkſamer geweſen, auch die fernſte Anwandlung einer übeln Laune von ihr ferne zu halten, als der häufige Anblick der Verſtimmung ihrer Tante; denn hatte dieſe ihr finſterer Geiſt befallen, ſo gab ihr auch der unbedeutendſte Umſtand Anlaß zu neuen Klagen, und hatte ſie nur einmal damit angefangen, ſo konnte ſie ganze Tage zu grollen fort fahren.

In dieſer Schule der Geduld mochte ſich Clara etwa ein halbes Jahr geübt haben, als Julius in dieſe Gegenden zurück kam. Nach ſeiner Weiſe hatte er indeſſen keine Briefe mit irgend einem Freunde gewechſelt; aber noch fühlte er eine geheime Neigung für Clara in ſich, deren Bild alle Zerſtreuungen der Reiſe nicht ganz in ſeiner Seele hatten verwiſchen können. Einen ſeiner erſten Beſuche machte er daher bey Fräulein Thereſe, und kaum daß er dieſer gegenüber auf dem dargebothenen Stuhle den Sitz eingenommen hatte,

ſo trat Clara in ihrer friſch blühenden Jugend-ſchönheit herein. Er kannte eben ſo wenig — da er hier ihre Nähe nicht ahndete — ſein Staunen, als ſie ihre Ueberraſchung verbergen, ihm ſo unerwartet zu begegnen. Aber die Tante, welcher dieß nicht entging, empfand ſogleich einen geheimen Verdruß hierüber, und befahl mit ziemlich unfreundlichem Tone der Hereingetretenen, ein ökonomiſches Geſchäft, das ſie ihr andeutete, außen zu beſorgen. Mit der heiterſten Miene verließ dieſe ſogleich das Zimmer. Julius erfuhr darauf alles, was indeſſen vorgegangen war, durch ſeinen Freund Victer, und in voller Gluth erwachte nun wieder ſeine nie ganz erloſchene Liebe. Clara's Gegenwart zog ihn von neuem zu der grämlichen Thereſe hin, aber als ob ſie dem jüngern Mädchen dieſen Beyfall mißgönne, wußte ſie dieſe jedesmal unter irgend einem Vorwande zu entfernen, gab ihr aber damit nur Gelegenheit, von neuem eine Probe von ihrer großen Macht über ſich ſelbſt und der unausſprechlichen Milde und Gleichmuth ihrer Seele ab zu legen. Julius

aber liebte bald Clara nicht bloß, er bethete sie wie eine Heilige an. Er warb um ihre Hand bey ihrer Mutter; sie ward seine glückliche Gattin.

Und wie oft nicht, wenn Clara später an der Seite ihres Gatten saß und ihre Kinder freudig um die glücklichen Aeltern jubelten, betheuerte sie: wie viel seliger und höher es seye, den von Gott vorgezeichneten Beruf treue zu erfüllen, als in falsch verstandenem Dienste dem Himmel sich zum Opfer weihen zu wollen, ohne zu leisten, was zu unterlassen auch der Geringste sich zur Schmach achten würde.

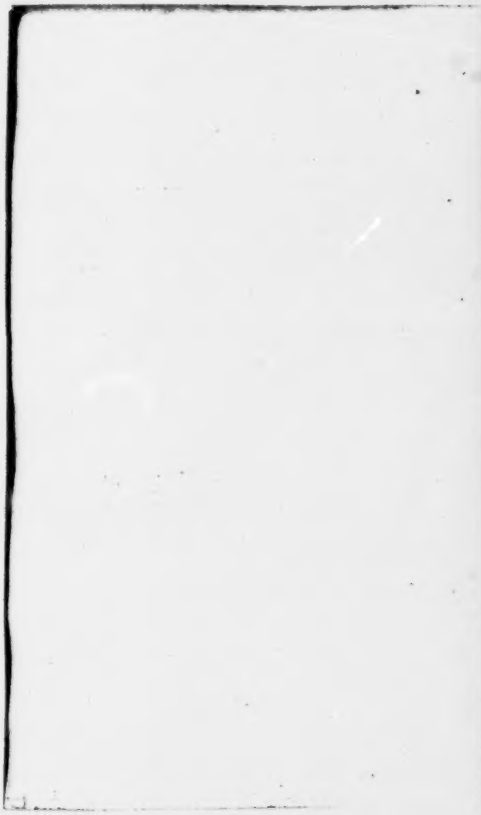
---

Als Johannes seine Erzählung beendet hatte, so begann ein Gespräch der Freunde hierüber. Aber wie die Rede von dem Allgemeinen sich ab zu wenden und irgend einen einzelnen Gegenstand auf zu fassen und fest zu halten pflegt, so fesselte bald vorzugsweise der Prediger, bey dem Clara so viele Erbauung gefunden, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich. Noch war er denjenigen unter den Freunden, die keine Theologen waren,

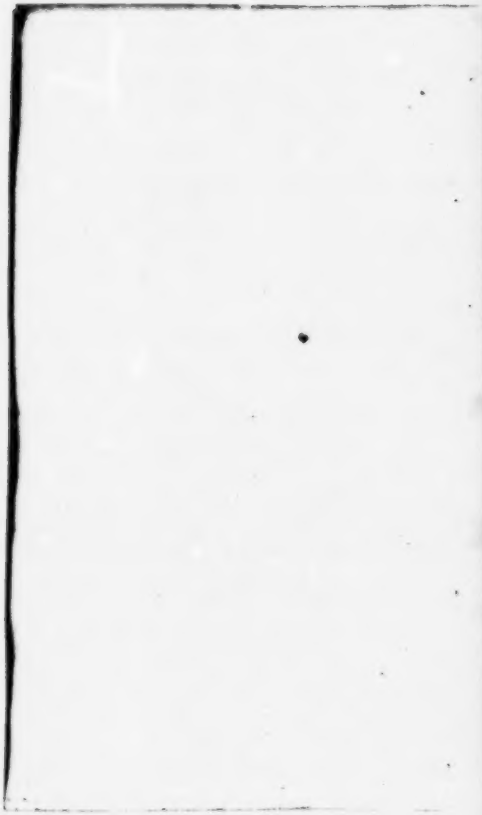
ganz unbekannt, und als nun diese erzählten, wie der Mann bereits vor der Kirchen-Reformation gelebt habe, so wunderten sich jene um so mehr, aus seinem Munde solche Aussprüche zu vernehmen, wie man diese eher von einem der Reformatoren hätte erwarten sollen. Aber eben um dieser ihrer geistigen Verwandtschaft willen, sagte Johannes, hat auch Luther den erleuchteten Prediger gar hoch geachtet und gedenkt seiner mit großem Lobe, und auch später haben viele sich liebend zu ihm hin geneigt, welche die Religion mehr von Seiten des Gemüthes und des innern gottseligen Lebens auffaßten, als in die Sphäre des Verstandes, oder gar des kirchlichen Streites hineinzogen. Dann kam die Rede überhaupt darauf: wie von jeher, auch zur Zeit des gewaltsamsten Zwanges der Kirche ein inneres, freyes Reich des Glaubens und göttlichen Lebens, ein edler herrlicher Protestantismus sich erhalten hatte, der, weil er in Christus durch Gnade und Wahrheit den Weg zu dem Vater gefunden, nothwendig den Papst und jede kirchliche Gewalt verwerfen

mußte, die über den von Gott selbst Befreyeten sich eine Macht anmaaßt und ihn von neuem in die Fesseln eines Gesetzes ein zu engen strebt.

Unter solchen Unterredungen senkte sich allmählig der Abend hernieder. Das Ungewitter, das heran zu drohen schien, hatte sich wieder entfernt, und des wiederhohlten Donners unerachtet hatte es nur wenig geregnet. Doch war der Abend kühl und erfrischend. Heinrich und Theobald wollten die Nacht oben bey den Freunden auf dem Berge hin bringen, um von da an dem folgenden Tage nach dem obern Thale zurück zu kehren. Die ganze Gesellschaft begleitete sie bis fast zu den alten Mauern der Bergstadt. Hier erlabten sich alle zusammen nochmals an der schönen Aussicht; und schieden dann auf das liebevollste von einander.



# Zehntes Bild.



# Die Lilie und die Rose.

Die Freunde hatten zwar beschlossen, noch einmal alle mit dem Herbste bey Burkhard zusammen zu treffen; mancherley Hinderungen ließen es nicht zur Ausführung des schönen Planes kommen, den man sich mit so viel Freude entworfen hatte. Desto öfter saßen in der angenehmen Herbstzeit Theobald, Heinrich und Burkhard einander.

Auch der laute Jubel der Weinlese war nun an dem Strome hin verhallt; der Wald hatte sich mit den buntesten Farben geschmückt; noch trat eine Reihe der schönsten Octobertage ein und die drey Freunde beschlossen, diese nicht ungenos-

sen veräber gehen zu lassen und vor dem Scheiden des Jahres sich noch in einer kleinen Wanderung der ganzen Anmuth ihres Thales zu erfreuen. An dem verabredeten Tage trafen die beyden andern bey Theobald ein.

Theobald hatte selbst drey Kinder, außer denen er von einer Schwester zwey in seinem Hause aufgenommen hatte, und drey andere waren ihm und seiner Gattin zur Erziehung anvertraut worden. Auch Heinrich brachte seine beyden Knaben mit, und der Jubel aller war gar groß, sich so zusammen zu sehen. Man begann sogleich ein Spiel, an dem man sich oft zu ergötzen pflegte, und wozu gewöhnlich die Erzählungen aus der biblischen Geschichte den Kindern die Idee herliehen, denen es nicht geringes Vergnügen gewährte, was sie in lebendiger Freude aufgefaßt hatten, sogleich nachzuahmen und die Ereignisse, wie diese bey den alten Erzvätern sich begeben, in ihrem eigenen Leben vorgehen zu lassen. Diesmal baute man von einigen Stühlen eine künstliche Grube. Der kleine freundliche Theodor ward von

einem Theile der andern Kinder, welche die Söhne Jacobs darſtellten, ſeines Röckchens beraubt und in die Grube geworfen, und während nun dieſe ſich um einen Schämel, der nach ihrer Idee den Tiſch vorſtellte, zum Mahle lagerten, kamen die übrigen, die ſich indeſſen mit Hülfe Burkhards, der in ſolchen Fällen willig zu allem die Hand both, mit langen Stöcken, Turbanen und auf andere Weiſe gar abentheuerlich als reiſende Kaufleute ausgeſchmückt hatten, worauf ein Handel unter den Hirten und Kaufleuten begann, von welchen leztern ein ſchöner derber Junge einen groſen Beutel trug und endlich die zwanzig Silberlinge, um die man einig ward, auszahlte. Der arme Joſeph, der indeſſen aus der Grube gezogen worden war, bath auf das flehentlichſte; deſto unbarmherziger zeigten ſich die andern, und er ward mit Gewalt fort geführt. Doch nun veränderte ſich die Scene. Von den Kaufleuten ward derjenige, welcher den Beutel getragen, zu dem Vater Jacob, und ſeine Söhne kamen mit dem Rocke und klagten, wie ſie dieſen gefunden, und

ohne Zweifel ein Löwe ihren Bruder zerriſſen habe. Aber da jetzt der kleine Heinrich, der von allem, was vorging, wenig verſtand und gewöhnlich nur nachahmte, was er ſeine Brüder thun ſah, von einem Löwen hörte, ſo vergaß er plötzlich den Joſeph und deſſen Vater Jacob, und fing an mit muthwilligem Brummen den Löwen dar zu ſtellen. Die andern bedeuteten ihm zwar, daß Joſeph ja gar nicht von einem Löwen zerriſſen, ſondern in ein fremdes Land verkauft werden ſeye, aber er hatte einmal ſeine Luſt daran, der Löwe zu ſeyn, und bald gefiel dieß neue Spiel den andern ſo wohl, daß dieſe aus den Jacobsſöhnen plötzlich zu allen Thieren des Waldes wurden und dem Vater Jacob ſelbſt, der lange, von den andern unbeachtet, ſeiner Patriarchenwürde eingedenk, in großer Gravität da geſeſſen, blieb endlich nichts übrig, als ſelbſt den Jäger dar zu ſtellen und den verkauften Joſeph zu ſeinem Hunde zu machen, und ſo brauſte mit lautem Getöſe die luſtige Jagd aus dem Zimmer in die geräumige Hausflur und durch dieſe in den Hof hinaus.

Amalia, die Hausfrau, gewann dadurch um so mehr Raum und Ruhe in dem Zimmer, den Tisch zu ordnen, und da alles zum Mahle gerüstet war, ward die fröhliche Jagdgenossenschaft herein beschieden, und alle stellten sich nun, eben so ruhig und bescheiden, als sie kurz noch laut gewesen waren, nach der Weise des Hauses, als die wohlerzogenen Kinder desselben, in Eine Reihe zum Tischgebethe. Amalia wies auch Heinrichs beyden Knaben, nach Alter und Größe, unter den andern ihre Stelle an, und die zehen jugendlichen Geschöpfe, von denen das älteste noch nicht vollkommen eilf Jahre zählte, standen nun, alle frisch und wohl gebildet, mit ihren gefalteten Händen, wie die ersten Stufen des in seiner Kraft und Herrlichkeit aufblühenden Lebens, da. Der älteste Knabe, der erste in der Reihe, sagte darauf in kindlichem Sinne und Tone sein kleines Gebeth her, die auf ihn folgenden noch kürzere Sprüche, und als sie dann alle zusammen das Amen gesprochen, in das auch Theobalds jüngstes Mädchen einstimmte, das noch nicht voll-

kommen zwey Jahre alt war und die anmuthige Reihe schloß; so hüpften sie, ehe noch kaum das Wort recht ausgesprochen war, fröhlich zu ihren Sitzen hin, und ließen sich zwischen den Erwachsenen um den Tisch herum nieder, auf dessen duftenden Speisen schon während des Gebethes ihre lüsternen Blicke gerichtet waren. Und welchen Genuß gewährte heute das Mahl, da Amalia, die Lust der Kinder zu erhöhen und besonders die kleinen Gäste zu ehren, einige Lieblingsgerichte derselben hatte bereiten lassen.

Nach der Mahlzeit begab sich die Mutter mit den Kindern nach dem nahen Baumgarten; die drey Männer begannen ihre Wanderung zu Götzens Burg hinauf, von wo ein gar reizender Weg über die Berge zur Rechten des Flusses erst durch Waldung, dann über die freye Höhe nach der Kapelle des heiligen Michael führt. Alle drey befanden sich durch den schönen Tag und das vergnügliche Spiel und die Lust der Kinder in der glücklichsten Stimmung.

Burkhard eröffnete zuerst die Unterredung.

Welch einen lieblichen Kranz, sagte er, diese frisch duftenden Blumen bildeten, und gewiß es ist ein köstlicher Anblick, solch eine Reihe bethender Kinder mit ihren reinen Zügen und unschuldigen Engelsangesichtern vor sich zu sehen. Dabey aber, fuhr er zu Theobald gewendet fort, will mich es auch bedünken — und nimm mir, Freund, diese Bemerkung nicht übel — als ob an dieser schön geordneten Reihe bethender Engel die Eitelkeit der Aeltern nicht geringern Antheil hätte, als der Grundsatz des Hauses, in den ich wenigstens nicht einstimmen kann. Denn waren ihre Gebethe nicht bloße Worte, die sie ohne sonderliche innere Empfindung aussprachen, da ihre Sinne und Gedanken einzig nur auf die wohl besetzte Tafel gerichtet waren?

Wenn, entgegnete Heinrich, dem menschlichen Herzen irgend eine kleine Eitelkeit zu verzeihen ist, so ist gewiß die unschuldigste von allen, diejenige, welche in Aeltern durch den Anblick ihrer gut gearteten und wohl erzogenen Kinder erzeugt wird. Aber was du hier beobachtet hast, ist mir

so wenig, als Theobald entsagen: dennoch finden wir es nützlich und nothwendig, die Kinder vor dem Essen beten zu lassen.

Und sehen wir auch von allem andern ab, fuhr Theobald fort, so mußt du, verständiger Freund, es doch für etwas nützliches erkennen, daß der aufblühende Mensch sogleich von frühe an sich gewöhne, etwas mit Anstand und einer gewissen Feyerlichkeit zu thun und zu sprechen, und da, wo seine Lüsternheit erregt wird, erst einen Augenblick sich selbst zu sammeln, und nicht sogleich zur Befriedigung derselben ohne alle Selbstbeherrschung hin zu eilen. Aber sein erstes und mächtigstes Gelüsten ist jetzt noch das nach einer guten Speise. Was ist also hier schon erspriesslicher als ein kurzes Gebeth vor Tische?

Aber, entgegnete Burkhard, warum muß denn gerade das Heiligste zu diesem Zwecke aufgegriffen werden, da sich dasselbe durch hundert andere Mittel erreichen läßt?

Es ist, sagte Theobald, auch das gar nicht der eigentliche Zweck, sondern, wenn auch ein

ſehr zu beachtender, doch nur ein zufälliger Vortheil des Tiſchgebethes; dieſes vielmehr ſelbſt ein Theil der religiöſen Erziehung des Kindes überhaupt, die, indem ſie ſeines ganzen jugendlichen Strebens ſich bemächtigt, am wenigſten ſo wichtige Ereigniſſe, wie Eſſen und Trinken in dem Leben des Kindes ſind, unbeachtet laſſen darf.

Ihr folgt hier, verſetzte Burkhard ganz andern Grundſätzen, als die waren, in welchen ich erzogen wurde, und die ich mir ſelbſt wieder in Erziehung meiner Kinder zum Richtmaaße dienen laſſe. Mein Erzieher hatte die Maxime: den Menſchen zu ſo wenig, als möglich, zu erziehen, d. h. zu gewöhnen, viel mehr ſeine eigene Kraft und Thätigkeit, ſo früde dieß geſchehen kann, an zu regen, und ihn nichts zu lehren, was er nicht auch ſogleich faſſen, gebrauchen und auf ſeine Verhältniſſe anwenden kann. Und ſo wurde ich denn ſtufenweiſe zuerſt zu einem rechtlichen, dann zu einem ſittlichen, und endlich bey größerer Reife zu einem religiöſen Menſchen gebildet.

Das kommt mir vor, Freund, entgegnete Theobald, — und nimm auch du diese Bemerkung nicht ungünstig auf — als wenn der, welcher ein Haus baut, oben auf das Dach die Fundamente legen wollte; und in dieser Maxime, nach der so viele der jetzt Lebenden mehr oder minder selbst erzogen worden und ihre Kinder wieder erziehen, scheint mir hauptsächlich der Grund zu liegen, daß das wahrhaft religiöse Element immer seltener wird und immer mehr jener Glaube verschwindet, der, wenn er nicht frühe empfangen worden und das Leben selbst daraus hervor gewachsen ist, später nur schwer erworben wird, so daß sogar das schmerzliche Gefühl des erkannten Mangels desselben und das ängstliche Ringen darnach uns kaum ihn zu gewähren vermag.

So wäre also, sagte Burkhard deine und Heinrichs Ansicht — und ihr beyden seyd in allen nur Einer — der Mensch müsse früher, als er Gott erkennen kann, schon in dem Glauben an Gott erzogen werden, und auch in seiner Jugend

so vieles empfangen, was ihm da wenigstens noch nicht klar und brauchbar ist?

Ist denn, entgegnete Heinrich, die Erziehung nur für die Jugend und nicht vielmehr die Jugend mit ihrer Erziehung bloß der Eingang des Lebens? Und so übergebe man dem aufwachsenden Menschen immer hin, wie in jeder andern Unterweisung, so vor allem in der religiösen, gar manches, was, sey es auch jetzt für ihn noch nicht vollkommen klar, nur in sich selbst nicht verworren ist; das Leben wird es ihm schon aufklären. Und so mancher tiefe und tröstliche Spruch, den die Jugend nie zu fassen vermag, wird dann in irgend einer verhängnißvollen Lage des Daseyns aus dem Schatze seiner Erinnerung hervor treten, und er wird jetzt Hülfe und Stärke in dem finden und das in sein innerstes Leben aufnehmen und verweben, was er bisher gleichsam nur als ein todtes Gut, eine fremde Gabe in sich aufbewahrt und mit sich getragen hatte.

Und daß wir die Sache gründlich auffassen, sagte Theobald; alle Religiosität hat ein doppel-

tes Element: das des Erkennens und Verstehens, und das des Glaubens, Schauens, und der heiligen Furcht und Scheu. Jenes freylich entfaltet sich nur in dem Leben und mit der wachsenden Gewandtheit des Geistes; aus diesem aber muß das Leben selbst hervor gehen, und jede Erfahrung, jedes Schicksal, alles Ringen und Streben soll nur dahin wirken, daß was ursprünglich in uns nur eine heilige Scheu, ein Glauben und Schauen ist, auch ein Erkennen und Verstehen wird, daß Licht und Wärme in gleichem Maaße in uns wachsen, nicht aber unser Licht ein bloß kalter Schein ohne innere Lebenswärme in uns seye.

Und wohl, sagte Heinrich, wenn einmal Plato von einem Augenübel redet, das schon durch den bloßen Blick des kranken Auges sich mittheilt, so ist dieses religiöse Element im Gegentheile eine innere Heilung, die entweder gar nicht, oder nur durch die stille und leise, lang und unsichtbar wirkende Mittheilung derer gewonnen wird, in deren Mitte der Mensch aufblühet, gleich dem unsichtbaren Ausströmen und Aufnehmen eines

heiligen Lebensäthers; und wer die ewige Liebesmacht nicht in seinen irdischen Erzeugern lieben und verehren lernt, wer nicht frühe sich gewöhnt, heilige und fromme Gefühle zu haben und diese als eine Nothwendigkeit des Lebens zu betrachten, der wird wenigstens nie eine vorzügliche Vortrefflichkeit in der Religion erlangen, es müßte denn eine besondere Macht des Schicksales ihn dazu führen, das oft auch später noch ein gar tüchtiger Meister in der Furcht des Herrn ist.

Aber gerade aus dem Heiligthume des Hauses, aus dem allein das Heil kommen kann, fuhr Theobald fort, verschwindet immer mehr nicht bloß das Tischgebeth, sondern überhaupt die frühe religiöse Erziehung, und wie viele wachsen nicht auf, ohne daß sie kaum nur einmal ihre Aeltern haben bethen oder sonst auf eine ernstliche und nachdruckvolle Weise die Aeußerungen eines religiösen Glaubens kund geben sehen.

Und daraus, sagte Heinrich, erklären sich denn von selbst die Erscheinungen, wie wir diese zu beobachten so häufig Gelegenheit haben. Das

eigentliche religiöse Element ist durch seine häusliche Erziehung in dem Menschen nicht geweckt und genährt worden; später erhält er den religiösen Unterricht. Aber was er durch diesen empfängt, hat er selbst noch nicht in sich gefühlt und geglaubt; er wird damit nicht zu dem Verständnisse seines herrlichsten innern Lebens — denn dieses ist todt in ihm — geführt, sondern er erhält nur eine gewisse Summe von Erkenntnissen, die eben damit ein bloßes Wissen in ihm bleiben, und wenn er von religiösen Gefühlen redet, so klingen seine Worte so häufig nur, wie eine einstudierte Rede, oder, ist in ihm das Gefühl dessen, was ihm mangelt, rege geworden, wie ein Lobpreisen von Empfindungen, von denen er wohl wünscht, daß sein inneres Leben damit erfüllt und durchdrungen seyn möchte, die aber, wenn sie auch augenblicklich in ihm erwachen, gleichsam noch etwas Fremdes in ihm und noch nicht zu dem Borne seines eigenen Lebens geworden sind.

Ihr gebet mir, sagte Burkhard, hier viel zu

beherzigen, und obgleich ihr mich noch nicht ganz überzeugt habt, so sehe ich doch, daß sich bey der Erziehung, die ihr euern Kindern gebt, ihr jugendliches Leben auf eine ganz andere Weise äußert, als bey den meinigen, und, nach eurem Ausdrucke, das religiöse Element sogar in ihren Spielen, wie heute in Darstellung der Geschichte Josephs, hervor tritt, dahingegen die meinigen überhaupt noch nichts von der biblischen Geschichte wissen, weil sie vorerst nur in der allgemeinen Weltgeschichte unterrichtet werden.

Aber eben das, entgegnete Theobald, ist bey uns ein oft besprochener Grundsatz, in unserm Unterrichte von dem Bestimmten, Anschaulichen, Einzelnen, nicht aber von dem Allgemeinen und ferne Liegenden, wie dieß eine Universal-Geschichte für ein Kind ist, aus zu gehen, und da ist uns denn nicht die Bibel überhaupt, — denn diese, besonders das alte Testament enthält vieles, was der Reinheit des kindlichen Gemüthes gefährlich werden könnte, — sondern eine Auswahl biblischer Geschichten das erste Lehrbuch, und über-

haupt das einzige Buch, das wir bis jetzt noch den Kindern in die Hände geben, und das herrlichste, das sie empfangen können.

Und freylich, sagte Heinrich, das ferne schöne Land, wie es vor den Augen des Kindes recht wie in dem Scheine der hellesten Morgensonne sich auf thut, mit seinen herrlichen Bäumen, köstlichen Früchten und Spezereyen, mit seinen Heerden und wandernden Hirtenfürsten, deren Kriegen und Familienbegegnissen, und dann das Volk, das aus diesen allmälig hervor wächst, und von grosen und von Gott reich begabten Menschen geleitet und geführt wird; — alles das erscheint dem Kinde wundersam genug, um dessen Phantasie auf eine anziehende Weise an zu regen, und doch steht es ihm nicht zu ferne, als daß es nicht selbst leicht in jenem Lande einheimisch werden, in den einfachern und unschuldigern Verhältnissen jener frühern Menschen sich selbst wieder erkennen und in ihrem Leben alles finden könnte, wessen es jetzt bedarf, um seine moralische Kraft daran zu üben und zu entfalten.

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen wandelten die drey Freunde mit einander über die von der Sonne beschienene Höhe hin. Sie waren an der Kapelle vorüber geschritten und fanden jetzt vorn an dem schroffen Hange des Berges, wo der schmale Pfad sich durch die Weinberge in Schlangenwindungen nach dem Städtchen hinab zieht. Diesen Standpunct hatten sie zum Ziele ihrer Wanderung bestimmt; und welch eine Aussicht öffnete sich hier vor ihren Blicken. Zunächst zu ihren Füßen breiteten sich die Wohnungen des Städtchens aus, über die auf ihren Befestigungswerken, und von uralten Mauern und zerfallenen Trümmern umschlossen, die Cemmenthurey, wie ein Castell, empor ragt. Weiter rechts glänzte der Fluß in dem Scheine der Sonne, und jenseits desselben ruhete im Schatten an dem Abhange des Berges die schöne Ruine mit ihrem mächtigen, viereckten Thurme. Im Mittelgrunde zeigten sich hinter einander einige Dörfer, die Saline mit ihren ausgezeichneten langen Gebäuden und die Stadt auf dem Berge und in dem

Thale mit ihren hohen Kirchthürmen und dann noch einige Dörfer; und in der Ferne schöne Berge, aus deren Hintergrunde die Warte entgegen grüßt, die über einer gewerbreichen, ehemals freyen Stadt sich erhebt, und der gegenüber, wie um des Ebenmaßes willen, ein anderer Thurm über dem sich abneigenden Gebirge wie eine Säule empor ragt. Eine reiche, vollkommen abgeschlossene Landschaft lag in wunderbarem Reize und der schönsten Beleuchtung vor ihnen.

Es ist diese Aussicht, bemerkte nach langem stillem Schauen Burkhard, wenn nicht die herrlichste, doch der herrlichsten eine in unserm Thale; aber sie sind alle so schön, daß man jedes mal glaubt, die letzte, die, deren man sich gerade jetzt erfreut, seye die schönste, bis vor den entzückten Blicken wieder eine andere sich aufthut.

Alle drey sahen freudig in das schöne Land hinein, als mit einem Male Theobalds Blick sich trübte und eine Thräne aus seinem Auge hervor quoll. Auch Heinrich war tief bewegt, und es schien, als ob die Trauer seines Freundes auch

in seinem Geiste schmerzliche Erinnerungen geweckt habe. Burkhard aber, den Schmerz der Freunde ehrend, schwieg mit ihnen, bis Theobald zuerst begann.

Wie diese Natur doch groß und herrlich ist und in wie seligen Gefühlen ich dieses Anblickes genießen könnte, wenn dieser Ort nicht stets so manche ernste Betrachtungen in mir hervor riefe, und auch jetzt kann ich von dieser Stelle nicht nach jenem alten Thurme mit seinen Trümmern hinüber blicken, ohne dabey meines Freundes Rudolph zu gedenken und der große geängstigte Geist findet auch über dem Meere nicht Ruhe, kaum erst eine Linderung des gewaltigen Wehes, das sein Herz zerreißt.

Die andern hatten diesen Freund nur einige Male gesehen, und Theobald ihnen nur Einzelnes, Unzusammenhängendes, wie es gerade die Gelegenheit darboth, von ihm erzählt. Man sprach nun eine Weile über ihn. Doch, sagte Theobald, das genügt nicht; ihr sollt ihn ganz kennen und lange schon habe ich mir vorgenom-

men, euch mit ihm näher vertraut zu machen. Der Ort hier ist so einladend zur Ruhe, die Landschaft so herrlich, und kaum möchten wir unseres schönen Thales dieses Jahr noch wie heute genießen können. So laßt uns denn hier an dem Hange des Berges in dem Rasen uns lagern und vernehmet meine Erzählung, wenn es euch anders Vergnügen gewährt, auch in meine eigene Vergangenheit mit mir zurück zu kehren; denn ohne euch in diese mit zurück zu führen, kann ich auf eine genügende Weise des Freundes nicht gedenken, dessen Geschick auf das innigste mit dem meinigen verschlungen ist.

Alle drey ließen sich nieder, und die schöne Landschaft und den Ort vor Augen, wo das, dessen er erwähnte, zum Theil selbst sich ereignet hatte, begann der Erzähler also.

Es ist euch nicht unbekannt, daß ich früher einige Jahre in ziemlicher Entfernung von hier in einer reichen Fabrikstadt verlebte, wo mir in einem angesehenen Hause die Erziehung einiger Kinder anvertraut war, und wie ich die unschein-

bare Stelle, die ich jetzt bekleide, nur darum nicht ausschlug, weil mir diese eine sichere und ehrenvolle Wirksamkeit gewährte, ohne meine ganze Thätigkeit in Anspruch zu nehmen, so daß mir nicht Muse genug bliebe, fortdauernd meinen wissenschaftlichen Studien zu leben, wobey zugleich der so angenehme ländliche Aufenthalt meiner von jeher entschiedenen Neigung für die Natur volle Befriedigung gewährte. Denn daß hier auch noch ein schöneres Glück meiner wartete, ahndete ich damals nicht. In jener Stadt aber hatte ich mir außer dem Wohlwollen anderer Freunde vor allem das Vertrauen eines sehr angesehenen Mannes und Fabrikherrn gewonnen, den ich oft zu sehen pflegte. Es war wenige Wochen vor meiner Abreise und noch in jener Zeit, da unser Vaterland unter dem schwer lastenden Drucke der Fremden seufzte, als mir eines Tages jener Mann auf einem Spaziergange begegnete, und mich einlud, zu ihm zu kommen, und was ich schon öfter gewünscht hatte, seine bunte Herrlichkeit zusammen zu sehen, da jetzt sein Waarenlager ganz

vollständig seye, und er in wenigen Tagen die Messe damit zu beziehen gedenke.

An dem folgenden Morgen begab ich mich zu ihm, und nun führte er mich zu einem Schranke, der die reichsten Schätze verschloß und zeigte mir, indem er ein Schubfach nach dem andern hervor zog, alle die zierlichen Sachen, Ringe, Ketten, Arm- und Halsschmuck, Scheeren, Uhrschlüssel, Petschaften und die tausend andern Zierathen, für die unsere Sprache zum Theile nicht einmal einen Nahmen hat. Alle glänzten in ihrer Neuheit, wie sie aus den Händen der Polier-Mädchen gekommen waren, und bothen in ihrer Menge und großen Mannigfaltigkeit einen reichen und blendenden Anblick dar. Aber vor allem zog mich ein Schubfach an, worin sich Perlenmutterplatten, mit nach Chinesischer Weise hinein geschnittenen Figuren und eine Auswahl von Mosaik befand, welche der Fabrikherr erst vor wenigen Tagen von einem Römischen Kaufmanne um sehr billige Preise erstanden hatte. Und hier fesselte unter mehreren auserlesenen Stücken wieder

meine Aufmerkſamkeit eine kleine, ovale Platte, die eben ſo durch ihre künſtliche Arbeit als geſchmackvolle Einfachheit ausgezeichnet war. Denn ſie ſtellte mehr nicht, als auf einem dunkelblauen Felde eine gelbliche Schale dar, auf der, zierlich in einander geſchlungen, eine rothe Roſe und weiſſe Lilie lag. Wir ſprachen mit einander darüber, zu was für Arten von Schmuck wohl dieſes ſchöne Stück verwendet werden könne. Ich kam endlich darauf, daß es in einer paſſenden Faſſung auch auf einem Uhrſchlüſſel gut laſſen möge, und wie dieſe Faſſung etwa ſeyn könne, darüber redeten wir noch eine Weile.

Es waren hierauf einige Tage vergangen und ich hatte den Moſaik ganz vergeſſen, als mich mein Freund beſuchte, um von mir Abſchied zu nehmen. Beym Scheiden überreichte er mir, in feines Papier zwiſchen Baumwolle eingeſchlagen, wie er ſagte, ein kleines Andenken, das ich nicht verſchmähen dürfe, da ich bey ſeiner Rückkehr nach dem Orte meiner neuen Beſtimmung abgegangen ſeye, und er mich vielleicht lange nicht

wieder sehen würde. Ich aber bemerkte, als ich nach seiner Entfernung das Papier öffnete, zu meiner Verwunderung, daß dieses das auserlesene Stück Mosaik enthielt, das gar geschmackvoll zu einem Uhrschlüssel gefaßt war. Das Ganze stellte ein schönes Kreuz dar, dessen Mitte, wo die Querbalken sich durchschneiden, der hier eingefügte Mosaik verdeckte. Die Balken aber waren, bis auf den glänzenden Rand, schwarz emaillirt und an dem längern, senkrecht aufsteigenden oben der bewegliche Ring, unten die Röhre zum Aufziehen der Uhr angebracht. Die Arbeit war ungemein reich und sorgfältig, und mir der Uhrschlüssel auch darum sehr werth, weil ich den Mann hoch achtete, aus dessen Hand ich ihn empfing.

Wirklich aber erfolgte meine Abreise vor seiner Zurückkunft, und es war in dem ersten Sommer meines hiesigen Aufenthaltes, als in der nahen Stadt, die wir von uns erblicken, ein Markt gehalten wurde, bey dem, wie man mir erzählte, eine große Volksmenge zusammen zu strömen, be-

ſonders aber viele gebildete Menſchen aus einem weiten Umkreiſe ſich zu verſammeln und oft alte Freunde unerwartet einander zu begegnen pflegen. Ich wollte die Volksfröhlichkeit mit anſehen, auch wohl dem Zufalle eine oder die andere intereſſante neue Bekanntſchaft verdanken. Ich hatte mich über den Fluß ſetzen laſſen und wandelte auf dem grünen Pfade an demſelben hinan, als mir eine große Mannesgeſtalt entgegen ſchritt, in der ich bald zu meinem Erſtaunen meinen Freund Ludolph erkannte.

Das aber, bemerkte hier erläuternd der Erzähler, habe ich euch früher ſchon geſagt, daß ich mit dieſem Freunde zum Theil meine Studien auf der hohen Schule vollendet hatte. Er war von Hauſe ſehr begütert, und da er nie in die Dienſte eines Staates treten wollte, ſo hatte er ſich nur den allgemeinen Wiſſenſchaften gewidmet. Von Geſtalt war er groß, ungemein kräftig in ſeinem Weſen, in allen ſeinen Formen ſehr beſtimmt. Dabey ließ ſich in ſeinem Blicke ein gewiſſes Selbſtvertrauen, ja in ſeiner ganzen Hal-

rung ein gewiſſer Stolz nicht verkennen. Jetzt kam er von ſeiner Vaterſtadt in Schwaben, und, wie er mir ſogleich berichtete, auf einer Reiſe nach dem nördlichen Deutſchland begriffen, hatte er dieſen Weg nur in der Abſicht gewählt, mich auf ſeiner Durchreiſe zu ſehen. Daß ich ſogleich mit ihm umkehrte, bedarf wohl der Bemerkung nicht: denn nun hatte der Markt mit allem ſeinem Volksgetümmel wenig Reiz mehr für mich, da der liebe Freund mir zur Seite wandelte. Unſer Geſpräch kam bald auf die damaligen Zeitverhältniſſe, und hier war mir denn früher ſchon ſeine Anſicht nicht unbekannt: wie jeder, der in einem Volke lebe, auch unmittelbar an dem öffentlichen Leben deſſelben Theil nehmen müſſe, und wer in ſich ſelbſt Muth und Kraft fühle, ſich nicht als bloß todtes Werkzeug in den Willen anderer hingeben dürfe, wie es vielmehr vorzugsweiſe allen Beſſern zieme, ſich auch an eine ſolche Stelle, in eine ſolche Lage zu ſezen, wo ſie auf die Erregung und Leitung des Ganzen mit wirken könnten. Aber nun erklärte er mir noch beſtimmter: wie eben jezt

eine Zeit des Handelns und Zusammenwirkens aller Guten gekommen seye. Er habe die zuverlässige Kunde von Freunden in Oesterreich, daß, während jezt der Feind mit dieser Kaisermacht an der Donau ringe, ein edler Herzog mit einer kühnen Schaar aus Böhmen hervor brechen, diesem eine große Zahl der Edelsten aus unserm Volke sich anschließen und es ihrem gemeinsamen Bemühen gewiß gelingen werde, jezt zu bewirken, was vor ihnen ein heldenmüthiger Mann, der in Stralsund gefallen, vergeblich versucht habe; wie auch er zu diesen eile und er die gewisse Zuversicht zu mir hege, daß auch ich und seine andern Freunde zu rechter Stunde alles thun würden, das große Werk in unserm Umkreise zu fördern.

Ich gestehe gern, fuhr der Erzähler fort, daß ich nie großen Glauben an einen Aufstand unseres Volkes in Masse, und selbst sollte dieser zu Stande kommen, nie besondere Erwartung des Heiles von demselben gehegt habe. Ich theilte dem Freunde meine vielfach gemachten Beobach-

tungen mit: wie in den meisten Gegenden von Deutschland die Menschen noch zu viel besäßen und eines zu ungestörten Lebensglückes genössen, als daß sie gern den ruhigen Besitz in einem Kampfe auf das Spiel setzen möchten, worin der Begüterte mehr verlieren als gewinnen kann; wie in den meißen bey dem Verluste ihrer Freyheit weniger das Zürnen über ihre gekränkte persönliche Würde, als der Nachtheil des verletzten Eigennutzes Mißvergnügen erwecke, und wie überhaupt eine größere Erhebung des Geistes, als wozu die meisten fähig sind, erfordert werde, um für die reine Idee der Freyheit sich begeistert zu fühlen, und sich nicht mit Erleichterung der eigenen Lage zufrieden zu geben, wie groß sonst auch der Druck seye, unter dem die übrige Welt seufze.

Doch der Freund war, statt diese Erwiederung zu beachten, nahe daran, hierüber und über mich selbst unzehalten zu werden; und er zweifelte nicht, daß, so bald nur einmal eine kleine Schaar das Beyspiel schöner Begeisterung öffentlich gegeben

hätte, dieſe dann unaufhaltſam alle mit ſich fort ziehen würde. Er blieb die Nacht bey mir und wir ſprachen viel über dieſen Gegenſtand. Ich begleitete ihn an dem folgenden Morgen nach dem nahen Poſtorte, wo er ſich Pferde beſtellt hatte. Während wir ſo durch das Thal hin gingen, fielen — wie oft etwas zufällig unſere Aufmerkſamkeit erregt — ſeine Blicke auf meinen Uhrſchlüſſel. Er lobte die geſchmackvolle Arbeit deſſelben und ſchien Wohlgefallen daran zu finden. Aber immer mehr drängte die Stunde des Scheidens heran; immer dunkler umwölkte meine Seele der Gedanke: vielleicht wird nun auch bald dieſer feurige Geiſt als ein Opfer ſeiner Begeiſterung erlöſchen. Ich wünſchte, ihm ein Angedenken zu übergeben, deſſen Anblick ihn ſtets an den fernen Freund und dieſe Stunde unſerer Trennung erinnerte, und gewiß, daß der Mann, von dem ich den Uhrſchlüſſel empfangen hatte, es mir nicht verarge, los'te ich denſelben von meiner Uhrkette los und befeſtigte ihn an der des Freundes. Schweigend ſtand dieſer eine Weile, dann begann

er in heiligem Ernste: solltest du dieß dein theures Liebeszeichen je in einer andern Hand erblicken, so sey gewiß, daß dein Freund den Lebenden nicht mehr angehört, und eher auch sollen diese todte Rose und Lilie ihre Kelche öffnen und um sich her Wohlgerüche ausstreuen, als daß ein Land, wo Tyrannen walten, je mehr als meine erstarrete Leiche besitzen soll!

So trennte sich der Freund von mir. Wie sehr die bald erfolgenden Ereignisse meine lebendigste Theilnahme erweckten, brauche ich nicht zu bemerken. Aber wie ich befürchtet hatte, war es geschehen. Der Funke der Begeisterung war nicht zu lichter Flamme aufgelodert, und jener heldenmüthige Herzog, der mit seiner kleinen Schaar uns die tapfern Thaten vergangener Zeit wieder vor die Augen führte, vermochte mehr nicht, als sich mitten durch die Feinde einen Weg nach dem Meere zu bahnen. Daß die kühnen Männer sich endlich nach England eingeschifft hatten, verkündeten unsere Zeitungen; aber was aus Ludolph geworden, davon erhielt ich keine Kunde; und

in wie mancher Stunde habe ich tief in der Seele wie über einen Todten über ihn getrauert.

So vergingen zwey Jahre. Es war wieder Markt in jener Stadt; ich begab mich dahin. Unter grünen Bäumen ſtanden in langen Reihen die Buden aufgeſchlagen, die alles enthielten, was nur die Lüſternheit der auf und nieder wogenden Volksmenge reizen konnte. Ich ſchritt durch das lärmende Getümmel hin, nach meiner Weiſe hier und da beobachtend, als zwey Frauengeſtalten meine Aufmerkſamkeit auf ſich feſſelten, die vor mir her einander zur Seite wandelten. Beyde zeigten ausnehmend viel Anſtand und Grazie in Haltung und Bewegung. Jetzt blieben ſie vor einer Bude ſtehen; auch ich hemmte meine Schritte; und da ſie ſich nach der Seite gekehrt hatten, ſo konnte ich ungeſtört ihre Profile beobachten und einige Male begegneten bey einer zufälligen Wendung ihre Blicke den meinigen. Die eine, etwas größer als die andere, und, wie es ſchien, auch einige Jahre älter, war eine hohe, ſchlanke Geſtalt, einfach in ein glänzend weißes Gewand ge-

kleidet, und auch ihren Sommerhut schmückte blos ein weiß und grünes Band. Ihr Profil war sehr schön und regelmäßig, aber ihr etwas bleiches Gesicht hätte zu wenig belebt scheinen können, wenn nicht unter der für ein Weib fast etwas zu hohen Stirn mit besonderem Feuer die großen braunen Augen hervor geblickt und ein reiches inneres Leben, ja die Gluth einer stillen Begeisterung verkündet hätten. Bey ihrer Begleiterin konnte, die herrlichsten blauen Augen ausgenommen, kein einzelner Theil des Gesichtes für besonders schön gelten, aber alle zusammen gestalteten sich zu einem äußerst reinen und lieblichen Bilde, und aus ihrem ganzen Wesen sprach eine wundersame Milde, Anmuth und Freundlichkeit. Sie trug ein röthliches Kleid, und ihren Hut schmückten rothe Blumen. Ich sprach bey mir selbst: das ist die Lilie und die Rose; aber in mir fing ich an, mich für die Rose vor der Lilie zu entscheiden, als jetzt diese in höchstem Grade meine Aufmerksamkeit erregte. Ich war etwas näher getreten, und indem sie nach

einem Handelsartikel in der Bude sich wandte, kehrte sie mir die Brust entgegen, über der ich nun an einer einfachen goldenen Kette ein schwarzes Kreuz bemerkte, vollkommen dem an meinem Uhrschlüssel gleich, und damit mir alle Zweifel schwinden sollten, daß dieser es wirklich seye, erkannte ich nun auch meinen Mosaik: auf blauem Grunde die gelbliche Schale mit der rothen Rose und weißen Lilie. Nur die Röhre zum Aufziehen der Uhr fehlte.

Es erwachte ein Gefühl in mir, ich weiß nicht, war es mehr Staunen oder Trauer. Es kam mir der Gedanke: so ist er denn wirklich gefallen, der herrliche Freund? — dann der Zweifel: aber wie sollte mein Angedenken in diese Hände gekommen seyn? Und ist es nicht vielmehr wahrscheinlich, daß derselbe Mosaik zweymal vorhanden war? Aber daß er auch auf dieselbe Weise zweymal sollte gefaßt werden seyn, war nicht wahrscheinlich. Ich verlor mich in einer Menge beunruhigender Erwägungen. Bis ich recht wieder zu mir selbst kam, waren die beyden

Frauengestalten in dem Getümmel aus meinen Blicken verschwunden.

Hier hielt Theobald eine Weile inne und schweigend blickten die drey Freunde in die schöne Landschaft hinein. Dann begann der Erzähler von neuem wieder.

Ich fahre mit meiner Erzählung fort, bemerke aber, daß ich so manche Aufklärung, die mir viel später erst zu Theil ward, der Verständlichkeit der Geschichte wegen, sogleich da geben werde, wo es derselben bedarf. Mit wie ganz andern Gefühlen aber kehrte ich von jenem Markte zurück, als ich dahin kam. Wo sollte ich eine Lösung dieses Räthsels finden? daß mir diese wohl die beyden Frauen am besten gewähren könnten, leuchtete von selbst ein. Aber sie selbst kannte ich nicht, und werden sie mir diese Aufklärung geben wollen? daß die kleinere, die ich von nun an bey mir selbst nur die Rose nannte, mit ihrem wahren Nahmen Amalia heiße und die Tochter eines sehr angesehenen Bürgers aus einer nahen Handelsstadt seye, brachte ich ohne

große Schwierigkeit in Erfahrung; aber von ihrer Begleiterin wußte man mir mehr nicht zu sagen, als daß diese, Laura mit Nahmen, eine Fremde und seit einigen Wochen in jenem Hause zum Besuche sey.

Mein angelegentlichstes Bemühen war nun, mir den Zutritt in jenes Haus zu verschaffen; was mir sehr leicht gelang, da Amaliens Vater ein sehr gastfreundlicher Mann und gewohnt war, viele Fremde bey sich zu sehen. Man empfing mich auch bey meinen wiederhohlten Besuchen stets auf das freundlichste, und Amalia zumal, die jüngste, allein noch unvermählte Tochter des Hauses, schien an meiner Gesellschaft Vergnügen zu finden, und sich wohl zu fühlen, sich mit mir über so manche Gegenstände unterhalten zu können, die sie bey den meisten andern unberührt lassen mußte, weil diese sich über den Ideenkreis gewöhnlicher, obgleich reich begüterter Bürger nicht erhoben. Sie selbst hatte sich eine vollendetere Bildung, als ihr das väterliche Haus hätte gewähren können, in einer Erziehungsanstalt er-

werden, in der sie mit Laura, die indessen wieder abgereis't war, einige Jahre hingebracht, und wo sich ein enges Freundschaftsverhältniß zwischen den beyden Mädchen gebildet hatte. Ich erzählte ihr das Begegniß mit dem Mosaik. Sie war nicht wenig erstaunt darüber, wußte mir aber mehr nicht zu sagen, als daß ihre Freundin durch ihre Mutter sehr unglücklich und das Kreuz ein Andenken, wie sie glaube, eines theuern, ihr entrissenen Bruders seye.

Alles das reizte meine Neugierde immer mehr und das gemeinsame Interesse, das wir an derselben Sache nahmen, ja das Geheimniß, das wir zusammen theilten, brachte mich Amalien bald näher, ohne daß doch unser Verhältniß mehr, als das des freundschaftlichen Vertrauens, gewesen wäre. Sie schrieb an Laura und erzählte ihr alles, was sie durch mich vernommen hatte. Aber eben dieser Brief ward für ihre Freundin die Ursache eines tief verwundenden Schmerzes, weil er die Mutter der Gekränkten veranlaßte, ihr das Kreuz, auf das sie so hohen Werth setzte, als es

eines Tages in ihrem Schmuckkästchen lag, weg zu nehmen.

Laura hatte nähmlich frühe ihren Vater verloren, der Englischer General gewesen, und war später von ihrer Mutter, die sich in ihre Heimath nach Westphalen zurück begeben hatte, in die Erziehungsanstalt gethan worden. Ihr übertriebener Aufwand, der auch ihre reichen Mittel nur zu schnell erschöpfte, hatte aber diese genöthigt, nach wenigen Jahren ihre Tochter wieder zu sich zurück zu rufen, ohne daß doch die Nähe dieser schönen, und überall, wo sie erschien, bewunderten Tochter der eiteln Mutter angenehm gewesen wäre, die es nur schwer trug, daß ihre eigene Schönheit in eben dem Grade welkte, als die der Tochter aufblühete. So lange indessen ihr edler Bruder noch lebte, fand sie durch diesen Schutz gegen den oft so ungerechten Unmuth ihrer Mutter; aber dieser war nun nicht mehr. In eben jener Zeit, da Ludolph durch unser Thal zu dem Freyheitskampfe hin eilte, war auch Laura mit ihrem Bruder auf einer Reise begriffen und

zufällig an einem Abende mit Ludolph in Einem Gasthofe zusammen getroffen. Beyde Jünglinge begrüßten einander als alte Freunde auf das freudigste; beyde theilten gleiche Ansicht, gleiche Wünsche, gleich kühnen Muth und Freyheitssinn mit einander und Rudolphs Begeisterung riß auch seinen Freund mit ihm fort. Beyde begleiteten Laura nach einer nahen Stadt, wo sie dieselbe bey einer Freundin zurück ließen, indem sie, nach dem Einen Ziele hin gewendet, sich allem andern abkehrten, was ihnen werth und theuer war.

Laura hatte die hoch begeisterten Reden der beyden Jünglinge mit angehört, und sie seufzte tief in ihrem muthigen, fast männlichen Geiste, daß sie nicht mit ihnen in den Kampf ziehen konnte. Ludolphs kräftiges, herrliches Wesen ließ einen tiefen Eindruck in ihrem Gemüthe zurück. Auch ihr war die schöne Arbeit an seinem Uhrschlüssel aufgefallen, und er hatte erzählt, wie er denselben erhalten und was für Worte er bey diesem Anlasse gesprochen, und wie er die Wahr-

heit derſelben mit ſeinem Blute zu verſiegeln gedenke. Unverwiſchlich hatten ſich dieſe Worte in ihrem Innern eingedrückt. Aber auch Lauras hohe und ſchöne Geſtalt und ihr edles Weſen hatten auf Ludolph ihre bewältigende Kraft nicht verfehlt, aber dieſe erſte Regung der Liebe in ſeinem männlichen Herzen nur um ſo mehr die Gluth der Begeiſterung angefacht, und ihm ſelbſt unbewußt mochte nun auch noch in dem Hintergrunde ſeiner Seele der Gedanke ſtehen: wenn er mit den Gefährten den Kampf glücklich ausgefochten, dann in dem befreyeten Vaterlande an ihrer Seite ſchönerer Tage und des Lohnes ſeiner Thaten ſich zu erfreuen.

Er war mit ihrem edlen Bruder in den Krieg gezogen, ſie zu ihrer unedlen Mutter zurück gekehrt. Aber je herrlicher die Bilder ihres Bruders und ſeines gleich hohen Freundes, die von nun an in ihrer Seele nicht mehr getrennt waren, vor ihrer Erinnerung ſtanden; um ſo mehr fühlte ſie ſich verletzt durch den niedern, knechtiſchen Sinn der Männer, welche ſie nun täglich

in ihrem Hause um sich sah, und welche ihren Stolz und ihr Glück einzig in der Gunst des fremden Herrschers suchten. Ihr Bruder, — davon erhielt sie sichere Kunde — war indessen in dem Kampfe gefallen, noch bevor die tapfere Schaar das Meer erreicht hatte, und wie um ihn, so trauerte sie auch um den Freund, da sie eines Tages unter den Waaren, die ihr ein Jüdischer Handelsmann zum Verkaufe darbeth, den Uhrschlüssel wahr nahm, und nun auch an seinem Tode nicht zweifelte. Der Jude selbst hatte diesen mit andern Artikeln gekauft und wußte keine Auskunft darüber zu geben. Sie kaufte das schöne Kreuz, ließ unten den Theil, wodurch es zum Uhrschlüssel ward, wegnehmen und trug es von nun an als ein theures Angedenken an den Bruder und dessen Freund zugleich.

Aber jemehr diese edlen Todten alle ihre Sehnsucht nach sich zogen und ihre Seele in wehmüthiger Liebe sich zu denselben hin neigte, um so weniger fanden bey ihr die Bewerbungen eines jungen Mannes Gehör, der bey ihrer Mut-

ter sehr wohl gelitten und ihr von derselben zum Gemahle bestimmt war. Es bekleidete dieser, ein Schweizer von Geburt, eine sehr wichtige Stelle bey der geheimen Polizey, und war nicht minder durch seine schöne Gestalt, als seinen großen Reichthum ausgezeichnet: zwey Vorzüge, welche ihn der Mutter sehr empfahlen, die ihren zerrütteten Verhältnissen durch seine Mittel wieder Glanz zu verleihen hoffte. Desto mehr war sie über das Widerstreben ihrer Tochter entrüstet; aber hatte sie früher Lauras Trauer mit dem gerechten Schmerze über den Tod ihres Bruders entschuldigt, so argwohnte sie, seit sie jenes Briefes von Amalia sich bemächtigt hatte, daß an dieser Trauer auch die Theilnahme an einem andern mit Ursache seyn könne, da ihr das Zusammentreffen ihres Sohnes mit einem Freunde nicht unbekannt war; und sie nahm ihrer Tochter das Andenken, das in derselben nur die Erinnerung an einen ihr verhaßten Menschen lebendig zu erhalten schien. Ja sie war schwach genug, das Kreuz jenem Schweizer, als dieser es bey ihr sah, auf

seine Bitte zu überlassen, und der Niederträchtige ließ es wieder in einen Uhrschlüssel umwandeln, und trug es prahlerisch als ein von Laura selbst empfangenes Geschenk. Und was blieb der leidenden Tochter gegen solche Unverschämtheit anderes übrig, als Verachtung des Unwürdigen und tiefe Trauer in ihrer Seele. Selbst ihr Briefwechsel mit der Freundin, vor der sie sonst wenigstens ihr überströmendes Herz ergießen konnte, mußte aufhören, da die Mutter alle ihre Briefe erbrach.

So gingen einige Jahre hin. Mein Verhältniß zu Amalien ward immer inniger, und selbst das Bewußtseyn, daß wir beyde, ohne es zu wollen, oder nur zu ahnden, zur Trauer eines edlen Wesens mit gewirkt hatten, trug zu größerer Annäherung zwischen uns bey. Die öffentlichen Angelegenheiten hatten indessen eine ganz andere Gestalt gewonnen; unser Vaterland war von dem fremden Drucke frey geworden. In dieser Zeit unternahm ich eine Reise nach einer nicht sehr fernen Stadt, wohin mich verschiedene Geschäfte riefen. Ein Freund

hatte mir eine Bestellung bey einem Goldschmiede aufgetragen, und wie staunte ich nicht, als ich in das Zimmer trat und der Mann mir entgegen kam, das Kreuz mit der Lilie und Rose in der Hand. Ich fragte überrascht: wo er dieß her habe? Der Mann, dem die Hastigkeit meiner Frage auffallen mochte, erwiederte ruhig: ein fremder Offizier habe es ihm diesen Morgen gebracht, um eine kleine Beschädigung an demselben ausbessern zu lassen, und wenn mir daran gelegen seye, diesen näher zu kennen, so möge ich nur ein wenig verweilen; der Fremde müsse bald selbst erscheinen, da dieß die Stunde seye, die er ihm bestimmt habe, um sein Eigenthum zurück zu empfangen. Und kaum daß der Goldschmied dieß Wort gesprochen, so öffnete sich die Thüre und Ludolph, den ich hier so wenig erwartete, als er mich, lag in meinen Armen.

Der Freund war glücklich nach England entkommen. In einem der gefährlichsten Kämpfe, als die kühne Schaar sich in einer Nacht den Weg durch eine von Feinden besetzte Stadt im

Sturme bahnte und da er unter den Gefallenen auch seinen Freund zurück lassen mußte, hatte er in dem Getümmel, ohne selbst zu wissen, auf welche Weise, mit dem ganzen Ringe, an dem sich noch anderer Schmuck befand, auch den Uhrschlüssel verloren. Er hatte dann in Spanien mit gekämpft, war später nach England und von da nach Deutschland zurück gekehrt. Da führte ihn der Zufall vor wenigen Tagen erst einem Freunde, gleichfalls einem Offiziere, entgegen, einem der ersten, die in das neu errichtete Königreich eindrangen, und dem jener Niederträchtige mit andern Westphälischen Beamten, die zu spät ihr Heil auf der Flucht suchten, in die Hände gerathen war. Verwundert erkannte er unter dessen Beute seinen Uhrschlüssel und erhielt gern von dem Freunde das ihm so theure Andenken zurück, ohne zu ahnden, was für wundersame Verhältnisse indessen dieß Kreuz geknüpft und wie es in seinen Freunden die Besorgniß seines Todes erweckt hatte.

Er freute sich, mit mir einige Zeit hin brin-

gen zu können. Wir reiſten mit einander zurück und was ward nicht alles beſprochen, und wie ſehr leuchtete nicht aus allem, was er ſagte, ſeine glühende Liebe zu Laura hervor, deren Bild auf allen ſeinen Zügen ihn begleitet und in der Stunde der Schlacht, wenn der Kampf am heiſeſten brannte, ſtets beſonders groß und herrlich, und begeiſternd vor ſeinem ritterlichen Gemüthe geſtanden hatte. Obgleich jezt die Jahreszeit ſchon ſo weit vorgerückt war, ſo erfolgten doch noch einige ungemein liebliche und warme Tage. Wir wanderten zuſammen an einem derſelben dem Fluſſe entlang das Thal hinan, und waren ſo unvermerkt bis unter jene Ruine gelangt. Ludolph äußerte den Wunſch, nun auch vollends die unbedeutende Höhe zu erſteigen; auch ich hatte die Ruine in ihrem Innern noch nicht beſucht. Wir traten, nachdem wir die Mauer umwandert hatten, die den hohen Thurm nebſt den alten Trümmern und neuen Wirthſchaftsgebäuden umſchließt, zu dem hintern Thore hinein. Wir folgten dem Wege, der mit ſo viel Sinn durch das Gebüſch und alte

Gemäuer gebahnt wurde; aber als wir nun die Stelle erreichten, wo sich der Blick in die Landschaft öffnet, die, auch ihres grünen Schmuckes beraubt, noch schön ist, wehrte uns die Gitterthüre, welche hier den Eintritt in die Burg selbst verschließt, weiter vor zu dringen. Ich versuchte vergeblich, mit der Hand die Pforte zu öffnen und wie vor einem verschlossenen Paradiesesgarten standen wir da, und dachten uns, wie schön die Aussicht seyn müsse, wenn wir nun noch einige Schritte vor treten und das Ganze überschauen könnten. Da zog plötzlich eine nähere Erscheinung unsere Blicke auf sich. Denn eben jetzt waren von innen um die Ecke des gekrümmten Weges zwey Frauengestalten hervor getreten, und standen, als sie uns plötzlich vor sich gewahrten, innen so betroffen und überrascht da, wie wir außen, und mit dem Ausrufe: Gott! Ludolph hier! sank die ältere zurück ihrer Begleiterin in die Arme. Es waren die Rose und die Lilie.

Ludolph, kühn und besonnen, wie er war, will schnell der Sinkenden zu Hülfe eilen. Aber

nun hemmt ihn die Thüre. Mit seiner kräftigen Hand schlägt er auf die Thürklinke, und weil sie nicht geschlossen war, sondern ich, sie zu eröffnen, nur die gehörige Kraft nicht angewendet hatte, so springt auf seinen Schlag die Pforte auf, und er ist noch schnell genug genahet, um die ohnmächtig Hingesunkene, welche ihre ängstliche und schwächere Freundin kaum zu stützen vermochte, in seine Arme auf zu nehmen. Und so stand nun der starke, lebenskräftige Freund, ein Bild männlicher Schönheit, mit seinem im Kriege gebräunten Gesichte da und hielt die hohe bleiche Gestalt mit seinen Armen umschlungen; und mit ihrem Haupte an seine Schulter angelehnt, öffnete sie nun mit schüchternem und doch seligem Blicke ihre grosen braunen Augen, und nachdem sie einmal so viel verrathen hatte, widerstrebte sie auch nicht, da er sie sanft an seine Brust drückte.

Auch wir empfanden die Macht dieses Augenblickes. Ich war indessen gleichfalls näher getreten und jezt zum ersten Male fragte ich Amalien, ob denn unsere Freunde allein glücklich seyn soll-

ten? Nein, sagte sie, mich mit einem Blicke voll Liebe anschauend, auch mir werden es seyn, und reichte mir die Hand. Aber diese auch schnell wieder zurück ziehend, erinnerte sie, daß wir uns jetzt trennen müßten, weil wir nicht allein seyen. Damit faßte sie den Arm der Freundin, die sanft von dem Geliebten sich los gewunden hatte, und indem beyde nochmals scheidend uns zu nickten, gingen sie voran, wir aber folgten ihnen bald nach, und fanden unten eine kleine Gesellschaft, mit der Amalia und Laura, der es bey den veränderten Verhältnissen nun leicht gelungen war, sich die Erlaubniß zu einem Besuche bey der Freundin zu erbitten, hierher gekommen war, und die, gleichfalls von dem schönen Tage herausgelockt, es sich auf Sitzen in der warmen Sonne recht behaglich seyn ließ. Die Blicke der Liebenden verstanden einander, aber von den andern ahndete niemand, was für zwey glückliche Paare sich in ihrer Mitte befanden und wie sie eben erst waren so glücklich geworden.

Amalia, fuhr der Erzähler fort, ward mit

bald darauf vor dem Altare verbunden; und ein Jahr ſpäter wurde Laura Ludolphs glückliches Weib. Er hatte ſich in nicht ſehr bedeutender Entfernung von meinem Wohnorte in einer kleinen Landſtadt angeſiedelt und wir lebten in dem freudigſten Verkehre zuſammen. Meine Amalia hatte mir unſern Theobald geſchenkt; der Knabe war nun anderthalb Jahre alt; auch Laura hegte die ſüße Hoffnung, bald Mutter zu werden. Aber, ſenfzte Theobald, was ſind unſere ſchönſten Träume? Und wenn kleine Umſtände, die nicht von uns abhängen, und nicht in unſerer Berechnung liegen, auf das Leben eines jeden Menſchen einen mehr oder minder wichtigen Einfluß behaupten, ſo übten ſie vor allem auf Ludolphs Lebensereigniſſe ihre ganze Macht. Aber wenn ſie früher in allen den ſeltſamen Verſchlingungen, die durch das Kreuz mit dem Moſaik herbey geführt wurden, ſich nur zu ſeinem Glücke ſchienen vereinen zu wollen, ſo wandten ſie ihm nun plötzlich dieſen ihren Einfluß entgegen, und wenige Tage, wie haben ſie nicht furchtbar auf ihn eingeſtürmt und

den Beklagenswerthen von seiner Höhe in schauerliche Abgründe hinab gestoßen.

Doch, unterbrach er sich, ich bringe meine Erzählung zu Ende. Wie wir oft zu thun pflegten, waren wir eines Tages mit dem Knaben zu den Freunden hinüber gefahren. Sie hatten uns in ihren Garten vor das Thor hinaus geführt. Wir andern befanden uns noch innen. Laura hatte vor der Gartenthüre auf einer steinernen Bank, die in dem Schatten eines schönen Kastanienbaumes stand, ihren Sitz genommen; wo sie ein vergnügliches Spiel mit unserm Knaben trieb, das beyde gleich ergötzte. Der Kleine bemühte sich ihr zu entfliehen, und indem er, so schnell er es vermochte, fort eilte und sie ermunterte, ihm nach zu folgen, ließ sie ihn bis über die Straße hinüber gelangen, wo sie ihn dann stets wieder hohlte und zurück brachte, damit er von neuem seine Flucht beginnen konnte. Als das Kind nun so zum dritten oder vierten Male fort eilte, bemerkte es plötzlich mitten auf der Straße einige glänzende Steinchen, und setzte sich, nach

Kindes Weiſe ſchnell ſein Spiel vergeſſend, bey denſelben nieder. Lauras Blicke weilten voll mütterlicher Wonne auf dem Knaben, denn ſie dachte ſich, wie bald auch ſie ein liebliches Kind an ihre Bruſt ſchließen würde. Da rannten mit einem Male zwey Ackerpferde in vollem Laufe und mit ſtarkem Raſſeln den Seitenweg an der Gartenmauer her, und wendeten ſich dann auf die Hauptſtraße gerade nach dem Kinde hin. Sie mochten durch die Unvorſichtigkeit ihres Führers ſich los gelöſ'et haben, und ſchleiften den Theil des Wagens, den man die Wage nennt, und woran ſie noch geſchirrt waren, hinter ſich. Laura wollte das Kind retten; ſie waren ſchon zu nahe; entſetzt ſchrie ſie laut auf. Aber die klugen Thiere wichen zu beyden Seiten aus, ſo daß der Knabe in der Mitte freyen Raum gewann; doch dadurch drohte ihm um ſo ſicherer das Verderben, denn jetzt war der Augenblick nahe, daß der auf dem Boden hin raſſelnde Balken es faßte, und wenn nicht ſogleich zerſchmetterte, auf der Erde mit fort ſchleifte. Mit einem neuen Schreye des Ent-

ſtens verlor die Arme das Bewußtſeyn. Als wir herbey geeilt waren, fanden wir ſie, wie entſeelt, auf die Bank hin geſunken; das Kind ſaß noch ruhig auf der Straße und ſpielte, als ob nichts vorgegangen wäre, mit den Steinchen. Eine wunderbare Fügung hatte es gerettet. Ein groſer Stein lag hinter ihm. Dieſen faßte die Wage und durch den gewaltigen Stoß brach der Hebel in der Mitte entzwey und die beyden Stücke fuhren mit groſer Gewalt nach den beyden Seiten der Straße hin; das Kind in der Mitte des Weges blieb unbeſchädigt.

Es dauerte lange bis wir die arme Freundin wieder zu ſich ſelbſt brachten und nur der Anblick des unverſehrten Kindes, das ſie freundlich anlächelte, vermochte ſie endlich zu beruhigen. O Gott, ſagte ſie, und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen hervor, ich habe den lieben Engel ſchen verloren geachtet! Aber der ganze Vorfall hatte ſie nur zu verderblich erſchüttert. Sie ward, zwey Tage darauf, zu früh, mit einem Knaben entbunden. Die Mutter war ſehr ſchwach und

das Kind gab wenig Hoffnung der Erhaltung. Da trat nun das Frohnleichnamsfest ein. Sie bebte voraus vor dem Lärme, der diese Feyer zu begleiten pflegt, und um so mehr, da sich ihre Wohnung nicht sehr ferne von der Kirche befand, worin dieselbe begangen werden sollte. Ludolph, der selbst, als Protestant, an der Feyer keinen Theil nahm, hatte sich zwar an dem Tage zuvor an den Geistlichen des Ortes gewendet und war von diesem durch die besten Versprechungen und durch Aeußerung der menschenfreundlichsten Gesinnungen beruhigt worden. Aber hatte man die Kranke vergessen, konnte, wollte man um des Volkes willen keine Rücksicht auf sie nehmen, das durch ein geringeres Geräusch sein Fest nicht gehörig geehrt glaubte: mit der Frühe des Morgens zogen die soldatisch ausgeschmückten Bürger mit Trommeln auf, und ein großes Getöse begann, wie immer, mit Schießen aus Flinten und kleinen Stücken. Ludolph, der so lange im Felde mit gekämpft, hatte um so mehr seinen Aerger an dem [illegible] Treiben dieser Menschen, die mit

ihrem kriegerischen Spiele von jeher der Spott aller witzigen Köpfe waren. Und mit welchen Gefühlen sah er jetzt den Aufzug mit blasenden Instrumenten und Fahnen an. Ein furchtbarer Grimm faßte ihn, und kaum daß er sich selbst bewältigte, nicht unter die Menge hinaus zu rennen. Und diese Entrüstung ward vollends zur Wuth in ihm, da die neue heftige Erschütterung bey der ohnehin schon schwer Erkrankten und auf das äußerste Erschöpften unmittelbar und unverkennbar die verderblichsten Folgen zeigte, und sie wenige Tage darauf seinen heißesten Wünschen entrissen wurde und er mit der Mutter zugleich auch sein einziges Kind verlor.

Ich kam Tage lang, fuhr Theobald mit diesem Schmerze fort, nicht von seiner Seite, und es ist furchtbar, wenn solch einen mächtigen Geist die Verzweifelung faßt, und er war nahe daran, daß sie ihn bis zum Wahnsinne getrieben hätte. Wann, rief er oft, in heftiger Entrüstung aus, wann wird das Reich der Finsterniß enden? Nur das Glück, dessen er an Laura's Seite genoß,

hatte ihn einiger Maaßen mit den politischen Verhältnissen versöhnt. Aber jetzt erwachte auch hier sein alter Unmuth mit der fürchterlichsten Gewalt. Die Frucht der blutigen Kämpfe blieb ihm zu lange aus: sein Inneres trat immer mehr in einen schneidenden Gegensatz zu der ganzen Außenwelt.

Er trug es nicht länger, an dem Orte zu weilen, wo ihn alles an sein verlorenes Lebensglück erinnerte. Nachdem er auf dem Grabe der Vollendeten einen Leichenstein errichtet und um diesen Rosen und Lilien gepflanzt hatte, verließ er Europa, indem er sich auf einem Englischen Fahrzeuge einschiffte, das nach Indien ging. Bey dem Abschiede betheuerte er mir, so lange wolle er als Flüchtling in der Welt umher irren, bis er den Ort gefunden, wo die Menschen von jeder Fessel kirchlichen oder weltlichen Druckes frey seyen. Ich vermochte ihn nicht zu halten; ich konnte den unglücklichen Freund nur beweinen. Er hatte, als einziger Sohn reich begüterter Aeltern, dem von frühe an alles zu Gebothe stand,

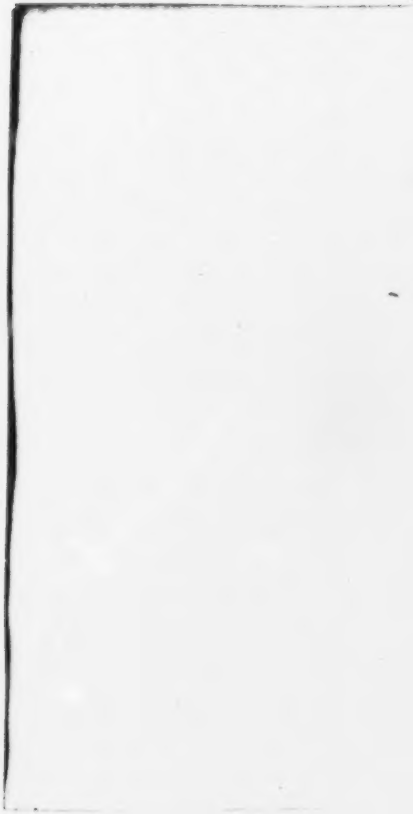
was er nur wünschen mochte, nie gelernt, seinen Willen einer höhern Nothwendigkeit zu beugen.

Theobald war tief bewegt. Auch in Heinrichs Brust erwachte der Schmerz in ganzer Frischheit. Burkhard trauerte mit den Freunden. Aber, fragte er, was ist indessen aus Ludolph geworden? und hast du keine Nachricht von ihm?

Das weiß der Himmel, entgegnete Theobald, wo er nun umher irrt, oder welche Stelle auf der Erde seine Gebeine umschließt. Eine Nachricht habe ich aber indessen von ihm erhalten, die wenigstens mehr Ruhe in seinem Innern vermuthen läßt, obgleich sein Brief immer noch eine große Bewegung seines Gemüthes verräth.

Er versprach, den Freunden, so bald sie nach Hause gelangen würden, den Brief mit zu theilen; und während sie nun die Höhe hinab stiegen, und unten den Rückweg durch das schöne Thal an dem Flusse hin nahmen, war Ludolph fast ausschließlich der Gegenstand ihres Gespräches. Allein noch bevor sie Theobalds Wohnung erreichten, hatte sie die Nacht schon überrascht. Der

Wagen war zum Abfahren bereit und Heinrich verweilte um der beyden Knaben willen nicht gerne länger. Er fuhr mit diesen ab; aber Theobald versprach, nächstens mit Burkhard zu ihm zu kommen, und den Brief mit zu bringen.



# Eilftes Bild.

# Der Flüchtling.

Heinrich ſah mit groſser Ungeduld Theobalds Beſuche entgegen. Durch die Geſchichte des unglücklichen Ludolph, den ſein ungeſtümer Geiſt in eine ferne Welt hinaus getrieben, war in ihm ſeine tiefſte Seite berührt, ſo manche Idee angeregt worden; und er ſehnte ſich nach Mittheilung vor dem gleich geſtimmten Freunde. Die ſchönen Tage waren indeſſen als der letzte freundliche Abſchiedsgruſs der beſſern Jahreszeit, vorüber gegangen, ohne das Theobald, den verſchiedene kleine Vorfälle zu Hauſe hielten, erſchienen wäre. Die ganze Phyſiognomie der Natur war ernſter, der Blick des Himmels finſterer geworden. Auch in

Heinrichs Seele ward es oft düster in der stillen Einsamkeit des Hauses, da der lichte tröstende Schein von außen entschwunden war, und was jetzt in seinem Innern vorging, davon möchte am besten das Blatt zeigen, auf dem er in diesen Tagen in verschiedener Unterbrechung, seine Empfindungen nieder schrieb, und zu dem er und mit demselben zu dem theuern Freunde, an den es gerichtet war, seine Zuflucht nahm, so oft der Sturm der Gedanken in ihm zu heftig ward.

Dieß aber sind die Mittheilungen des Freundes an den Freund.

---

So ist denn auch die letzte Lust des Jahres durch unser schönes Thal hin gezogen; und es war noch ein herrlicher Tag, den wir zusammen oben bey der Kapelle genossen. Ich bin gestern eine halbe Stunde hinaus gegangen. Wie nun alles einen ganz andern Anblick darbiethet! Die letzten Fröste haben den Wald vollends entlaubt, die Wiesen ihren frischen Glanz verloren. Schon haben einzelne Regengüsse begonnen, bald werden

stärkere folgen, bis hernieder fallende Schneeflocken die Luft verfinstern und eine starre Eisdecke Strom und Thal in Fesseln legen wird. Aber je tiefer, dem Tode ähnlicher die Ruhe, je mächtiger die Erstarrung geworden, um so näher ist das Erwachen des neuen Lebens, und wie schnell werden die Bande sich lösen, und wird alles grünen und blühen und jauchzen in Frühlingsluft.

Und auch der Tod, der uns anrühret und wie die Natur unseres Gewandes entkleidet, führt er nicht auch zur Lenzesluft und Auferstehungsfreude? Und hat nicht auch hier, wo die Vernichtung nun zu walten scheint über den starren, regungslosen Gliedern, nur das Leben seinen ganzen und vollen Sieg beendet?

Ich habe unter den Papieren der Verklärten ein Blatt gefunden, welches sie einst — in welchem Jahre weiß ich nicht, — in einer Stunde nieder schrieb, da ihr Geist, der so gern dem höhern Ernste des Daseyns sich hin gab, ahndend nach dem bessern Lande sich hinüber neigte. Ich habe dieses so oft schon und auch heute wieder

geleſen und fühle mich ſtets ſo tief bewegt bey dem Leſen deſſelben. Du wünſchteſt neulich, mein ſehr theurer Freund, deſſen Mittheilung; hier folgt es:

„Sollte es nicht möglich ſeyn, ſich den Tod unter einer freundlichen Geſtalt zu denken?"

„Wenn wir unterſuchen, was Leben und was Tod iſt, ſollten wir bey Vergleichung des einen mit dem andern nicht Gründe finden, mit ungetrübtem Blicke dem Momente entgegen zu ſehen, der uns von dem Leben los reißt, und freudig und hoffend zu folgen dem Tode, wenn er uns erſcheint?"

„Es iſt ein düſterer Gedanke: Sterben, aufhören, nicht mehr ſeyn! Aber was iſt Seyn?"

„Ahnden, Denken, Glauben, Hoffen, Lieben."

„Sind das körperliche Gefühle? oder ſind es nicht vielmehr Beſtimmungen in unſerer Seele? So kann ich auch zu ſeyn nicht aufhören; mein für die Ewigkeit geſchaffener Geiſt kann nicht dahin ſinken, wie ſeine Hülle. —. Frey hebt ſich meine Seele empor, hoch über alles Irdiſche da-

hin ſich wendend, wo die ewige Liebe ſtrahlend thront, wo befriedigt werden der Sehnſucht heiſeſte Wünſche. Mir wäre erſtorben in der Seele jedes beſſere Gefühl, ſollte ich miſſen den theuern Glauben meiner Unſterblichkeit; — mein irdiſches Leben kann nicht hinreichen, nicht befriedigen des Geiſtes gewiſſe Erwartung." —

„Wenn jener Zukunft alſo ich voll Hoffnung entgegen blicke, wenn ich in ihr finde das Ziel meines höchſten Strebens; was denn macht mir furchtbar den Tod? — der Augenblick des gewaltſamen Losreißens?"

„Kann ein Augenblick mich ſchrecken? Gibt es im Leben nicht ſehr ſchmerzhafte, ſich wiederhohlende Augenblicke?"

„Es liegt in der Natur der Sache, daß der Menſch, der mit ſeinem Loos zufriedene Menſch ungern entſagt der ſüßen Gewohnheit zu leben und froh zu ſeyn; daß derjenige ſich nur blutend losreißen kann, der in der Freunde traulichem Kreis, in der beſeligenden Nähe ſeiner Lieben des Lebens ſchönſter Blüthen genoß. Herb muß ihm

werden die Trennung; und der Tod, der dem Leidenden ein Freund, ein Führer ist nach dem erſehnten Ruheland, tritt als ein Ungeheuer zwiſchen den Glücklichen und ſeine Freuden, ſchleudert ihn unerbittlich an den Rand des Daſeyns; — nur die ruhige Betrachtung dieſes Randes kann verhindern, daß ſeiner ſich Verzweifelung bemächtige." — —

„Mit den letzten Schlägen unſeres Herzens hören wir auf zu empfinden; alles, was im Leben uns anzog, zerfließt in Nichts vor unſerer Seele; ſo wie der Geiſt ſich los löſ't von dem Körper, ſo löſ't auch von allem Irdiſchen ſich die Seele. Die gewiſſe Hoffnung des Wiederſehens jenſeits, der ewigen, keiner Trennung mehr unterworfenen Vereinigung, die Erwartung jener Vollkommenheit, zu der wir hienieden uns ſtufenweiſe vorbereiten, das ſelige Gefühl, näher zu kommen dem Geiſte, der bey der bloßen Ahndung ſeines Weſens uns mit Ehrfurcht und Bewunderung durchdringt: o es iſt eine reizende Ausſicht für den fühlenden Menſchen! Es muß uns dieſe

Vorſtellung den Augenblick wünſchenswerth machen, der uns dem hohen Ziele nahe bringt! Es muß dieſer Gedanke verbannen jeden andern am Endlichen hängenden."

„Wir trennen uns von unſern Geliebten; — drüben finden wir uns wieder; — Und ſo erſcheine mir die bange Abſchiedsſtunde; heiter ſehe ich ihr entgegen. Mit Wehmuth blicke ich auf die zurück, welche ich laſſen muß; mit Sehnſucht hinauf nach denen, die ich finden werde. — Getroſt folge ich dem düſtern Führer in die Nacht des Todes; — der Morgen wird freundlich; mir ſagt's mein ahndend Herz!" —

In ſolch einer Seele wohnet die Gnade und die Fülle; da ſtehet feſt die Ewigkeit mit allen ihren unvergänglichen Geſtalten, und ſie verkehret mit ihnen und ſchöpft aus ihnen Frieden und Seligkeit. Aber wir, die wir frühe aus dem lichthellen Garten unſerer Jugendunſchuld, in dem das ſelige Herz keine Zweifel anrühren, in das uns kalt und froſtig anwehende Land des Verſtandes und der zergliedernden Unterſuchung hinaus

gezogen werden, — wir fragen wohl gar, ob es auch überhaupt ewige und selige Gestalten gebe, und nicht am Ende alle Individualität sich auflöse und zergehe in dem Einen und Alle, das, wenn ich es recht zergliedere, das ewige Nichts ist. Und damit nur fängt wieder an zu quellen der Born des Friedens in dem beunruhigten Herzen, daß wir anfangen, in unser schönes verlorenes Paradies, in Christus und den Glauben, uns zurück zu retten und zu erkennen, daß Christus lieb haben, besser ist, als alles Wissen. Aber die Zweifel, die einmal Eingang bey uns gewonnen, kehren nur zu oft wieder.

---

O auch früher, in so mancher schönen und feyerlichen Stunde, habe ich nicht ohne Glauben und Begeisterung meine Gedanken nach einer jenseitigen Welt hinüber gewendet. Aber, du Theurer, welch ein anderes ist es, in dem süßen Gefühle ungestörten Lebensglückes nach einer Ferne hin schauen, nach der wir, so wonnevoll sie auch unserm Blicke erscheinen mag, doch jetzt keine

Sehnſucht in uns fühlen; und welch ein ganz anderes, nicht zu müßiger Betrachtung unſern Geiſt nach jener Ferne hin kehren, ſondern in der Tiefe unſeres Seyns, mit aller Sehnſucht, allem Verlangen hinüber gezogen werden, und gern alles von uns ſtoßen und dahinten laſſen, und der Bahn derer folgen mögen, die, vorausgeſchritten, uns von jenſeits entgegen winken.

---

Aber wo ſchwebt er, der hohe entfeſſelte Geiſt? — Schwebt? — Armes Wort, vom Vogel entlehnt, der nur ſo lange in der Höhe flattert, bis die Schwungkraft ſeiner Flügel endlich ermattet iſt! Ein Geiſt ſchwebt, ermattet nicht! Und doch hat die Sprache kein anderes Wort. Aber auch die Sprachen werden aufhören; allein ein inneres, unausſprechliches Verſtändniß wird fort dauern, und verſtehen wir doch auch hier einander, ohne der Worte zu bedürfen.

Aber wo biſt du, die ich ſuche? Mein Blick dringt nicht zu dir hinauf: dringet der deinige zu mir herab? Aber hinauf und herab blicken, al-

les das kann nicht statt finden. Und doch halte ich dich fest, du Geist, der du mir nicht entschwinden kannst. Ja wir leben zusammen, wir halten Zwiesprache mit einander; du hauchest Gedanken in meine Seele, nur zu tief in mir, zu ätherisch ist alles, als daß es zu diesem gröbern Bewußtseyn gelangen könnte, und unser innerer Bund verkündet sich nur in dem nahmenlosen Sehnen; in der schmerzlich-süßen Wehmuth gibt sich das Band kund, das dich und mich an einander knüpft.

---

Alle künstliche Gebäude der Philosophie genügen mir jetzt nicht; und was sind sie auch oft nur, als kühne und verwegene Luftschlösser, ein übermüthiges Dichten, ein verständiges Sinnen, woran so selten der göttliche Mensch, das Gemüth Antheil hat: das innere Seyn so vieler unserer Zeitgenossen ist auf eine furchtbare Weise zerrissen; eine ungeheuere Kluft spaltet ihr Wissen und Leben von einander. Es fehlt ihnen der Glaube an sich selbst und ihr Wissen und Verstehen; ihr

Gedanke ſchwebt hoch über ihnen, die in der Tiefe gefangen liegen. Aber ſinne und dichte, ſey hochmüthig, richte den Himmel und die Erde, laß nochmals vor deinem ſtolzen Geiſte den unendlichen Weltbau entſtehen, auf den Fundamenten, die du ihm glaubſt gelegt zu haben; und du biſt ein Nichts, haſt keinen Halt und keine Habe, iſt dein Verſtehen nicht dein Leben, wohnt nicht Liebe und Glaube in deinem Herzen.

---

An den Felſen zur Seite des Stromes ging ich neulich hin. In mehr als Thurmes Höhe liegen die gewaltigen Maſſen über einander, ſtarren ſenkrecht hinan, wie eine unverwüſtliche Mauer der Ewigkeit. Da gewahrte ich in meinem Geiſte eine Geſtalt. Sie ſtand unten, ſah lange die jähe Felswand hinan zu dem Gebüſche, das von oben über das Geſtein ſich hinab neigt. Dann ſetzte ſie kühn den Fuß an, klomm von Felſen zu Felſen, die Zehen einzwängend zwiſchen die Mauerriſſe, mit der Hand jede vorſpringende Spitze faſſend. Faſt ſchwebend hing ſie einige

Male da; der Fuß, der Arm schien gleiten zu wollen. Mich faßte ein Schauer, ich fühlte das Pochen meiner Brust. Aber ohne Wanken klomm die Gestalt immer aufwärts, stumm, stille, lautlos; nur das Rauschen der aus den Felsrissen herab fallenden Erde war zu vernehmen. Nun ist sie oben, athmet laut auf aus tiefer Brust. Sie faßt mit der Hand das grüne Gebüsch über dem Gesteine; aber die schwachen Zweige reißen; und nun hilft kein gewaltsames Fassen, kein Ringen mit Fuß und Hand. Ein Schrey dringt zu meinen Ohren, ich sehe sie in der Mitte zwischen Himmel und Erde, und entsetzt wandte ich schnell mich um, ihren Fall nicht zu gewahren. Aber in mir selbst sprach eine Stimme: das ist das Bild des Aufstrebens stolzen Menschenwitzes; Menschenweisheit führt nur zum Falle aus der Höhe, und vollends wehe denen, die gar dahin nicht gelangen, daß sie nur von der Höhe des Truges hinab sinken.

Aber ſoll ſich denn der Menſchengeiſt gar nicht verſuchen auf jenen Höhen, die allein nur ſeiner Betrachtung, ſeines Forſchens recht werth ſcheinen? — Wohl wir ſollen uns wagen in das Gebieth der Speculation und des Forſchens, aber nur um dadurch in unſer eigenes Innere zurück und aus uns hinaus zu Gott geführt zu werden. Ein göttliches Leben iſt die rechte Weisheit. Gott näher kommen heißt Gott verſtehen, unſer Wiſſen und Erkennen ſoll auch unſer Streben und Ringen ſeyn. Wir ſollen uns hüthen, daß das Göttliche, nachdem deſſen heilige Gluth in unſerm Herzen erloſchen, nicht bloß als ein trügliches Irrlicht in unſerm Wiſſen noch flackere, und wir endlich, als an unſerem eigenen Gebilde, den Glauben daran verlieren, oder es uns ergehe, wie jenen abgöttiſchen Völkern, die, wenn ſie den großen Gott, an dem ſie lange ſchufen, endlich vollendet und aufgeſtellt haben, aus Freude über denſelben vergeſſen, daß er das Werk ihrer eigenen Hände iſt, und, indem ſie jubelnd den Reigen um denſelben aufführen, erfreut aus rufen:

sehet, sehet, was für einen herrlichen, allmächtigen, gewaltigen Gott wir haben! — Wir sollen endlich, nachdem wir zur Erkenntniß der Nichtigkeit alles Wissens gelangt sind, uns in den Glauben zurück flüchten, nicht aber in jenem, wie in einer Falle gefangen werden; am wenigsten, wie mit einem Selbstgeschosse uns damit tödten, dem Wilde gleich, das durch den Trug des arglistigen Jägers an sich selbst den Mord begeht.

Doch ich wende mich ab von diesen Betrachtungen; ich habe mich wieder ausgesprochen; wie Zentnerschwere ist es von meiner Brust weg genommen.

---

Nur Ein Bild noch kann ich, ohne es fest zu halten, vor meiner Seele nicht vorüber schwinden lassen. Die Vollendete sehe ich in meinem Geiste vor mir stehen mit ihrem herrlichen Mutterherzen. Sie hält das Mägdlein auf dem Schoose, und mit dem Kinde spielend, fährt sie mit den Finger auf dessen Lippen auf und nieder. Mach dein Mäulchen auf! spricht sie. Der Knabe,

der neben der Mutter steht, hört es, eilt zu dem nahen Schranke hin, so schnell er mit der noch ungeübten Kraft es vermag, und bringt den Schlüssel. Mama, sagt er, diesen überreichend, aufmachen!

Aber warum erinnert mich so oft das Kleinste, was ich in dem Leben vergehen sehe, an ein Großes, Unaussprechliches und wird mir zum Bilde dessen, was nur in einem Gleichnisse sich andeuten läßt? denn auch jetzt, da das liebe Bild in meine Erinnerung zurück trat, fiel mir ein: wie die Versuche so vieler, die sie beginnen, die Himmelspforte zu eröffnen, oft nicht viel geschickter sind, als der Unverstand des Knaben, der den Schrankschlüssel holt, um damit der kleinen Schwester den Mund zu öffnen. Im Herzen tragen wir allein den Weg zum Himmel und [illegible] Schlüssel, zu eröffnen die Pforte des himmlischen Reiches. Und wer in dem tiefen, innern, reinen Grunde nicht zu Gott nahet, der gelangt mit allem Wissen nicht zu ihm.

Doch, du Theurer, ich muß mit Gewalt ab-

brechen. Wie es fluthet und wogt! Aber dieser Strom, quillt er nicht zum ewigen Leben?

Aber daß ich bey solcher Hülfe und Mittheilung zu der Feder meine Zuflucht nehmen muß, und du bist nur wenige Stunden von mir entfernt? Wie ich mich sehne nach dir und Burkhard, und dem Briefe Ludolphs. Solltest du immer noch nicht kommen können, so schicke mir diesen durch den Knaben, der dir dieß Blatt überbringt und erprobe nicht länger die Geduld

deines Freundes

Heinrich.

---

Aber Theobald hatte schon beschlossen, selbst an diesem Tage zu seinem Freunde hinüber zu wandern. Schon befand sich Burkhard bey ihm, und beyde trafen mit dem kleinen Bothen an dem Abende bey Heinrich ein, bey dem sie die Nacht und den folgenden Morgen zu bringen wollten. Die beyden Knaben eilten mit lautem Jubel den Eintretenden entgegen; deren Erscheinung stets ein Fest in dem Hause verkündete. Denn beyde

waren große Kinderfreunde und Burkhard zumal erschien nie mit leeren Taschen; und das Naschwerk oder die Nüsse, welche er mit brachte, pflegte er dann bey irgend einer kleinen Uebung, die er mit den Kindern anstellte, zum Preise aus zu setzen. Jetzt verlangte er, sie sollten ihm ein großes Haus bauen. Mühsam schleppte der ältere Knabe die Klötze, die zum Baumaterial dienten, aus der Kinderstube herüber, und führte mit einer für das Kind nicht geringen Geschicklichkeit einen hohen, recht sinnreichen Bau auf. Sein jüngerer Bruder tummelte sich indessen mit seiner Peitsche um Burkhard herum. Man sprach von der Verschiedenheit der Charactere, wie diese, bey gleichen äußern Verhältnissen und derselben Erziehung, dennoch von frühe an bey Kindern sich äußert. Auch bey meinen eigenen und den mir anvertrauten Knaben, sagte Theobald, habe ich oft bey mir in dem Stillen meine Bemerkungen gemacht. So, wenn die beyden jüngsten, die in gleichem Alter sind, um mich scherzen, und ich reiche dem sanften Julius die Hand, so drückt er

sie an den Mund und küßt sie: der unbändige Robert schlägt darauf, oder versucht wohl gar, so stark er es bey dem Vater wagt, hinein zu beißen, und wie bey jenem die Berührung mit den Lippen, so ist bey diesem der derbere Druck mit den Zähnen die gleiche Liebesbezeigung.

Der kleine Heinrich ließ sich unterdessen auch bereden, den Bau eines Schlosses zu beginnen; aber er war bald verdrossen, und wurde vollends unmuthig und fing zu weinen an, als das Schwesterchen jezt hinter seinem Rücken herbey kam, und schnell zu ihrer eigenen großen Freude den ungeschickt begonnenen Bau des Bruders wieder umwarf.

Aber Burkhard faßte den kleinen Unzufriedenen und hob ihn auf seine Schultern empor; aller Unmuth und Verdruß war plözlich bey ihm vergessen und er lachte und war fröhlich wie zuvor.

Auch ein Kind, bemerkte jezt Burkhard, hat seine Launen und ist in einer Stunde weit eher zu verlezen und zu verstimmen, als in der andern. Alles beruhet darauf, daß wir durch sei-

nen Verdruß uns nicht selbst sogleich zum Unmuthe hinreißen lassen. Es bedarf meistens mehr nicht als einer kleinen Zerstreuung, wo durch wir seine Aufmerksamkeit auf irgend einen andern Gegenstand hin wenden, und es spielt wieder und scherzt in großer Heiterkeit, statt daß wir, wo wir sogleich strafen, ihm einen lange dauernden Verdruß und uns vielleicht die Störung eines halben Tages bereiten.

Unter solchen Gesprächen, wozu die Kinder den Anlaß gaben, und in Beschäftigung mit denselben, war die Stunde heran gekommen, da diese ihre Abendsuppe zu erhalten pflegten; noch scherzten sie darauf eine Weile fort, und wurden dann, nachdem sie dem Vater und den Oheimen eine gute Nacht gewünscht, zu Bette gebracht. Nun war es mit einem Male in dem Hause stille geworden, die Freunde rückten näher um den runden Tisch zusammen und Theobald theilte jetzt den andern, auf ihr Begehren, den Brief Ludolphs mit. Er lautete also:

Dieſe Zeilen, die ich unter einem Palmbaum ſchreibe, werden, theurer, mir ewig unvergeßlicher Freund, zu dir gelangen, wenn der Winter eine Decke von Eis wird über euern Fluß gebreitet haben, ſo anders das Schiff, dem ich dieß Blatt mit gebe und das ein flüchtiger Segler iſt, nicht durch widrige Zufälle in ſeinem Laufe aufgehalten wird. Ja, eine ſolche Ferne hat ſich jetzt zwiſchen uns gelegt, daß ein Wort von mir Monate braucht, um zu dir hinüber zu dringen; und wenn euer Thal noch von mitternächtlichem Dunkel umhüllt iſt, bey mir ſchon die Sonne den öſtlichen Himmel röthet. Aber der Gedanke, den keine Zeit, kein Raum hemmt, iſt oft bey dir, und wie in dem Brüllen des Sturmes auf der empörten Meerfluth, habe ich deiner gedacht unter dem Schatten der Palmen. Und was habe ich in dieſer Zeit nicht alles erfahren und erlebt! — Unſer Schiff ſaß auf einem Felſenriffe feſt und war nahe daran zu berſten. — Der Sturm hat, wie einen Spielball, uns hin und her geſchleudert; die Seeleute, die auf dem Meere grau

geworden, erbebten; ich habe — ja ich darf es ſagen — ich habe feſt geſtanden und in den drohenden Blitzſtrahl geſchaut und kein Zagen in mir gefühlt. Mein Daſeyn iſt den jenſeitigen Mächten verfallen; nur noch ein ſchwacher Faden knüpft es an dieſe Welt; ſie haben ſo viel daran gezogen; möchten ſie ihn vollends zerreißen.

So dachte ich damals. Es iſt indeſſen viel ruhiger geworden in mir. Und da, als wir zwiſchen jenen immer grünen Eylanden des Indiſchen Meeres durch ſegelten, über ſpiegelhelle Flächen hin, die den Blick ungehindert durch das klare Element bis in die Tiefe dringen und belauſchen laſſen das geheimnißvoll verborgene Leben auf dem Meergrund: dieſe Seeigel, Meerſterne und Meerneſſeln, alle die wunderbaren Korallengebilde, die in dem bunteſten Schimmer und den vielartigſten Formen, wie eine Welt von weißen, gelben, braunen, blauen und rothen Blumen, Zweigen und Blättern von dem Grunde und an den Rändern der Koralleninſeln empor ragen, und über die das Schiff, wie über unterirdiſche Gärten,

sanft hin schwebt, in dem hellesten Sonnenschein über die helle, ruhige Fluth — man glaubt sich in die Zauberlande seiner Kindheit, in jene krystallene Paläste versetzt, von denen uns unsere Ammen in Mährchen erzählt haben — — hier, Freund, fühlte ich mich zum ersten Male wieder etwas beruhigt. O es ist doch ein wunderbares Leben, das durch die ganze Schöpfung wallet, wie ein unversieglicher Strom, das von dem Eise der Pole her die großen Seeungeheuer sendet, und auf dem tiefsten Grunde des Meeres sich regt, und da noch schaffet und wirkt, wohin nie ein menschliches Auge dringt.

Auch das Paradies der Erde, Indien habe ich im Flug die Meere durchzogen; und alle die Bauwerke gesehen, erstaunenswerth durch ihr Alter und ihre Arbeit, wo der Menschengeist zu ringen scheint, in ungeheuern Gebilden sogar die mächtigen Hervorbringungen der Natur zu überbiethen, so daß an diesen Wunderwerken die Palme und der Elephant in ihren großen Maaßen

nur zu passender Verzierung dienen. In die sieben Pagoden, diese unterirdischen Tempel zwischen Cavalam und Sadras, bin ich hinab gestiegen; habe die Höhlen von Carli mit den Bildsäulen des sitzenden Gottes besucht, in denen zu Elephante die gigantische Trimurti, die Dreyeinigkeit der Hindu, in denen zu Salsette die zwey beynahe zwanzig Fuß hohen Colosse des Buddha angestaunt, die der Christliche Wahn erhalten hat, indem er sie roth anstrich, taufte und in die Heiligen einer Christlichen Kirche umwandelte. Aber vor allem hat meinen Geist mit Staunen erfüllt das ausgehöhlte Felsgebirge bey Ellora, mit mehr als sechzehn solcher unterirdischen Gotteshallen, die bis zwey hundert, ja zwey hundert und vierzig Fuß tief in den Berg hinein reichen, zum Theil über hundert Fuß hoch, und mit einer unzähligen Menge von Bildern der Götter und Helden, so wie mit in Stein gehauenen Thiergestalten, als Löwen und Elephanten, geschmückt sind und von denen eine sogar einen aus dem Felsen des Bodens selbst

gehauenen Tempel von neunzig Fuß Höhe umfaßt. Was mag das für ein Sinne verwirrendes, grauenvolles Treiben gewesen seyn, wenn das Volk außen sich versammelte: kaum vielleicht das Jahr Ein Mal, an dem höchsten Feste, in den Vorhallen dieser Gott geweiheten Stätte demüthig nieder sinken durfte, und der Glanz und die Herrlichkeit einer dem Blicke jedes Profanen für immer verschlossenen Welt herauf leuchtete und rauschte, und seine Priester in mystischen Gewändern und mit geheimnisvoller Ceremonie zu ihm hervor kamen! Und dieser unterirdische Gottesdienst mit seinen Orgien mußte auf die Einbildung des gläubigen Volkes einen so mächtigern Eindruck hervor bringen, als der Sinn hier nur den Anfang eines tief in den Berg hinein reichenden Lebens erblickte, und es der innern schaffenden Kraft des Menschen, seiner durch frühe Mährchen und die übertreibenden Erzählungen seiner Priester angeregten Phantasie überlassen blieb, sich nun das Ganze, das nur mit seinen Endpuncten in das Licht des Tages hervor

reichte, mit seinen Wundern vollends zu gestalten und aus zu mahlen.

Und dennoch werden diese Wunder der entschwundenen Indischen Vorwelt fast an Größe noch übertroffen von dem Tempel des Jagrenat — wenn man diesen der Gottheit geheiligten Ort anders einen Tempel nennen darf — mit seinem noch bestehenden Dienste; und was wir wohl als die fabelhaften Berichte älterer Reisenden verlacht haben, wenn sie uns erzählten, wie sie Menschen gesehen, die sich in religiösem Enthusiasmus unter die Räder der ungeheuern Götterwagen drängten, um unter deren Umwälzungen zermalmt zu werden, das wiederhohlt sich noch jedes Jahr bey den großen Festen an diesem Grauen und Staunen erweckenden Orte.

Denke dir ein längliches Viereck in regelmäßiger Form, wovon die beyden längern Seiten zwey hundert und acht und achtzig, die kürzern ein hundert und achtzig Pariser Ellen messen: der Boden ist ein ungeheuerer, zur Fläche geebneter Fels. Das Innere dieses Raumes umfaßt die heiligen,

zum Gottesdienste bestimmten Gebäude; die vier Seiten aber bildet ein ungeheures Mauerwerk. Zum Grunde desselben dient das Gestein des Bodens selbst bis zu einer Höhe von neun Fuß, bey einer Breite von acht und dreyßig Fuß. Auf dieser Grundlage erhebt sich funfzehn Fuß hoch, also mit derselben bis zu einer Höhe von vier und zwanzig Fuß eine doppelte Gallerie, die auf eine doppelte Reihe von Pilastern gestützt, auf welchen sich ein einfaches, jedoch zierliches Gesims befindet, um alle vier Seiten des ungeheuern Parallelogrammes herum läuft.

Aber das Erstaunenswürdigste des Bauwerkes ist die ungeheure Pyramide, welche über dem Haupteingange stolz und majestätisch bis zu einer Höhe von drey hundert und vier und vierzig Fuß aufsteigt und deren oberste Spitze mit einer Verzierung von vergoldetem Kupfer gekrönt ist. Und, das ist kein leeres Mauerwerk, sondern das Ganze von unten bis oben so mit Bildhauerarbeit angefüllt, daß das Auge nicht Herr darüber werden kann. Der Anblick ist groß und bewältigend,

und wir müssen sprechen: es ist ein Haus, werth, daß ein Gott seine Wohnung darin habe. Und man findet es nicht übertrieben, wenn man den Bau vor sich sieht und erzählen hört, daß zwey tausend fünf hundert Jahre kaum zu der Vollendung des ungeheuern Werkes hingereicht haben. Und nun denke dir die Volksmenge, welche ihr Fest begeht an diesem Heiligthume, wohin sein Leben über wenigstens Ein Mal zu pilgern dem Hindu die Satzung seines Glaubens gebiethet; und so wie er in den heiligen Raum tritt, hört jede Kastentrennung auf; die Gegenwart des grossen Gottes gleicht allen Unterschied aus; der König und der Hirt, der Suder, die niedrigste Classe, und der Brame, die höchste, sind vor ihm einander gleich, und alle zusammen begehen in religiösem Wahnsinne ihre Orgien.

Ich selbst habe dieß Fest nicht mit angesehen, aber ein Englischer Geistlicher, ein gar herrlicher Mann, der mir auf meinem Zuge begegnete, hat demselben bey gewohnt und mir mit innerm Beben eine Schilderung davon gemacht. Nichts,

sagt er, kommt an Größe, aber auch an Grausen dieser Feyer gleich, und wer sie nicht selbst mit angesehen hat, kann sich kaum eine Vorstellung davon machen. Laß dir erzählen, was ich von diesem Manne vernahm; es ist all zu merkwürdig.

Nahet man sich, sagt er, zur Zeit des großen Festes diesem Mekka der Hindu, so begegnet man Tausenden von Pilgrimen, die zum Theil mit ihren Weibern und Kindern aus den fernsten Gegenden kommen, und sich oft über zwey Monate auf der Reise befinden. Viele sterben auf dem Wege und ihre Körper bleiben dann gemeiniglich unbegraben, so daß man auf den lezten funfzig Englischen Meilen nur den auf der Straße zerstreuten Todtenbeinen zu folgen braucht, um den Weg nach Jagrenat nicht zu verfehlen. Auf der nahen sandigen Ebene an der See aber sind manche Stellen von den Gebeinen der Pilgrime ganz weiß, und an einem andern Platze unweit der Stadt, wohin gewöhnlich die todten Leichname gebracht werden, sieht man oft vier Thiere

ſich zugleich in eine Leiche theilen: Hunde, Jakale, Geyer und rieſenmäßige Kraniche.

An dem großen Feſte ſelbſt wurde der Gott unter dem Jubel von Hunderttauſenden ſeiner Verehrer aus dem Tempel hervor gebracht. Als er auf ſeinen Thron geſetzt ward, erhob die Menge ein Freudengeſchrey, wie es nur hier gehört werden kann. Nachdem dieſes ſich ein paar Minuten lang gleich geblieben, nahm es ſtufenweiſe wieder ab. Es folgte eine kurze Stille, worauf ſich aus einiger Entfernung ein Murmeln vernehmen ließ. Aller Augen wandten ſich nach dem Orte hin und ein Wald ſchien nahen zu wollen. Es war ein Haufen von Menſchen, die, mit Palmen in den Händen, durch das auf die Seite weichende Volk dem Throne zu eilten und anbethend vor dem Gotte nieder ſanken, der darauf ſaß. Da erhob die Menge nochmals ihre Stimme, gleich dem Halle eines großen Donners. Aber es war kein melodiſcher oder freudiger Lobgeſang, ſondern ein Geheul von Beyfall, verbunden mit einer Art von ziſchendem Zurufe der

Weiber, die mit gerundeten Lippen und fließender Zunge pfeifende Töne hervor brachten, als ob eine Schlange ihre Organe zu den Lauten menschlicher Rede zwingen wolle. Der Thron des Götzen aber wurde auf einen ungeheuern, an sechzig Fuß hohen Götterwagen gestellt, dessen Räder mit langsamem Rollen tiefe Furchen in den Boden eindrückten. An dem Wagen oder Thurme selbst waren sechs Taue, von der Länge eines Schiffseiles, angebracht, an welchen er von dem Volke fort gezogen wurde. Auf demselben befanden sich um den Thron die Priester und Diener des Gottes. Dieser, der Schreckenskönig, ist ein großes, hölzernes Bild, gräßlich durch sein schwarzes Gesicht und das blutig rothe, weit aufgesperrte Maul; seine Arme sind von Gold und er ist in einen schimmernden Anzug gekleidet. In seiner Gesellschaft befinden sich — denn hier werden drey Götter angebethet — die beyden andern Götzen Valoram und Schubudra, sein Bruder und seine Schwester, von weißer und gelber Farbe, die mit ihm gleicher Verehrung genießen, nur daß sie auf

etwas tiefern Thronen sitzen. Vor den drey Thürmen aber gingen fünf Elerhanten her, welche fliegende Fahnen trugen, und hochrothe Decken auf sich hatten, an denen bey jeder Bewegung Schellen klingelten.

Nachdem der Götterwagen, mit Donnerähnlichem Knarren auf seinen vielen Rädern sich einige Minuten fort bewegt hatte, hielt er stille. Ein vornehmer Priester stieg auf den Wagen vor das Götzenbild und sprach schmutzige Stanzen in die Ohren des Volkes, das von Zeit zu Zeit in den nähmlichen Tönen antwortete. Dieser Gesang, sagte er, seye das Vergnügen des Gottes und sein Wagen könne sich nur dann bewegen, wenn ihm der Gesang wohl gefalle. Der Wagen bewegte sich ein wenig und hielt wieder stille. Nun trat ein Knabe von etwa zwölf Jahren hervor und pries unter wollüstigen Geberden mit so heißer Andacht das Lob des Gottes, daß dieser, von dem Volke mit lautem Freudengeschrey gezogen, sich weiter fort bewegte. Doch jetzt hielt der Wagen wieder und ein alter Priester vollen-

dete den grausen Act der ekelhaften Scene; als nun ein Schauspiel anderer Art begann. Es nahte ein Pilgrim, um sich dem Götzen zu opfern. Er streckte sich, mit dem Gesichte nach dem Boden gekehrt, auf die Erde nieder und wurde unter den Rädern des Wagens zerdrückt. So blieb er lange den Blicken des Volkes ausgesetzt, das sich im Kreise herum drängte, und zu Ehren des Gottes unter Freudengeschrey als Zeichen seines Beyfalles Muscheln und kleine Münzen auf die Leiche warf, bis diese fort gebracht wurde. Der Gott aber, sagt man, lächle, wenn er solch ein Opfer empfängt und zwey Tage darauf opferte sich ihm auch ein Weib.

Was ist alles Christliche Heidenthum gegen diese alles bewältigende Macht der Religion Jagrenats mit den Hunderttausenden seiner Verehrer? Und wenn die Eingeborenen, sagte jener Engländer, von der Volksmenge auf besondern Festen sprechen, so sagen sie gewöhnlich, daß Hunderttausende nicht fehlen werden, und als er einen Braminen fragte, wie groß wohl auf dem

beſuchteſten Feſte, dem er beywohnte, die Zahl der Andächtigen geweſen; ſo entgegnete dieſer: wie kann ich ſagen, wie viele Körnlein in einer Hand voll Sand ſind?

Und für dieſe bewältigende Macht in dem Götzendienſte erklärt jener Engländer die beyden Dämone: Grauſamkeit und Wolluſt. Das ſind freylich zwey furchtbare Mächte, die tief in das von Wahn verfinſterte Gemüth ihr betäubendes und zu wilder Wuth erhitzendes Gift einhauchen. Und jeder ſinnliche Dienſt, iſt er nicht eine Art fein ſinnlicher oder grob geiſtiger Wolluſt, und treibet zu Fanatiſmus und Grauſamkeit an ſich und andern, und wo hat er nicht ſchon blutige Opfer gebracht, von den Geſtaden des Ganges, wo das fromm verblendete Weib ſich ſelbſt in die Flammen ſtürzt, der Pilger ſich unter die zermalmenden Räder des Götterthurmes wirft, bis in die Wüſteneyen Aegyptens, wo der Eremit mit ſeinem beſchaulichen Leben in der Gluth der Sonne welkt, und an die Ufer des Ebro, wo das heilige Amt demſelben Gotte zu Ehren die

Schlachteyer zu entsetzlicher Qual auf die Folter bringt oder auf den Scheiterhaufen führt? und überall über die ganze Erde?

O Freund, da wo sie die Götterbilder mit Edelsteinen und Perlen schmücken und mit köstlichen Gewändern bekleiden und mit Fahnen und rauschender Musik in prangendem Aufzuge umher tragen, wo sie mit Schellengeklingel und dampfendem Weihrauche den Götzen dienen, und zwischen Steinmassen, deren Größe fast den Gedanken erdrückt, vor Bildern nieder sinken, und in unterirdischen Hallen und auf Bergeshöhen den sichtbaren Göttern blutige und unblutige Opfer bringen, und eine Zahl von Priestern das Volk bald zu heiliger Wuth anregt, und dann wieder in eine dem Tode ähnliche Dumpfheit, wie mit einem Zauberliede, einsingt; — da habe ich erst recht das tiefe Wort verstehen lernen, „daß die wahrhaften Verehrer weder auf dem Berge, noch in dem Tempel werden zu dem Vater bethen."

Aber was ist es, dieß tiefe Wesen des Christenthums? Noch habe ich es nicht ganz zu fassen

vermocht, aber so viel ist mir klar geworden: diese Begeisterung durch die Sinne ist es nicht; und es ahndet mir: es muß etwas in uns seyn, das in dem Menschen ist, ein Himmel mit ewigen Sternen in einer reichen und überaus herrlichen, reinen, stillen, innern Welt, deren Fülle so groß und überschwenglich ist, daß sie der äußern mit dem bunten Spiele ihrer Bilder und vorüber schwindenden Gestalten nicht bedarf in dem Dienste des ewigen und unsichtbaren Geistes.

Aber wie weit ist dieser Himmel noch ferne von meinem gedrängten Herzen! Wenn es auch eine Weile stille geworden, so stürmt es bald wieder. Und so oft, wenn meine Gedanken zu der höhern Macht sich empor heben; — ich bebe zurück — aber ich kann nicht zu ihr aufblicken, ohne ihr den Vorwurf täglich zu wiederhohlen: warum hast du mir das gethan? Warum hast du dieser Seele, die du auf so vielfache Weise verwunden kennteſt, gerade dieß ihr liebstes und bestes Gut entrissen? Warum hast du sie in ihrer Tiefe erschüttert, daß sie nun schwankt ohne Halt,

wie eine Wolke, die von dem Sturme von Westen nach Osten über Meer und Land hingetrieben wird?

Aber, Freund, es wird stille, gewiß es wird stille werden in diesem Herzen, und dann werde ich zurück eilen an dein größeres, ruhiges Herz. Aber dann werden nur noch schwache Bande des Lebens diese Gestalt zusammen halten und auch diese Bande werden sich lösen, und sie wird zerfallen; und wenn du mir dann die Augen zugedrückt hast in dem Schlafe, aus dem kein irdischer Mißklang uns wieder aufstört, dann lege diese Gebeine neben der Stätte nieder, wo um den Grabstein Lilien und Rosen blühen.

Doch vielleicht sollte ich so nicht schließen. Aber, was ich auch geschrieben, wird dieß Blatt nur zu dir gelangen? Wann, wo es dich treffe, sey es ein geheimer Talisman, der mit sich alles Glück zu dir führt, das aus dem Herzen deines Freundes verschwunden ist. Lebe wohl. Wir werden uns wieder finden.

Ludolph.

Einen tiefen, erſchütternden Eindruck brachte dieß Blatt auf die beyden Freunde, und auch auf Theobald ſelbſt wieder hervor, ſo oft dieſer es auch ſchon geleſen hatte; und es war für alle ſehr wohlthätig, daß jetzt eben die Dienerin herein trat, den Tiſch zurecht zu rüſten. So gewannen ſie Zeit, ſich zu ruhiger Betrachtung zu ſammeln. Aber es ward wenig gegeſſen, eben ſo wenig bey dem Nachtmahle geſprochen, und auch nach demſelben gingen die Freunde noch eine Weile ſchweigend in dem Zimmer auf und nieder, bis zuerſt Burkhard die Unterredung wieder mit den Worten eröffnete.

Wie mir das Bild des armen, in ſchmerzlicher Entzweyung mit ſich ſelbſt und der Macht ſeines Geſchickes flüchtig gewordenen Ludolph peinlich vor der Seele ſteht! Wie die Töne ſeines Briefes mit ſchneidendem, verwundendem Klange in mein Inneres drangen, und die Verletzung in mir hervor brachten, welche wir da in uns fühlen, wo wir zwiſchen Anſichten, denen wir unſere ganze Beyſtimmung ſchenken müſſen, dann wieder

Aeußerungen ausgesprochen hören, die durch das Allzukühne und Gewagte der Behauptung uns eben so abstoßen, als jene uns anzogen, und wo das Ganze nicht dazu dient, unsere Ansicht auf zu klären und fester zu gründen, sondern nur uns in uns selbst zu verwirren.

Es möchte dieß, sagte Heinrich, der Fall seyn mit den Behauptungen aller kühnen und selbst denkenden Geister, die aber in sich selbst noch nicht zu fester Ansicht gelangt sind; denn indem diese sich bemühen, sich selbst aus der innern Verwirrung empor zu ringen, ziehen sie nur zu leicht den andern Geist, der weniger durch eigene, bis zu einem gewissen Resultate fort geführte Forschung, als durch eine angenommene Meinung sich beruhigt, in ihren Kampf mit hinein.

Auch jene beyden Zufälle, sagte Burkhard, — denn anders kann ich sie nicht nennen — welche den armen Flüchtling, wo er endlich glaubte seinem Glücke nahe zu seyn, in solche Stürme des Mißgeschickes, wie auf ein empörtes Meer, hinaus trieben, haben indessen mancherley

Erwägungen in mir veranlaßt. Und hätte man nicht am beſten jenen Vorwürfen, welche Ludolph in dem Augenblicke der ſchmerzlichſten Erregung einer Art religiöſer Verehrung macht, welche nicht die ſeinige iſt, damit entgegnen können, daß man ihn darauf hinführte: wie, ſo wenig man das erſte Ereigniß, das die verderbliche Erſchütterung in dem von ihm mit ſo heftiger Gluth geliebten Weibe hervor brachte, dem Ackerbaue, man eben ſo wenig das zweyte, welche dieſe tödtlich machte, irgend einer Chriſtlichen Feſtfeyer Schuld geben kann; wie vielmehr eines und das andere nur Unfälle geweſen, deren ſo viele in dem Leben ſich ereignen, ohne daß ſie einem Menſchen, oder gewiſſen menſchlichen Verhältniſſen und Einrichtungen beygemeſſen werden können.

Auch ich, erwiederte Theobald, habe es verſucht, ihn hiermit zu beruhigen. Aber mit ſeinem ſcharfen Blicke hat er ſchnell und noch früher, als ich ſelbſt, das Unrichtige in dieſer Zuſammenſtellung durchſchaut; und dieſer Verſuch, ihn zu beſänftigen, hat nur ſeine innere Bitter-

keit erhöht. Denn, fragte er, siehst auch du, der sonst so Besonnene, hier nicht klar und liegest auch krank an diesem Gebrechen unserer Zeit! Noch verstand ich ihn nicht ganz; aber darauf fuhr er fort: die Agricultur freylich kann so wenig schädlich werden, als irgend eine wahrhaft religiöse und Christliche Festfeyer, oder das Christenthum und die Religion selbst. Wie jene den Boden der Erde, so macht diese die Herzen fruchtbar, und wie jene das Brod aus der Erde hervor bringt, so läßt diese uns die köstlichere Seelenspeise aus unserer eigenen innern Tiefe gewinnen. Aber wie die Nachlässigkeit, Unvorsichtigkeit, welche bey dem Landbaue vorgeht, schädlich werden kann, und es hier wirklich geworden, so muß nothwendig jede Abweichung von dem reinen, einfachen, ursprünglichen Dienste des Herrn auf vielfache Weise dem innern und äußern Leben der Gläubigen verderblich werden. Dieser mit seinen stillen Gebethen in verschlossener Kammer und seinen heiligen Gesängen an Gott geweiheter Stätte hätte nicht die verderbliche Wirkung her-

vor bringen können, wie dieselbe die zu wild rauschendem Volkstumulte gewordene Festfeyer mit Schießen und dem Lärm der Trommeln verursachte, und mir meine hohe zarte Lilie zum Tode erschreckte.

Es läßt sich leider, sagte Burkhard, tief aufseufzend, hierauf weniger entgegnen, und gewiß, das Christenthum kann, wie die Agricultur, nur Segen hervorbringen, und nur die Verirrung von dem reinen, ursprünglichen Glauben des Herrn hat von jeher die Herzen, statt sie zu heilen, tödtlich verletzt, und sogar das äußere Leben der Brüder gefährdet, indem sie das Schwert, das Christus jedem zu dem innern Kampfe mit sich selbst reicht, in ein Schlacht- und Kriegsschwert gegen andere umwandelte. Allein hier eben entstand die Frage in mir, die du, Theobald, Verkündiger des hohen Meisters, mir beantworten sollst: worin bestehet denn nun das Wesen und die Herrlichkeit, und eben damit der Vorzug des Christlichen Glaubens vor jedem andern und besonders den großen Volksreligionen der Heiden?

und in wie fern iſt gerade ein ſinnlich erwecken-
der Dienſt, der doch unläugbar uns alle mehr
oder minder anſpricht, demſelben weſentlich?

Es iſt dieß, entgegnete Theobald, eine Frage,
welche ich dir nach meiner Anſicht leicht beant-
worten kann, da ich hier mir ſelbſt klar und mit
mir auf das vollkommenſte einverſtanden bin.
Aber erlaube mir, zuvor eine Frage an dich zu
richten, ehe ich dir auf die deinige antworte.
Was war es, daß jenes Volk, in deſſen Schooße
das Chriſtenthum vorbereitet wurde und aus deſ-
ſen Mitte der göttliche Stifter deſſelben hervor
trat, nicht allein in dem Augenblicke, da es die
Geſetze des Gottes erwartete, der ſich ihm eben
in ſo erſchütternder Größe von der Höhe des
Berges gezeigt hatte, Tänze um das Aegyptiſche
Stierbild aufführte; ſondern auch der bitterſte
Hohn, den ſein großer Geſetzgeber mit ihm getrie-
ben, indem er ihm die Aſche ſeines Gottes ins
Getränk miſchte, in dieſem Volke die Neigung
zu fremden Göttern nicht zu unterdrücken ver-
mochte, und es auch ſpäter fortdauernd, obgleich

es ſelbſt einen ſinnlich erweckenden Dienſt beſaß, doch lieber zu dem gröbern Götzendienſte der benachbarten und von ihm zerſtreueten Heidenvölker ſich wandte?

Doch ohne Zweifel lag der Grund hiervon in dem noch geringen Grade ſeiner religiöſen Bildung, ſeiner noch all zu derben ſinnlichen Natur? entgegnete Burkhard.

Und als Chriſtus erſchien, fragte von neuem Theobald, warum machte er dem Dienſte des Tempels und dem Geſetze jenes großen Mannes ein Ende? — Doch ohne Zweifel, um der Welt etwas zu geben, das noch unendlich höher über dem Dienſt der Juden ſich erhob, als dieſer über den Dienſte der Heiden ſtand?

Auch das läßt ſich nicht läugnen, entgegnete Burkhard.

Und dieſes Höhere in dem Chriſtenthume, ſagte Theobald, wäre es etwa die größere Pracht ſeiner Tempel und Gotteshäuſer?

Unmöglich, ſagte Burkhard; hier ſtehet vielmehr das Chriſtenthum vielen heidniſchen Religio-

nen weit nach. Denn was sind alle Christliche Kirchen gegen das Haus des Gottes zu Jagrenat? oder die unterirdischen Judischen Götterwohnungen? oder die heiligen Baumerke der Aegypter? Und einer der herrlichsten Tempel in Rom war ja eben der großen Götterversammlung der Heidenwelt gewidmet.

Eben so, sagte Theobald, sehen wir auf die Pracht und die Menge äußerer Symbole und Weckungsmittel, wie arm ist das an diesen so reiche Papstthum nur z. B. gegen den Dienst des Brama, und weil diejenigen, welche in Ausbildung der Christlichen Kirche sich das Judenthum und Heidenthum zum Muster nahmen, hierin diesen nicht gleich zu kommen, vielweniger sie zu übertreffen vermochten, so mußten sie sich bequemen, von denselben ihre erhebenden Gebräuche zu entlehnen.

Und betrachten wir, fuhr Heinrich fort, den Versuch des Papstthums, neben der höchsten geistlichen sich auch die höchste weltliche Gewalt an zu eignen, so war es da, als ihm dieser Versuch

am meiſten gelungen, doch nur dem Ziele erſt nahe gekommen, das vor ihm der Mahomedismus wirklich erreicht hatte; denn dieſe Vereinigung beyder Gewalten iſt urſprünglich in dem Islam gegründet, in deſſen Sinne der Chalife, der Nachfolger des Propheten und Stellvertreter Gottes, nicht nur der Fürſt des Staates, ſondern auch des Glaubens, und eben ſo mit der Fahne und dem Schwerte, als dem Stabe und Mantel des Propheten bekleidet war. Und noch vollkommener zeigt ſich uns der geiſtliche zugleich als weltlicher Staat auf dem Hochgebirge von Aſien, wo der groſſe Lama, weit mehr als der Römiſche Papſt, nicht allein der Statthalter Gottes auf der Erde, ſondern der leibhaftig ſelbſtregierende Gott iſt, deſſen Reich darum auch in dieſer Welt gar keine Unterbrechung und keinen Wechſel erleidet; denn der Gott ſtirbt nicht; er wählt ſich nur eine andere erneuete Hülle, worin er den Gläubigen ſichtbar wird.

Ja ſelbſt, ſagte Theobald, ſehen wir auf die Macht, welche eine Religion, als ſinnlich anre-

gender Volksdienst, mit ihren Festen, Lehrsätzen, kirchlichen Zwangs- und Erziehungsmitteln über die Gemüther ihrer Gläubigen übt, so ist doch selbst die fürchterlichste Macht des Papismus nur ein geringer Schatten gegen die allbewältigende Herrschaft, welche jene beyden einander nahe verwandten Religionen, die Bramanische und Lamaische, mit ihren Satzungen und ihrem Kastenzwange, über ihre Verehrer behaupten; und bey welchem Feste in Rom zeigte sich solch eine Erregung der Gemüther, als bey der Feyer vor dem Schreckenskönige in Jagrenat? Und wollen wir auf eine recht furchtbare Erscheinung dieser Art hin blicken, so ist dieß die grauenvolle Macht, welche der Alte und Großmeister vom Berge über die ihm unterwürfigen Ismailiten übte, und über die wir kurz durch einen berühmten Mann so höchst merkwürdige Aufschlüsse erhalten haben.

Ihr habt mir, bemerkte Burkhard, das interessante Buch zugesandt, und wirklich man erschrickt, wenn man liest, wie sogar der ruchlose Unglaube der Obern, die es zur gehei-

Ordenslehre ihrer Eingeweiheten machten, daß nichts heilig und alles erlaubt seye, doch die Geister der Menge in den Fesseln des finstersten Wahnes zu erhalten, und durch diese nach Willkühr zu leiten vermochte. Und es muß ein furchtbarer Mensch gewesen seyn der Stifter dieses gräuelvollen Ordens, jener Hassan Sabah, der in den fünf und dreyßig Jahren seiner Regierung sein festes Bergschloß Alamut nie verließ, ja in diesem langen Zeitraume nur zweymal aus seinem Zimmer auf die Terasse kam, und unverrückt von Einer Stelle auf Einen Plan sann, durch Fanatismus seine Macht über den Trümmern aller um ihn nieder sinkenden Reiche zu erheben.

Und welcher weltliche oder geistliche Fürst, sagte Heinrich, könnte eines solchen Gehorsames seiner Diener sich rühmen, als jener Alte vom Berge, der, um den Gesandten eines benachbarten Fürsten, die zur Audienz bey ihm erschienen waren, einen Beweis seiner Macht zu geben, von seinen geweiheten Jünglingen einige vor sich beschied; und auf sein Geboth: morde dich selbst,

ſtieß ohne Wiederrede der eine den Dolch ſich in die Bruſt, und auf ſein Wort: ſtürze dich vom Walle hernieder, lag der andere unten mit zerſchmetterten Gliedern in dem Graben.

Was dabey das Furchtbarſte, ſagte Theobald, einem hölliſchen Truge und die Sinne betäubenden und zur Luſt anregenden Mittel, den Haſchiſchen, einem Opiate von Hyoſcyamus (woher dieſe ganze Secte auch den Nahmen der Aſſaſſinen trägt) verdankte dieſer grauenvolle Alte die Gewalt über ſeine Geweiheten, wodurch ſie zu blinden Werkzeugen in ſeiner Hand wurden. Denn — wie morgen- und abendländiſche Geſchichtſchreiber berichten — bey der Tafel und in dem Geſpräche mit dem Großmeiſter empfingen die Jünglinge unbewußt in ihrem Becher das Mittel, wodurch ſie in einen betäubenden Rauſch verſetzt wurden, der ihnen das Bewußtſeyn nahm. In dieſem Zuſtande wurden ſie in jene Luſtgärten gebracht, in denen ſie bey ihrem Erwachen alles fanden, was nur die Sinne reizen konnte, und ſich in das Paradies verſetzt wähnten. Hatten ſie

nun voll alle Freuden genossen und waren sie in den Schlummer der Ermattung gesunken, so wurden sie zu ihrem Obern zurück gebracht. Bey dem neuen Erwachen aber ward der Wahn in ihnen erregt, als seyen sie indessen in ihrem Geiste in den Ort der Seligen versetzt gewesen; und in der festen Ueberzeugung, dieser Genüsse, die sie nur kurze Zeit gekostet, sich ewig zu erfreuen, wenn sie in dem Dienste des Ordens fielen, stürzten sie, nach solchem Lohne lüstern, auf das Geboth des Meisters sogar willig sich in den Tod hinein.

An diesen Assassinen, sagte Heinrich, zeigt sich auf eine schauerliche Weise, was ein gewisses System, gegründet auf die Dumpfheit der Geister, wo es Sinne verwirrend den Menschen an seiner Außenseite faßt, auch über dessen Inneres vermag, in das noch der Strahl des himmlischen Lichtes nicht gedrungen. Aber alle sinnlich anregenden Weckungsmittel der Religion, haben sie nicht etwas Aehnliches mit jenen Haschischen? Sind sie nicht auch betäubende Opiate, die nicht

zur Klarheit, ſondern zur Verwirrung der Sinne führen, ſo daß der Menſch in ſeinem ſeligen Rauſche zu dem Werkzeuge deſſen wird, der mit hölliſcher Nüchternheit dieſer heiligen Wahnſinnigen zu ſeinem Zwecke ſich bedient, und ſie nach ſeinem Willen leitet?

Aber wenn alles das nicht Chriſtenthum iſt, was bleibt euch denn, fragte hier Burkhard, für euer Chriſtenthum noch übrig? worein ſetzt ihr das Weſen deſſelben.

Unbedenklich, entgegnete Theobald, und allein nur darein: alle nicht Chriſtliche Religionen ziehen die Gottheit auf die Erde hernieder, wandeln nicht ſelten das Göttliche in ein Menſchliches um, und zeigen dem Menſchen ſeinen Gott bloß in ſeinem eigenen vergrößerten Bilde, ſo daß er vor demſelben in ſeiner eigenen Selbſtheit und ſittlichen Unreinheit ſtehen bleibt, und, weil er glaubt, ſeinem Gotte auch weniger als er ſelbſt iſt, opfern zu können, ſeinen Dienſt und ſeine Opfer ſtets wiederhohlen muß, ohne damit die Verſönung und Erlöſung in ſich ſelbſt zu gewin-

nen. Das Chriſtenthum dagegen hebt das Leben des Menſchen zu Gott empor, kehret das Menſchliche in ein Göttliches um, und indem es Gott in dem reinen Lichte ſeines göttlichen Weſens zeigt, entfernt es jeden Sinnbetäubenden Dienſt, damit dem Menſchen alle Ausflucht genommen werde und nichts übrig bleibe, als Gott das höchſte und letzte Opfer zu bringen, ſich ſelbſt zu opfern, und mit dieſem Einen Opfer, außer dem es keines andern bedarf, die Erlöſung und Verſöhnung, Fülle und Sättigung, den göttlichen Troſt und Sieg, und das zweifelloſe, reine, ewige Leben zu gewinnen.

Es hat, fuhr Theobald fort, von jeher einen eigenen Reiz für mich gehabt, das höhere geiſtige Leben, wie dieſes vielgeſtaltig in den Völkern der Erde, beſonders ihrem religiöſen Glauben und Dienſte ſich äußert, zu erforſchen und zu betrachten, und wenn irgend etwas mich mit hoher Verehrung für Chriſtus und ſeine Religion erfüllt hat, ſo waren es dieſe Unterſuchungen, die aber, wie ich ſie auch von neuem anknüpfte

und auf welche Weise ich sie durch zu führen bemüht war, mich stets zuletzt zu demselben Resultate führten, zu dem, welches ich eben aussprach.

Es ist, sagte Heinrich, dieß die Gnade und Wahrheit, und wo der Mensch diese empfangen hat, bedarf er der Anregung von außen in einem dumpfen, halb gesetzigen, halb sinnlichen Enthusiasmus nicht mehr, weil er damit den Geist gewonnen hat, der ihn von innen treibt und erregt, läutert und reinigt, heiligt und beseligt; und wo dieser Geist in einem innern gottseligen Leben mächtig geworden, wie in den Aposteln, hat er stets den sinnlichen Dienst verschmäht, und jede Reformation der Kirche war von jeher ein Zurückführen derselben auf den reinen, unsinnlichen Dienst.

Aber, wandte hier von neuem Burkhard ein, nicht allein die Menge mit ihrer materiellen Schwere, auch so manche von unsern lichtesten und scharfsinnigsten Köpfen, in denen doch die innere Welt rege geworden, haben eine gewisse

vorwaltende Neigung für die Christliche Kirche, welche bis jezt noch diesen sinnlichen Dienst erhalten hat, wenn nicht geradehin ausgesprochen, doch genugsam verrathen.

Es mag, sagte Heinrich, diese Neigung in ihnen mehr als einen Grund haben; aber blicken wir jezt vorerst auf das Eine hin. Gerade je mächtiger, je selbstthätiger ein grosser Geist sich regt, sey es, daß er nach aussen wirkt, oder in sich selbst mit schöpferischer Kraft seine Welt gestaltet und sein System ausführt; um so mehr ist er auch nicht selten in sich selbst befangen, um so schwerer wird ihm eben darum die Befolgung des Gebothes, die Nichtigkeit alles menschlichen Wollens und Strebens, so fern dieß das des einzelnen widerstrebenden Menschen ist, an zu erkennen und sich in Verläugnung des eigenen Selbst der ewigen Macht des Schaffens zu weihen. Regt sich dennoch in solch einer edlen, wenn auch abtrünnigen Natur das Sehnen nach dem Unendlichen, das Verlangen nach Befriedigung des tiefern Bedürfnisses, so wird ihr eine

Art der religiösen Verehrung am willkommensten seyn, durch deren große Formen ihre bildende Kraft angeregt wird und in der sie die Schauer und Entzückungen einer höhern Welt empfinden kann, ohne entsagend aus der ihrigen heraus zu treten. Eben darum muß sie kalt und unbefriedigt bleiben bey einem unsinnlichen Dienste, wie der protestantische ist, worin jene Sphäre, die gleichsam zwischen dem Himmel und der Erde liegt, völlig verschwindet und das innere Leben entweder gar keine, oder volle Befriedigung findet, indem der Mensch ganz dem höhern Gebothe gehorcht und vollkommen dem Göttlichen sich weiht. Aber viel lieber, als daß er ganz der Sonne des höhern Lebens sich hingebe und selbst ein Strahl ihres wohlthätigen Lichtes werde, schreitet solch ein Geist, zugleich von ihr angezogen und von sich selbst getrieben, auf seiner eigenen Bahn sie umkreisend, als ein stolzer Planet um dieselbe.

Und übersehen wir doch, sagte Theobald, hierbey auch den Umstand nicht, daß das Papst-

thum von jeher in einer gewiſſen äußern Größe, Ganzheit, Sicherheit und triumphirenden Macht da geſtanden hat, und immer noch da ſteht, wie deren ſich die proteſtantiſche Kirche nie ſich rühmen konnte und wollte. Aber durch dieſen Schein äußerer Größe hat es von jeher auch die geblendet, die bloß das Große ſuchen, ſelbſt ſey es nur ein äußeres Reich, gegründet auf die Bewältigung der Geiſter und des innern Reiches. Und in der That, wer kann es läugnen, einen gewaltigen Anblick gewähret dieſes Reich, das Millionen von Gläubigen, ſo ſehr ſie durch die Staaten der Fürſten und über die ganze Welt zerſtreuet und zertheilt ſind, doch durch Ein gemeinſames Band an den Statthalter des Himmelskönigs bindet, der von dem Sitze ſeiner Herrlichkeit aus, allen die Regeln ihres Lebens und die Grundſätze ihres Glaubens vorzeichnet.

Aber warum, ſagte Burkhard, hat nicht auch die proteſtantiſche Kirche ſich in ſo Ehrfurcht gebiethender Größe auferbaut?

Weil, entgegnete Theobald, ſie ſonſt auch

als ein protestantisches Papstthum sich hätte gestalten müssen, da sie vielmehr aus dem entgegengesetzten Streben hervor ging, nicht die Gemüther zu binden, sondern die Bande zu lösen, und, seye es anders nicht möglich, diese Befreyung mit Zernichtung dieses scheinbar großen Reiches zu erringen.

Dabey, sagte Heinrich, müssen wir zugleich auf die durchaus verschiedenen äußern Verhältnisse blicken, unter denen beyde Kirchen sich gestaltet haben. Denn als fast die ganze gebildete Welt der frühern Zeit in Trümmer zerfiel, hat die päpstliche Kirche sich erhalten auf den Ruinen dieser Weltbildung und die Ueberreste derselben in sich aufbewahrt. Diese hat sie mit dem Christenthume den rohen Völkern, als diese nach dem großen Sturme anfingen sich fest zu stellen, übergeben: stand mit der Ueberlegenheit ihrer geistigen Bildung in der Mitte derselben da, und behauptete nothwendig, indem die Staaten durch ihre Hülfe sich bildeten, auch eine gewisse Macht über dieselben. Hierbey aber widerstand sie der Versuchung nicht, diese innere Macht zugleich als eine äußere fest zu gründen,

und eben darum ſuchte ſie, als mit den Jahrhunderten der Geiſt der Völker zu größerer Reife gelangte, ſtatt dieſen frey zu geben, denſelben nur in deſto feſtern Banden zu halten. Die proteſtantiſche Kirche dagegen ging eben aus dieſem Ringen der unterdrückten Welt hervor, und ſie hat ſich, als freye Brüderſchaft gebildet, als die Staaten ſchon in feſter Geſtalt da ſtanden und der ſchlummernde Menſchengeiſt zu ſeinem Erwachen durch das aufleuchtende Morgenroth der Wiſſenſchaften eine neue Anregung erhielt.

Warum aber hat ſie nicht wenigſtens ihre Unabhängigkeit von den Staaten und auch das Band Einer Kirche behauptet? fragte von neuem Burkhard.

Davon möchte die Urſache, erwiederte Heinrich, auch wieder in der Art ihres Entſtehens zu ſuchen ſeyn. Als neue befreyete Kirche konnte ſie nicht auftreten, ohne dem Papſtthume, das als weltliche Macht ihr gegenüber ſtand und ihr die Gewalt der Fürſten ſeiner Gläubigen entgegen kehrte, weil es ihr Entſtehen als einen Abfall von ſeiner Herrſchaft betrachtete, nun auch von

ihrer Seite die Waffen ihrer Fürſten entgegen zu wenden. Aber eben dieſen Staaten, deren Häupter die proteſtantiſchen Fürſten waren, genügte es nicht, endlich die Befreyung von der Uebermacht des Papſtthums, warum ſie ſchon Jahrhunderte lang vergeblich gerungen hatten, zu erlangen; es zeigte ſich in jener Zeit ſchon das Beſtreben, überhaupt von jeder Kirche frey zu werden, und nun unumſchränkt über dieſe zu herrſchen, wie früher das Papſtthum nach der gleichen Uebermacht über die Staaten geſtrebt hatte. Dabey erkannte man anfangs wenigſtens die Nothwendigkeit eines gewiſſen Zuſammenhanges und einer Unabhängigkeit der Kirche an, daß dieſe nur durch ſich ſelbſt und den Geiſt ihrer Erleuchteten dürfe regiert werden. Aber allmälig haben ſich die Staaten immer größere Rechte angemaßt und immer mehr das Band gelöſ't, das die Glieder einer und derſelben Kirche in verſchiedenen Staaten einst und verbindet; und wenigſtens nach der Anſicht vieler Staatsmänner unſerer Zeit ſoll die Kirche mehr nicht als ein Erziehungsmittel

des Volkes ſeyn, deſſen ſich die höchſte Staatsgewalt nach Willkühr zu ihren Zwecken bedient. —

Ueber dieſem Geſpräche war es ſehr ſpät geworden; aber auch an dem folgenden Morgen faßte man den beſprochenen Gegenſtand von neuem, und zwar jetzt vorzüglich von der Seite auf: welches die wahre Geſtalt und die Gröſe der proteſtantiſchen Kirche, der päpſtlichen gegenüber, ſeye; wobey die Freunde in gegenſeitiger Beredung immer mehr die Anſicht gewannen: die Kirche ſtelle die tiefe innere Seite in dem Leben der Völker im Groſen und Ganzen dar, von wo aus das äuſsere oder bloß verſtändige Leben geleitet und beherrſcht werden müſſe, aber auf keine andere Weiſe, als wie allen Geſetzen des Staates ein göttliches Geſetz zu Grunde liegt, und alle äuſsere Lebensverhältniſſe am Ende nur geſchützt und geſichert ſind durch eine tiefe Scheu und Furcht vor der höhern, ewigen Macht. Darum dürfe der Staat nicht über die Kirche herrſchen wollen und ihre Einheit nicht nach der politiſchen Zertheilung der Staaten getrennt werden. Viel-

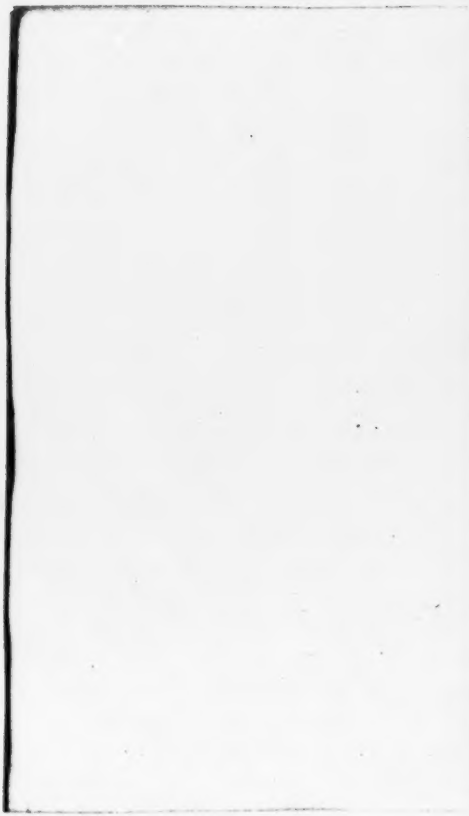
mehr solle die protestantische Kirche ihre wahre Größe, wozu sie bestimmt seye, erlangen, so müsse sie, indem sie vor allem die Feindschaft in sich selbst schlichte — was keines Weges damit geschehe, daß sie nach den Staaten zersplittert und jeder abgerissene Theil von dem Staate, der diesen mit seinen politischen Gränzen umschließe, verschlungen werde — in vollkommener Unabhängigkeit als Eine große protestantische, und zwar dem bindenden Papstthume und der geistlichen Monarchie gegenüber, als eine befreyende, lösende Kirche und ein göttliches Gemeinwesen sich gestalten. Dieses müsse nun freylich auch seinen Mittelpunct haben, wo sein Leben sich sammle und von da nach allen Theilen sich verbreite, aber es dürfe hier nicht Einer, oft durch gar weltliche Künste, den Stuhl des heiligen Petrus besteigen, und obgleich ihn die Geschichte verschiedene Male als den Schlimmsten in der ganzen Christenheit bezeichnete, als Stellvertreter des Herrn der ganzen Christlichen Welt Gesetze vorschreiben wollen. Ueber die Ordnung des Ganzen müsse eine Ver-

sammlung der Weisesten und Heiligsten walten; ein hoher Rath der gesammten Kirche, erkohren aus den Vätern der einzelnen Kirchen in den verschiedenen Staaten, die selbst wieder nicht durch die Gunst des weltlichen Machthabers, sondern von den Geistlichen des Landes erwählt wären. Und dieser höchste Rath der Kirche dürfe nicht in geheimen Gemächern seine Beschlüsse fassen; die Räthe der Fürsten müßten ihren Sitz haben in seinen Versammlungen, ohne doch mit zu sprechen, außer wo das äußere Verhältniß der Kirche zu dem Staate berührt würde. Und welch einen herrlichen Anblick gewährte nicht solch eine Kirche, die, ferne von allen weltlichen Bestrebungen, nur allein die tiefe, heilige Seite des Menschen auffaßte. Sie stünde in schöner, Ehrfurcht gebietender Größe da, und ihr hoher Rath, in dem die herrlichsten Menschen der Christlichen Welt sich versammelten, müßte zur Zeit öffentlicher Noth den bedrängten Völkern Trost und Beruhigung einsprechen; müßte die Befugniß haben, im Falle gehässiger Kriege mit mildem, beslänfti-

gendem Rufe zwischen die erbitterten Partheyen zu treten; müßte wachen über die Freyheit des Glaubens; das göttliche Leben im Großen und Ganzen durch heilsame Anstalten anregen; im Allgemeinen die Erziehung der Völker, die ihrem Wesen nach eine religiöse ist, leiten und in alle kirchliche Formen Einheit und Uebereinstimmung bringen.

So mahlten sich die Freunde mit großer Begeisterung das Bild einer neuen großen, freyen, lösenden, anregenden Kirche aus, und wie der Geist in dem Drange einer unsichern, beunruhigenden Gegenwart sich mit Bildern einer bessern Zukunft zu erheitern sucht und gern augenblicklich vergißt, daß diese nur schöne Träume sind; so weilten sie jetzt um so lieber in diesen Ideen, da sie sich wenig Heil von so manchem versprachen, was sie um sich vorgehen sahen. Hierüber war ihnen unvermerkt der Mittag heran gekommen, und nach Tische schieden die Freunde in dem wehmüthigen Gefühle von einander, daß auch dieser Tag, den sie in den anregendsten Gesprächen mit einander hingebracht, so schnell entschwunden war.

# Zwölftes Bild.



# Die ewigen Sterne in der Nacht.

Es gibt Menschen, welche uns nie fremd gewesen; wo, wann wir denselben begegnen, wir begrüßen nur lange gekannte und uns lange befreundete Gestalten in denselben; ja es ist uns oft, als ob wir in ihnen eine Seite unseres Innern fänden, die uns bisher gefehlt hat, und erst in ihrer Gesellschaft, mit ihnen zusammen. Ein ganzes vollkommenes Wesen ausmachten. Dies schien der Fall zu seyn, wo man Heinrich und Theobald zusammen sah. Sie hatten früher einander nicht gekannt, jeder ferne von dem andern, unter andern Menschen, in andern Umgebungen, andern Verhältnissen seine Bildung erhalten; und doch

waren beyde von dem Augenblicke an, da ihr günstiges Geschick sie zusammen führte, unzertrennlich von einander. Jezt mit der Neige des Jahres hielt die trübe, stürmische Witterung und vielfältige häusliche und Berufsgeschäfte bey der Kürze der Tage sie mehrere Wochen von einander ferne; aber doch fehlte es nicht an gegenseitiger Mittheilung zwischen beyden. Sie hatten sich verabredet, einander an dem Abende jede besondere Erfahrung oder Beobachtung, die sich ihnen an dem Tage dargebothen, oder irgend einen Gedanken, der mit besonderer Lebendigkeit in ihnen hervor getreten, ja jedes Gefühl, jede Empfindung, die mit ungewöhnlicher Kraft ihr inneres Leben angeregt hatte, aufzuzeichnen. Heinrich blieb, wie früher, auch jezt dieser Abrede getreu und es folgen hier einige seiner Mittheilungen an den Freund.

---

Es ist eine schöne Sitte, uns von so manchem lieben Menschen, welcher uns nahe tritt und oft schnell wieder entrückt wird, auf einem Blatte

einen Spruch, einen Gedanken zu steter Erinnerung an unser freundliches Begegnen aufzeichnen zu lassen. Die Vollendete hatte dieser Blätter gar viele, und es gewährt mir oft ein wehmüthiges Vergnügen, darin zu lesen. Auch heute that ich es wieder, und fühlte mich tief erschüttert, auf einem Blatte von der Hand einer edlen Freundin unserer Unvergeßlichen die Worte zu finden: „Wehe dem Menschen, der kein Auge hat, das sich für ihn mit einer Thräne füllt; er ist allein.“

Es wäre ungerecht, Theobald, gegen dich und meine andern Freunde, wollte ich diese Worte in ihrem strengsten Sinne auf meine Verhältnisse anwenden; aber doch mußte ich dabey denken: O Gott! der ist arm, der zwar viele mehr liebt, als sich selbst, aber auf der weiten Welt kein Wesen mehr besitzt, dem er theurer ist, als dieses sich selbst. Er gibt zwar Liebe, aber das unbefriedigte Herz will auch Liebe empfangen.

Es möchte vielleicht wunderlich klingen, aber es wird mir immer klarer: alles Christenthum ist Mysticismus, das Wort Gottes ein Mysterion, beyde Ausdrücke in ihrem edeln und hohen Sinne genommen. Schon jetzt, da wir noch in sterblichen Leibern wandeln, umfängt uns ein Himmelreich, und mit diesen Worten und Bildern, die von sichtbaren und vergänglichen Gegenständen entlehnt sind, reden wir von unaussprechlichen, ewigen und himmlischen Dingen. Das Wort ist nur die Taste, welche anschlägt an unsere innere Welt und da wunderbare Klänge und Melodien weckt; aber damit wirklich bey dem Anschlagen der Tasten in uns Harmonien hervor gerufen werden, müssen die Saiten unseres Innern recht gestimmt seyn, sonst gibt es nur Mißklänge, oder die Taste schlägt an, und es erfolgt gar kein Laut.

---

Oder sollen wir die Sprüche des Heiles und Lebens besser mit Hieroglyphen vergleichen, die nur für den eine göttliche Schrift sind, der den Schlüssel dazu besitzt, für den andern leere, un-

verständliche Zeichen und Figuren? Aber wenn ihr jenen alten Völkern zutraut, daß die Hieroglyphen, womit sie ihre Obelisken und die Wände ihrer heiligen Bauwerke überdeckten, ihren guten Sinn gehabt haben, der nur für euch verloren gegangen; warum verlacht ihr die, welche den tiefen, heiligen Sinn des Wortes gefunden haben, das für euch nur eine buchstäbliche, d. h. keine Bedeutung hat? —

Solltet ihr euch nicht lieber bemühen, auch den Schlüssel zu finden für die Geheimschrift? oder eure innern Saiten so zu stimmen, daß die Tasten, wenn sie gerühret werden, die rechten Töne hervor locken?

---

Und wie mit dem Verständnisse der göttlichen Schrift verhält es sich mit dem Verstehen göttlicher Menschen. Der wahrhaft Geistliche und Wiedergeborene kann nur von dem Wiedergeborenen verstanden werden, aber nicht von dem, der selbst diese Wiedergeburt noch nicht erlangt hat. Jener durchschaut diesen und versteht ihn, weil

er auch einmal, wie dieser gewesen: aber dieser fast jenen nicht, weil er dazu erst selbst müßte geworden seyn, was der Wiedergeborene ist.

---

Du schreibst mir, indem du mir das Buch unseres Cornelius übersendest: lies und staune, wie unser milder, sanfter Freund zu einer versengenden Feuerflamme geworden: Es ist wahr, er eifert gegen jene Mächte, welche die innere heilige Welt in dem Menschen und der Menschheit in Fesseln halten, mit einer Kraft und Heftigkeit, wodurch er selbst fast den Schein der Unduldsamkeit gewinnt und welche mir dem stillen und im gesellschaftlichen Umgange oft fast zaghaften Cornelius kaum zutrauen sollten. Aber siehe den Heiland an, wenn die Sünderin vor ihm und wenn er vor den Pharisäern steht: ist es der milde, sanfte Heiland, das Lamm Gottes, doch auch, der das Wehe ausspricht. So sind stets alle edle und kräftige Geister mild und sanft gesinnet gewesen gegen den Verirrten, und eine versengende Flamme, und ein leuchtendes Schwert

gegen die Macht des Wahnes und der Verfinsterung. Und da er heute selbst zu mir kam und ich ihm meine Verwunderung eben so wenig verbarg, als meinen Beyfall, so entgegnete er: soll ich sie nicht beklagen und ihnen freundlich begegnen, den Armen, die mit den gefährlichsten Fesseln gebunden sind, den unsichtbaren? Und wenn auch in diesen Banden viele noch so schön und edel da stehen, wie herrlich müßten sie nicht erst seyn, wenn sie ihrer vollen göttlichen Freiheit genössen! Und sollen wir nicht kämpfen, daß der Kerker gebrochen und die Gefangenen frey werden? daß er nicht wenigstens jetzt — wie schreckende Zeichen dieß verkünden — sich dunkler und fester schließe? — Und hat der Freund nicht Recht?

---

Was wir fest ergriffen haben, lassen wir nicht wieder; und auch die Vollendeten, — wenn sie von uns scheiden, — verschwinden bloß als sichtbare Bilder aus unserm Blicke, um in unserm Innern als verklärte Geister uns nur näher zu treten, und unzertrennlich mit uns zu seyn. Da-

her werden wir so gehoben durch ihr Scheiden; sie lassen uns nicht; indem sie von Stufe zu Stufe hinan schweben zu höherer Vollendung, ziehen sie uns mit hinan. Sie enteilen uns nicht; wir schreiten mit einander aufwärts, und wenn endlich auch wir scheiden, haben sie jenseits, wir diesseits die Vollendung, das Leben errungen, welche hier und dort Eines sind, und auf gleicher Stufe stehen wir wieder zusammen.

---

Die Seligen gedenken unser, aber auf andere Weise, als sie es in dieser Erdenumschränkung thun würden, und bey wie mancher herben Zähre, die unsern Blick trübt, mögen sie freudig lächeln, weil sie, wo wir nur Nacht erblicken, in der klaren Perle, die aus unserm dunkeln Auge fällt, voraus schon den Wiederschein der hellen Sonne gewahren, die aus dieser Nacht herauf leuchten wird.

---

Was jenseits seyn werde? Fasse es auf mit dem Verstande, und es ist ein Nichts. Fasse

es mit dem Sinne, und es ist das fortgesetzte, erweiterte irdische Leben. Fasse es in lebendigem Schauen und in der Kraft des Glaubens, und du siehst es, wie der Heiland es sah; und wie viel seliger ist es, mit ihm zu schauen und zu glauben, als unsicher in bangen Zweifeln hin und her zu schwanken.

---

Der Jubel ist verstummt; sie ruhen in dem friedlichsten Schlummer, die lieben Wesen, und gewiß in ihren Träumen leuchtet ihnen ein noch strahlenderer Baum mit noch unendlich mehr Lichtern, und die Mutter spielt mit ihnen um den Baum und reicht ihnen die goldenen Früchte herab.

Aber es gibt Gefühle, die sich kaum aussprechen, am wenigsten dem verständlich machen lassen, der sie nicht selbst mit uns theilt, und welche Zunge hat noch den Ausdruck gefunden für die selig-wehmüthigen Regungen eines zugleich jubelnden und weinenden Herzens? — der heilige Christ hat alle in dem Hause mit einer Gabe

erfreut; aber sie, die mir stets an diesem Tage eine liebe und anmuthige Gabe zu reichen pflegte, ist nun selbst oben bey dem Heiligen.

Geben, freylich heißt es, ist seliger als Nehmen. Aber immer nur zu geben, nicht zu empfangen, ist keine Seligkeit; und wo solche Huld und Freundlichkeit Gaben spendete, da war es seliger zu nehmen als zu geben. Aber wie konnte sie nicht alles erfreuen! Sie hatte so recht den Sinn auch für das Kleinste, das die Liebe darreicht; und wenn sie dann auffauchzte und dankend jubelte, wie ein unschuldiges Kind, dann war wieder das Geben seliger. Aber am seligsten machen alle die Wechselgaben, wo jedes Geben zugleich ein Nehmen, und das Empfangen ein Darreichen ist.

---

Wer kann fassen das Wesen der göttlichen Liebe, die, je mehr die Zahl der Geliebten wächst, um so feuriger flammt, so daß alle Einzelne nicht verlieren, sondern nur gewinnen können, je mehr Wesen unser Herz umfängt, ja auch die Todten

unſerer Liebe zu den Lebenden ihre Innigkeit nicht zu rauben vermögen, ſondern dieſelbe nur um ſo treuer und gewiſſenhafter machen, da wir nicht wiſſen, wie bald wir auch dieſe unter dem himmliſchen Chore werden lieben müſſen. — Was ich ſagen will, möchte aber auch hier am beſten ein Bild andeuten: die Liebe iſt wie eine Sonne, die nur um ſo heller und freudiger leuchtet, je mehr Strahlen ſie gewinnt, und unſere Liebe zu jedem einzelnen Weſen iſt ein Strahl an dieſer unſerer Liebesſonne.

Wie herrlich muß die Liebe erſt in dem geweſen ſeyn, deſſen liebendes Herz die ganze Welt umfaßte und der uns das Wort hinterließ: daß niemand größere Liebe hat als die, daß er ſein Leben laſſe für ſeine Freunde.

---

Da ſtehe ich nun an dem Ziele des Jahres; und blicke ich vorwärts, wende ich den Blick zurück, ſo muß ich ſprechen: Großes habe ich verloren, Großes beſitze und hoffe ich noch; und das gewinnen wir wenigſtens in den Stürmen

des Daseyns, daß den, welcher den Verlust des Großen getragen, das Kleine nicht mehr so zu beunruhigen vermag. Aber was ich noch besitze, kann ich es nicht auch verlieren? Das Beste, das Herrlichste wenigstens nicht. Ich höre den Strom, der alles Vergängliche mit sich fort wälzt, zu meinen Füßen rauschen, und jeder Athemzug, ist er nicht ein Wellenschlag, der, wenn auch einen kleinen, doch einen Theil von uns mit fort spült? — Herrliche Kraft in dem Menschenherzen, wodurch es fest steht über dem Wechsel der Dinge.

Einige Tage später.

Noch eine Weile ging ich, meine Zukunft und Vergangenheit erwägend, in dem Zimmer auf und nieder. So manche liebe Gestalten leisteten mir Gesellschaft, und nicht in Trauer, recht mit Freude gedachte ich aller der schönen und glücklichen Stunden, an denen meine Vergangenheit so reich ist. Aber da drangen Ludolphs Klagen zu meinen Ohren, wehmüthig wandte sich mein Blick nach dem Flüchtlinge hin und die dunkeln Stunden meines entschwindenden Lebensglückes kehrten in meine Er-

innerung zurück. Ich wußte endlich keine Hülfe, als hinaus zu treten auf die Gallerie des Hauſes. Ein kalter Hauch wehete mir entgegen, als ich aus dem warmen Zimmer heraus trat. Aber wie der Himmel leuchtete! Dieſe ſelige Pracht und Herrlichkeit! Wie oft hat dieſer Anblick den beunruhigten Geiſt beſänftigt!

Ich wandte mich nach meinem Gemache zurück. Aber in mir leuchtete der Sternenhimmel fort. Ich ſah eine Geſtalt, ſie war nicht Ludolph, aber ſein Geſchick hatte ſie erfahren; und zugleich geſellte ſich ihr eine andere Geſtalt bey: jene im Kampfe ringend, dieſe ſelig in dem Siege, der die Welt überwindet. Und ich ſah beyde immer deutlicher, hörte ſie lange mit einander Worte wechſeln, aber es war nicht eine Wechſelrede, es klang mehr in mir wie der Geſang zweyer Stimmen, von denen die eine immer wieder begann, wenn die andere geendet hatte. Ein tiefer Friede erfüllte immer mehr meine Seele.

Mir ſelbſt kaum recht bewußt, hatte ſich mir eine Dichtung dargebothen. Ich habe nun dieſe

Tage die Bilder und Reden jener Nacht wieder aufgefaßt, und, so unvollkommen dieß geschehen kann, niedergeschrieben. Und was das scheidende Jahr als sein letztes Geschenk mir dargebothen, reiche ich dir nun, mein Freund, als meine erste Gabe auf der neu betretenen Jahresbahn entgegen, und aus der Fülle meines Herzens flüstere ich dir den Wunsch zu: möge die ewige Liebe, die uns alle an ihr Mutterherz zu sich hinan zieht, doch dieß thun, ohne dabey unser Herz all zu tief zu verwunden, die wir, gleich den unverständigen Kindern, so selten ihre Zurechtweisung recht verstehen.

Diesen Blättern aber war die folgende Dichtung beygeschlossen, überschrieben: die ewigen Sterne in der Nacht.

---

Friede und Trost hatte sich hernieder geneigt mit dem Schweigen der Nacht auf die beruhigte Erde. Klar und mild leuchtete der Blick des Himmels, wie das heilige Auge einer Mutter über dem schlummernden Lieblinge. Da schritten mit

einander zwey Gestalten durch das Dunkel der Nacht hin. Und die eine war betagt und ihre Schritte fingen schon zu wanken an; mit sichern Fuße wandelte die andere zu ihrer Seite. Aber hell strahlte der Blick des Greises und ein seliges Lächeln schwebte über seinem Angesichte, als vernähme er eben, wie die ewigen Welten ihm den Gruß des Friedens entgegen böthen; das Auge des Jünglinges war trüb und eine Thräne quoll hervor unter der dunkeln Wimper, und es war ein mächtiges Ringen in ihm, ein Kampf der Gedanken, die nicht Frieden schließen wollen.

So traten beyde lange schweigend mit einander den aufsteigenden Pfad hinan, bis sie nun hoch oben über den Wohnungen derer standen, die in Frieden schlummerten, wo ohne Hemmung rings in ungemessenem Kreise der Blick an der Wölbung des Himmels hin schweift. Und sie schaueten, und immer klarer und freudiger strahlte das Angesicht des Meisters, immer trüber umwölkte sich die Stirn des Jüngers, bis endlich aus seinem gepreßten Herzen die Klage hervor klang.

Einen Lebenstag nennen wir dieß Daseyn; aber ich gewahre, wo ich den Blick auch hin kehre, nur Nacht und Dunkelheit mit diesem endlich selbst erlöschenden Auge. Lieber Meister, wo ist ein Licht in dieser Finstirniß? Wo das Genügen für das unbefriedigte Herz? Wo die Ruhe für den in Zweifeln ringenden Geist?

Und der Meister sprach: die Nacht allein zeigt uns die Sterne; siehe auf, du Ringender, zu den Sternen der Nacht.

Der Jünger erwiederte: Lieber Meister, zeige mir die Sterne in der Nacht. Die Lichter oben, siehe, diese geben einen recht klaren, reinen Schein; aber doch sind dieß die Sterne nicht, die mein Auge sucht. Führe du mir Sterne herauf in dem innern Dunkel, daß sie auch da, Frieden strahlend, leuchten und funkeln, wie dieß lichte Firmament. O in mir selbst ist kein Firmament; da ist alles in ängstlicher Erregung, wie ein unsicher wogendes Meer.

Der Meister entgegnete: dennoch blicke auf zu diesem Firmamente, und vielleicht daß die Sterne

oben freundliche Hülfe leiſten, herauf zu führen an dem innern Himmel die tröſtenden Geſtirne. Sey ruhig, mein Freund, ſammle die erregten Gedanken in dem Blicke nach oben. Ich werde bald wieder bey dir ſeyn.

---

Und nach der Seite hin, wo wie eine lebendige Decke ſich das grüne Moos breitet über das uralte Geſtein, trat der Meiſter, und die Blumen um die nahe Quelle hauchten ihm erfriſchende Gerüche zu, und linde Lüfte weheten um ihn; und er ſaß auf dem Mooſitze, mit dem Stabe Zeichen eingrabend auf dem Felſen zu ſeinen Füßen, die ſein Auge nicht gewahrte, aber innen ſein Geiſt las, wie lichte Worte des ewigen Lebens.

Der Jünger aber ſtand, wie angefeſſelt, gleich einem regungsloſen Bilde da. Enge hatte er ſein langes, weites Gewand um ſich geſchlagen mit den Armen, die, in einander verſchlungen, feſt auf der Bruſt ruheten, und ſein Haupt neigte ſich abwärts, ſo daß die zu beyden Seiten zuſam-

men fallenden Locken sein Angesicht fast verdeckten, und es währte lange, bis sein Blick sich wieder empor hob aus der innern Nacht, in die er versunken war. Aber als sein Auge den ersten Stern wieder gefunden, und von diesem zu einem andern hin wandelte, und immer weiter die Bahn an der lichten Wölbung verfolgte, da war es ihm auch, als erh innen ein Schein wiederstrahle. Er fühlte das Wehen der Ewigkeit in sich und in seinem Innern löf'te sich das Wort:

Himmel, wie ist deine Sprache groß und allbewältigend! Nacht, wie ist dein Wesen tief und ahndungsvoll! Wer mag euch messen, ihr Fernen, durch deren weite Räume der Strahl leuchtender Welten nur als ein milder Schein zu dem Auge herüber dringt, das erblinden müßte von ihrem nahen Lichte! Und wer mag eure Zahl ergründen, ihr Leuchten des Himmels! Ein Schauer faßt mich, nur in dem Gedanken, euch zählen und mit Nahmen nennen zu wollen, wie doch jedes irdische Ding seinen Nahmen trägt. Und je mehr ich nach euerer Höhe schaue, je mehr sie vor mei-

nem erſtaunten Blicke ſich aufthut; um ſo mehr erweitert ſich mein Blick ſelbſt und thut der Geiſt ſich auf, der nicht bloß mit dem irdiſchen Auge in dieſe Räume ſchaut.

Darum ſey mir willkommen, Nacht, du Vertraute der Seelen, die ſich hinaus ſehnen aus dem engen Hauſe und begehren, von ſich ab zu ſtreifen die Feſſeln, welche ſie in ihrer freyen Regſamkeit hemmen; die ein heiſſes Verlangen in ſich tragen nach jenem Gute, das alle Geiſter kennen und doch keine Zunge aus zu ſprechen vermag; das nicht lockend in des Tages lichtem Scheine heran ſchwebt, und wenn du es faſſen willſt, ſchon zerronnen iſt; das in nie erlöſchendem Glanze herableuchtet aus ſicherer Höhe.

Zwar ein herrliches, majeſtätiſches Geſtirn iſt auch die Tagesſonne und wer hätte nicht ſchon mit Entzücken in ihr Licht geſchaut? Aber doch nur Eine Sonne iſt es, und ſie hat ihre Zahl und ihren Nahmen, wie alles, was ſie beſcheint. Ueber die Räume, welche ſie erhellet, werden wir mit unſern Sinnen Meiſter; wir zählen und be-

nennen dieſe Dinge alle und haben ſie oft nur die Dauer des Auges, das ſie zählt und mißt? Und ob unſer Blick ſie nicht nahen, nicht entſchwinden ſieht, ihnen die Jahre ihrer Dauer nicht zu beſtimmen vermag: auch an ihnen verkünden tauſend Zeichen, daß ſie einmal anders waren, daß auch ſie genahet, daß ſie nicht mehr im Aufſteigen, daß ſie im Niederſinken begriffen ſind.

Was ſtünde da feſt und gewahret gegen den Wandel, der alles faßt? Nur die nächſten Räume, welche uns umſchließen, wechſeln ſie nicht viermal ihre Geſtalt, bevor das Tagesgeſtirn Ein Mal ſeine Bahn vollendet hat? Und wenn er auch jetzt friſch und duftend herauf rauſcht, der lebendige Strom, deſſen Wogen grüne Blätter, und deſſen Wellen farbige Blumen ſind, wie ſchnell verſiegt er mit der ſteigenden Gluth, und die gereifte Frucht ſinkt endlich nieder und das bunte Leben erſtirbt unter der ſtarren, einförmigen Decke des Winters. Ihr Sterne des Himmels, ſtrahlet ſtets fort in dem herrlichſten Frühlingsglanze:

euer Licht bleicht die Gluth des Sommers nicht und die kalten Schauer des Winters erlöschen nicht euern Schein. Und wenn der Mensch seinen Wanderstab ergreift und nicht fort schreiten kann, ohne daß, je weiter er wandle, um so mehr auch der Boden seine Gestalt verändere und eine fremde, ungewohnte Welt ihn umfange; ihr Gestirne des Himmels, werdet dem, der euch einmal geschaut, nicht fremd; denselben tröstlichen Strahl sendet ihr herab auf den Schiffer, der in dem weiten Weltmeere seine Bahn verseren, und auf den Kaufmann, dessen Saumthier sich mühsam den Weg durch den heißen Sand weiter Wüsten bahnt und den wilden Jäger, der auf unübersehbarer Schneefläche der flüchtigen Fährte des Wildes folgt. Und denselben milden Schein, in den das Kind lächelte, wornach es mit den kleinen Händen reichte, gewähret ihr dem Greise, der nur noch mühsam sein Haupt zu euch empor hebt; und während die ganze Welt sich um ihn verjüngt und erneut, überall fremde Stimmen ihn anreden, ungekannte Gestalten ihm

begegnen, bleibt ihr, seine alten, getreuen Freunde, euch gleich: euer Glanz, wie er immer ihn sah: unverändert sprecht ihr die wohl bekannten Laute zu ihm, und die Regungen, womit euer Anblick seine Jugendträume verschönerte, erweckt ihr auch in seinem brechenden Herzen noch. So wie ihr, lieben Lichter, nur herauf tauchet an dem dunkeln Gewölbe, entschwinden vor dem Blicke des Geistes die Räume, die das Auge mißt, und alle die vorüber eilenden Gestalten, die er zählt und mit Nahmen nennt: Ewigkeit, unvergängliches unwandelbares Seyn verkünden eure weitern, ungemessenen Fernen.

Und die Sehnsucht, die an dem Abende uns befällt, sie ist nicht das Verlangen allein nach dem heimathlichen Hause und den befreundeten Herzen, die unser harren. O ich habe nie gehabt eine Heimath auf der Erde, die nie gekannt, noch gesehen, welche mir das Leben gaben, und die herrliche Blume, die zugleich mit mir aufblühete, wie sie nun in ihrer schönsten Pracht da stand, welkte sie schnell, und gebrochen ist das

Herz, in dem das meine seinen Himmel hatte und seine Heimath auf der Erde, und auch der väterliche Freund, den meine Seele mit warmer Sohnesliebe umfängt, neigt sich nun hinab zu dem Ziele. Und doch wandelt auch mich diese Sehnsucht an dem Abende an, und das arme Herz findet keine Ruhe, und kennt nur den einen Wunsch, zu zergehen in dieser seligen, schmerzlichen Wonne. O es ist dies das Verlangen nach der ewigen, unendlichen Welt, deren Strahl dann in unserm Geiste herauf leuchtet, wenn die äußere, wandelbare vor unsern Sinnen verdeckt wird. Wenn dann von außen verstummen müssen in dem Schweigen der Nacht alle die lockenden Töne und in der Dunkelheit zerrinnen die berückenden Bilder, die mit den Sinnen den unvorsichtigen Geist zugleich mit hinaus ziehen und ihn gefangen nehmen in dem anmuthigen Kerker; dann wird der edle Gefangene seiner Bande ledig durch dich, Helferin Nacht, und freyer regt er sich und folgt dem angeborenen Zuge nach oben, und ihr Sterne zeigt dann die

Bahn und helfet mit, und hat er sich in sich selbst gesammelt, und seine Größe und Fülle wieder gewonnen, so werdet ihr zu der hellen Folie unaussprechlicher, ewig leuchtender Gedanken in ihm.

So begann die verhüllte herrliche Welt besänftigend und erhebend hervor zu strahlen aus der tiefen Nacht in dem Innern des Jünglings. Da wehete plötzlich neue Stürme daher und trieben dunkles Gewölk an seinen Himmel, daß es finster und immer finsterer in ihm ward. Der Ton seiner Stimme fing zu wanken an und die freudigen Laute wandelten sich abermal in Klagen um.

Und dennoch auch ihr Sterne, fuhr er fort, könnt mir nicht Trost, der Seele den Frieden nicht gewähren, den sie sucht. Der Gedanke eurer Größe und Dauer drückt mich nur nieder. Denn wer bin ich, der ich zu euch aufblicke? Wie lange werde ich noch aufschauen zu euch? Wie viele haben, von den ersten meines Geschlechtes bis auf mich, dankend oder klagend ihr Auge zu euch empor gehoben? Wie viele werden nach mir ihren

Blick zu eurem Lichte kehren? Indessen hier unten alles in Kampf und Selbstzernichtung ringt, Geschlechter aufblühen und welken, Staaten nieder sinken, und aus deren Trümmern neue auf steigen, leuchtet ihr fort in reinem, nie getrübtem Lichte. Aber doch nahet endlich die Stunde, da auch euer Glanz erlöschen wird, und das Firmament wanken und eine mächtige Erregung euch auf euern Bahnen durch einander wirren. Und habe ich nur die Dauer eines Sternes? Und wenn ich sie hätte, genügte sie mir, dessen Herz Ewigkeit, unendliche Dauer begehrt? Werde ich allein nur stehen zwischen den Trümmern, wenn die ganze Welt vergeht und des Himmels Gewölbe krachend über mir nieder stürzt?

Tiefe Wehmuth rauschte durch die innern Saiten des Jünglings und alle Melodien des ewigen Firmamentes klangen ihm nur wie ein Klagegesang über die Nichtigkeit der Dinge und die Vergänglichkeit aller irdischen Schöne.

Da war es dem Meister, als ob ihm eine Stimme in die Seele flüstere: jetzt stehe auf und bringe Hülfe dem Ringenden. Und der Greis erhob sich von seinem Moossitze. Die Zeichen, die er auf den Boden geschrieben, waren nicht sichtbar geworden; der harte Stein hatte sie nicht angenommen; aber in ihm hatten sie sich gestaltet zu einer lichten, wunderbar herrlichen Schrift. Und als nun der Jünger des Meisters liebe Gestalt durch die Nacht daher schreiten sah, da ward ihm bey dessen Nähe schon leichter in seinem Herzen, und ehe dieser noch recht nahe zu ihm gekommen war, sprach er demselben das Wort entgegen.

O lieber Meister, die Sterne haben mich erst empor gehoben, aber dann bin ich nur desto tiefer hinab gesunken. Erst wehete es mich mild und besänftigend an; nun hat mich der Sturm wieder gefaßt. O diese Welt mit allen ihren Sternen genügt mir nicht, und wenn mein Gedanke zum höchsten und fernsten Gestirne gelangt ist, dann strebt er immer weiter in neue ungemessene Räume. Auch diese Lichter oben können mir nicht helfen.

Der Meister aber lächelte und sprach: Geliebter meiner Seele, sie haben geholfen. Denn wie die Bilder des Tages entschwinden müssen, wenn die Nacht mit ihrer Erhabenheit hervor tritt, so muß alle Größe und Herrlichkeit der äußern Welt erlöschen, wenn sie mit ihrem Firmamente und ihren Sternen geholfen hat, die noch viel herrlichere, verborgene Welt in dem Menschenherzen auf zu schließen. Und sieh, mein Freund, diese Welt hat sich dir jetzt eröffnet, die wie ein innerer Himmel sich noch tiefer in uns wölbt, als das Firmament über uns, und deren Tiefe wir nie zu ermessen vermögen; denn je tiefer wir hinein schauen, nur um so weiter thut sie sich auf und um so reicher tauchen ihre Sterne herauf, die strahlender sind und unvergänglicher, als die an der Wölbung über uns. Und der Menschengeist, in dem solch ein Himmel sich auf thut, der das weite All mit seinem noch größern Gedanken umfaßt, für dessen Sehnsucht die ganze Außenwelt zu klein ist, um seinem Wunsche Befriedigung gewähren zu können, und zwischen den und die

geheime Macht, die ihn hinan zieht, der Tag mit aller seiner bunten Pracht und die Nacht mit ihrer Größe und Unendlichkeit sich nicht so zu lagern vermag, daß sie als eine Schranke ihn trennte von seinem Gotte, und ihm nicht vielmehr zur Stufenleiter werden müßte, auf der er von Stufe zu Stufe hinan steigt, bis er endlich zu der Höhe gelangt, wo er alles, was in dem Wechsel kreiset, hinter sich zurück läßt, und nun erst in sich fühlt ein Ahnden der Fülle und Befriedigung, die er finden wird; — dieser Geist, „der mit seinen Augen die Majestät des Herrn gesehen und mit seinen Ohren dessen herrliche Stimme gehöret hat", sollte mit seiner unendlichen Kraft und seinem Hinanstreben gefesselt seyn an das Werkzeug, das zu seinem Wirken ihm beygegeben wurde? wo dieses endlich, wenn es seinen Dienst geleistet, zerbricht, mit zerbrochen werden? Dieses Atom in der unendlichen Welt sollte mehr über ihn vermögen, als der Himmel mit allen seinen Sternen? Er sollte, wo er diesen Erdenstaub, der sich auf seine Flügel gesetzt hat, abschüttelt, untergehen

und nicht vielmehr, der Bürde ledig, nur um so freyer und leichter aufsteigen?

Nein, lieber Meister, entgegnete freudig der Jünger, die ewige Welt in uns ist nicht an den Staub gekettet, und wie ich mich nun besser verstehe, seit du mir das Wort geliehen für das, was in mir vorgeht. Wohl der innere Himmel mit seinen Sternen hat sich mir aufgethan; aber doch schimmern sie nur erst mit schwachem Scheine wie aus einer unendlichen Ferne herüber. O lehre sie mich noch besser kennen, diese Leuchten der Nacht, in der wir wandeln.

Wohl, erwiederte der Meister, mögen wir immerhin dieß irdische Daseyn eine Nacht nennen. Denn Dunkel ruhet auf dem, was uns von aussen begegnet, und Finsterniß auf dem, was aus uns selbst hervor geht; aber doch ist es eine von Sternen erhellte Nacht.

Und diese Sterne? wiederhohlte frazend der Jünger. Laß sie uns auffassen, versezte der Meister, in dem Bilde eines herrlichen Dreygestirnes. Der erste ist ein gar großer und schöner Stern,

mit besonders hellem kräftigem Lichte, und so sehr der Mensch schwanke, fest behauptet er seine Stelle an dem innern Himmel. Es ist die Sehnsucht in uns nach dem Ewigen; der Zug nach dem Quelle zurück, woraus wir hervor gegangen, die Macht, die, wenn wir den Sinnen gehorchen und uns der Außenwelt gefangen geben, uns straft mit Unbefriedigung; es ist das Licht von oben in uns und zugleich der Glaube, womit wir die ewige, unendliche Welt fest halten, welche es uns beleuchtet, und den Sieg erringen. Und der zweyte ist ein gar milder und freundlicher Stern; es ist die unaussprechliche Wonne und Beseligung, womit der Mensch aus sich selbst heraus tritt und nun auch ganz sich weihet zum Dienste der ewigen Welt, die er schaut und fest hält. Und dieser zweyte Stern ist stets in Begleitung des ersten. Denn es kann der Mensch an die ewige Macht nicht glauben und Gott nicht schauen, ohne daß der, welcher den herrlichen Gott sieht, nicht auch sterben und den Tod erleiden müßte, nicht den leiblichen, den schönern höhern, Tod der allen das

rechte Leben iſt. Er lebet, aber nun nicht er, ein herrlicheres Weſen lebet in ihm. Darum wo dieſe beyden Sterne leuchten, da, aber auch nur da fehlt der dritte nie, welcher von den beyden andern ſeinen lichten Schein empfängt.

O, ſagte der Jünger, ich kenne ihn nun auch, dieſen Stern des Lebens und Hoffens, und alles rechte Leben iſt auch ein Hoffen, denn es iſt ein Daſeyn mit der Gewißheit ſeiner Fortdauer und Unvergänglichkeit. Und wie oft habe ich das nicht in mir erfahren. Denn wo ich begeiſtert in Glauben und Liebe die ewige Welt feſt hielt, habe ich auch in mir gefühlt meine Unſterblichkeit; nur in den Augenblicken des Zagens und des Schwankens konnte mich ein Schauer der Zernichtung anwandeln. Aber leuchten ſie denn in dem innern Himmel eines jeden, dieſe drey Sterne?

Mein Freund, entgegnete der Meiſter, dadurch iſt jedes Menſchenherz nur ein menſchliches, daß es dieſen Himmel mit ſeinen Sternen in ſich trägt. Sie leichten überall als das allein Lichte und Feſte in der ſchwankenden Nacht dieſes Daſeyns,

in dem einzelnen Menschen so gut, wie in allen Geschlechtern der Sterblichen. Sie sind der letzte Schein, welcher noch bleibt in dem Dunkel der Entweihung der von ihrer Höhe hernieder gesunkenen Völker, und je heller sie wieder hervor treten, je mehr sie zu den Leitsternen des Daseyns werden, um so milder und freundlicher gestaltet sich das Leben des Volkes, um so höher hebt sich dieses empor in innerer Kraft und Herrlichkeit, und da stehet es am schönsten da, wo diese Sterne, das Göttliche, in lebendigem Glauben in ihm walten, wo sein Glaube und Leben Eines sind; aber so wie es sinkt, treten sie erst aus dem Leben und Glauben in das Wissen über, bis sie zuletzt auch aus diesem verschwinden und das Volk in unseliger Verirrung untergeht. Und willst du, Geliebter, diese Sterne noch deutlicher erkennen, so blicke in dich selbst und siehe auf jeden Einzelnen hin, in dem wieder, wie in einem Spiegel, sein Geschlecht wieder strahlt. In der Nacht, welche den Eintritt in dieses Daseyn umhüllt, sind sie die ersten lichten Puncte, die als ein göttliches

Ahnden, ein seliger wohlwollender Trieb hervor schimmern, und je mehr das Leben vor schreitet von dem Morgen zum Mittage, und von dem Mittage zum Abende, um so heller leuchten sie auf, und das ist die Herrlichkeit alles Lebens, in ihrem Lichte auf leuchtender Bahn hinan zu wandeln, das der Zweck aller Weisheit, diese Sterne in uns zu erkennen und zu verstehen und durch die beyden ersten den dritten zu gewinnen, den des Hoffens und der Unsterblichkeit, damit wenn endlich der Abend immer mehr sich hinab senket zur Nacht, nicht den Geist die Schauer der Zernichtung anwehen, sondern für ihn in der Dunkelheit der helle Abendstern aufgehe, und er, auf diesen den Blick gewendet, ruhig hinüber schreite, weil er weiß, daß dieser Abendstern auch der schöne Stern des Morgens ist.

O lieber Meister, sagte der Jünger, was sprichst du für Worte des seligen Lebens. Aber lehre mich ganz mich selbst verstehen, komme zu Hülfe dem erschütterten Gemüthe. Siehe, eine große Bewegung hat mein Innerstes gefaßt; es

ist alles schwankend in mir geworden; die Begeisterung ermattet in so manchem Augenblicke des Zagens; je mehr ich dem Mittage nahe trete, ist mir, als ob der Schein dieser Sterne schwächer werde in mir, und warum scheint überhaupt dieser Stern für viele nur ein Morgen- und Abendstern zu seyn, der sie bey ihrem Nahen freundlich begrüßt, aber, wenn sie in seinem Morgenlichte gewandelt haben, statt daß er nun auch ein helles Tagesgestirn würde, auf der Höhe des Lebens erbleicht, und erst an dem Abende ihres Scheidens wieder recht sichtbar hervor tritt?

Der Meister sprach: lieber Jünger, ich will zu dir reden in einem Gleichnisse. Ist es dir nicht auch schon so ergangen, wenn du außen wandeltest durch die grünen Fluren oder über die Höhe des Berges oder in dem tiefen Thalgrund, daß du sahest eine Gestalt dir entgegen schreiten und du freutest dich in deiner Seele, denn du sprachst: da kommt der liebe Freund mir entgegen?

Freylich, sagte der Jünger, ist es mir oft schon so geschehen, dabey aber auch übel ergangen.

Denn wenn nun die Gestalt näher kam, so sprach ich unmuthig in mir selbst: er ist es doch nicht; dieser ist kleiner als der Freund, und das Haupt trägt er auch nicht so, und in solchem Gewande pflegt er nicht bekleidet zu seyn; bis die Gestalt mehr heran nahete und ich mich immer mehr überzeugte, daß es der Freund doch seyn könne, und er mich nun auch erkannte und von ferne grüßte, und es kein Zweifel mehr war, daß er es wirklich seye, und ich dann, wenn meine Arme ihn umschlangen, zu ihm und zu mir selbst sprach: siehe, ich habe dich lange und schon von ferne erkannt, und mein erstes Schauen ist das rechte und wahre gewesen.

Nun, sagte der Meister, hier siehest du in einem Bilde, wie es uns ergehet mit den liebsten Freunden des Lebens, diesen lichten Sternen in der Nacht, und vor allem mit dem Sterne des Hoffens und der Unsterblichkeit. Wenn wir in den begeistigenden Morgen eintreten, da stehen noch befreundet vor unserer Seele alle die hohen und herrlichen Gestalten, und so groß die Ferne seye,

aus der sie uns entgegen schauen, wir kennen sie wohl und zweifeln nicht, daß sie es seyen; aber so wie mit dem Mittage die Schwüle des Tages zunimmt, fast uns so oft die Nüchternheit des Lebens, es wird die Reflexion mächtig, allerlei Erdendünste steigen auf und umdüstern uns, wie Nebelwolken unsere Ideale, und machen uns unsere lieben Freunde unkenntlich. Aber haben wir den hohen Gestalten nur Treue bewahrt in reinem Herzen, wie der Abend nahet, treten sie uns wieder näher und wir ihnen; wir sind selig, die Freunde unserer Jugend wieder zu haben, und wir erkennen, daß unser erstes Schauen das rechte gewesen. Und das Schauen trügt uns überhaupt nicht; denn es ist das Auge in uns, das uns Gott geöffnet. Nur die Reflexion täuscht uns, sie ist das künstliche Auge, das der Mensch an die Stelle des göttlichen setzt, wo dieses anfängt in der Trockenheit oder gar Verunreinigung des Lebens seine Sehkraft zu verlieren. Und werden diese zu mächtig in dem Menschen, so kann der Abend kommen, und der Mensch gelangt doch

nicht wieder zum Schauen und zu der Begeiſterung; aber dann ſind auch die Schrecken der Zernichtung in ihm, und ihm leuchtet kein freundliches Abendgeſtirn, wenn er auf ſchauerlichem Pfade in die Nacht hinein tritt.

Aber wer denn, fragte von neuem der Jünger, an unſern lieben Abend- und Hoffnungsſtern nicht glauben wollte, wie ſollen wir ihm denſelben zeigen? Wie können wir ihm überhaupt das Ewige und Göttliche beweiſen?

Mein Freund, entgegnete der Meiſter, das Göttliche, das Ewige läßt ſich mit Worten nicht beweiſen. Es iſt das Uranfängliche wie in dem Seyn, ſo in dem Schauen, der Quell des Paradieſes, aus dem das Leben und Seyn, wie das Wiſſen und Erkennen hervor ſtrömt; das Feſte, Gegebene, das allen Beweiſen zu Grunde liegt, und wovon wir allein nur, als von dem an ſich Wahren, von innen Empfangenen und in einem tiefen Schauen Erkannten ausgehen können. Dafür gibt es nur Einen Beweis, es in ſich zu haben in lebendiger Kraft, und wir verlangen

dann gar nach einem Beweiſe nicht. Nur da, wo es, erſt beſeſſen, dann vermißt, und als ein verlorenes Gut erſehnt wird, ſucht man es zu beweiſen, ohne daß doch der, in dem es nicht ſelbſt lebt, mit allen Beweiſen einen rechten Glauben daran zu gewinnen vermöchte.

Aber, fragte der Jünger, wie kann der, dem es ſich entwunden, oder der vielmehr ſelbſt unſelig ſich davon losgeſchieden, es wieder gewinnen?

Allein nur, verſetzte der Meiſter, in göttlichem Ringen, daß er von ſich abthue, was in ihm iſt, und in einem heiligen Reinigungsbade die Wiedergeburt gewinne. Und fängt der Menſch in erneuetem Glauben und Lieben nur wieder an, das ſelige Gefühl des Lebens in ſich zu gewinnen, ſo ſucht er keine Beweiſe ſeines Lebens und des Grundes ſeines Hoffens mehr. Der Glaubende und Lebende hat die göttliche Gewißheit in ſich, „daß, wer glaubet, leben wird, ob er gleich ſtirbt, und daß, wer lebet und glaubet, nie wird den Tod ſehen.“ Und in wunderbarer Macht entfaltet ſich, ſiegreich, und allbewältigend, immer

mehr das Leben in ihm. Ihm kann nichts schaden und ihn nichts verletzen; was ihn von außen verwundet, das heilt ihn von innen; was von außen ihm entnommen worden, empfängt er als eine köſtliche Zugabe in ſich ſelbſt; je ärmer er in der Außenwelt wird, um ſo mehr wächſt die Fülle in ſeinem Herzen; je mehr alle irdiſchen Geſtalten ſich von ihm abkehren, um ſo reicher wird die Verſammlung der himmliſchen, die ihn aufgenommen, und das Aeußerſte und Letzte, was die vergängliche Welt ihm zufügen kann, iſt das Beſte für ihn, daß ſie ihn anſtoße aus ihrem Reiche, und er damit, in der Kraft und Fülle ſeines unverſieglichen Lebens, hinüber in das ewige Himmelreich und deſſen verklärten Geſtalten in die Arme ſinke. Aber wer dieſen Sieg des Lebens nicht gewonnen, und in den Schauern der Zernichtung bebt und wankt, der wendet ſich umſonſt nach Troſt zu den Weiſen Gottes, er glaubt ihnen nicht und ihre Reden ſind ihm eine Thorheit; und vergeblich nach Beruhigung zu den Weiſen der Welt, ihr Wort ſtärkt und erquickt

ihn nicht; und statt des reichen, seligen Seyns, des voll strömenden Lebens ist er froh, am Ende jenseits nur ein ärmliches Seyn, wie sein gegenwärtiges ist, glauben bewahren zu können, und die ewigen herrlichen Gestalten, die von oben uns hernieder winken, achtet er verloren, und alle die heißen und tiefen Wünsche gibt er hin und die seligen Hoffnungen alle, die wir hegen von unserer Jugend an bis zu unserm Alter, und die in den Stunden schöner Begeisterung uns so nahe treten, daß wir sie auch jetzt schon zu fassen und fest zu halten glauben.

Da richtete sich schnell, wie aus sich selbst empor der Jüngling, und aufrecht stand die hohe, schöne Gestalt da, und seine Augen blickten auf zu dem Himmel und seine Hände falteten sich, wie zu dem Gebethe; sein weites Gewand floß in vielen Falten hernieder, und eine Stimme der Wehmuth und Freude erklang aus den innersten Saiten seiner Seele.

O lieber Meister, da rührest du an die Tiefe in mir, diesen Quell, woraus der Schmerz fließt

und die Wonne. Siehe, dieſe ewigen Geſtalten ſind es, nach denen mein Geiſt ringt, und die er feſt zu halten ſich bemüht, ſeit die herrlichſte von allen irdiſchen ſich ihm entwunden, und nun als ein himmliſches Gebilde ihn umſchwebt. Und oft gelingt es mir ſie feſt zu halten, aber dann haucht mich wieder an das Zagen des Lebens, und da haben mich neulich Worte aus einem Buche, wie feindliche Geſchoſſe, an meinem innerſten Leben verwundet: die Herrlichen ſeyen nur Gebilde unſerer eigenen Phantaſie, oder, wenn ſie auch lebten und wir fort lebten, ſo würden wir ihnen nie mehr begegnen; von uns los geriſſen ſchwebten ſie fort auf ihrer Bahn, wir auf der unſrigen; aber an kein Wiederfinden ſeye zu denken.

Sieh, lieber Meiſter, fuhr er fort, das iſt es, was mich ſo tief betrübt. Sie, die Herrlichſten nicht wieder finden? Leben und ohne ſie leben? — Ich ſoll untertauchen und mich ſelbſt verlieren in einem Meere göttlicher Wonne? — Habe ich denn in der göttlichen Liebe mich nicht ſelbſt

verloren, und das hohe Wunder vollbracht, fort zu leben als ich, und doch nicht ich selbst zu seyn? — Aber sie, die Herrlichen, kann ich nicht verlieren, sie nicht aufgeben, die mir hier die Gottheit offenbarten, mit denen vereint ich erst göttlich zu leben und zu denken lernte! —

Es wäre alles das nur ein Traum gewesen? — Aber warum gab der ewige Geist mir diesen Traum? — Ich verlange nichts anderes, als so fort zu träumen; er kann mir kein Erwachen geben, das seliger wäre. — Ja, du ewiger Geist, so habe ich oft gebethet, und es mag vielleicht sündhaft seyn, dieß Gebeth zu wiederhohlen, sündhaft, so zum ersten Male gebethet zu haben, aber ich kann nicht anders, ich muß so bethen: du Ewiger, der du mich schmerzhaft aufgestört hast aus meinem Träumen in diese Todesbetrübniß, lösche lieber ganz aus den Lebensfunken, gib mir kein anderes Erwachen, willst du mich nicht wieder erwecken zu dem seligen Träumen! —

Da sprach gar ernst und fast traurig, und doch mild und freundlich der Meister: Höre sie nicht,

die Schwankenden, welche nicht getrunken haben aus dem Quelle des Lebens und der Begeisterung und die Wonne nicht kennen, mit ihrem ganzen Seyn ein anderes hohes Wesen umfangen zu halten. Kehre dich ab von den Weisen der Welt zu dem göttlichen Meister, dessen Herz groß genug war, eine ganze Welt zu umfassen und für eine Welt zu bluten. Siehe, wie hell das herrliche Dreygestirn in ihm leuchtet, in dem es erst sein volles Licht gewannen hat, der das ewige selige Leben nicht beweis't, der es in sich trägt, und allen gibt, die an ihn glauben. Und wie wonnevoll klingen dem Herzen seine Worte, die er scheidend sprach zu den trauernden Freunden: „ich will wieder kehren und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seyd, wo ich bin.“

O mein Freund, nach diesem großen, weiten Hause des Vaters und den dort Versammelten waren von jeher voll Sehnsucht die Blicke aller Lebenden hin gewendet. Und hier kann nicht das müßige Sinnen eines einzelnen, eines verirrten Geistes, hier muß das entscheiden, was als ein

urſprüngliches und allgemeines und eben darum untrügliches Schauen und Ahnden, ein tiefer Wunſch, ein kaum in Worten aus zu ſprechendes Sehnen ſich in dem Grunde unſeres Weſens regt, und in ſo vielfacher Geſtalt es ſich äußere, zu jeder Zeit, in allen Geſchlechtern der Erde hervor tritt und gerade am ſtärkſten und hellſten hervor leuchtet in den Herrlichſten und Edelſten unſeres Geſchlechtes, die in dieſem Glauben gelebt und göttliche Thaten vollbracht haben und endlich freudig hinüber getreten ſind.

Und das ewige Seyn, es iſt keine Umwandlung in uns. Die Gnoſis öffnet ſich nur: die Feſſeln ſpringen, und frey und ungehemmt regt ſich nun der göttliche Eingekerkerte, und was nur ein leiſes Sehnen, ein geheimes Ahnden in ihm geweſen, wird nun zu voll kräftigem Leben. Und die Geſtalten, die wir in dieſer unſerer innerſten Welt auf genommen, mit denen uns nicht Fleiſch und Blut, ſondern das Göttliche und Unvergängliche in uns verbindet, die ſo mit uns verwebt ſind, daß ſie in uns eingegangen und wir aus

uns heraus getreten sind und in ihnen die schönere Wohnung gefunden haben, diese halten wir fest in uns. Wir fühlen es und sind dessen gewiß, entweder selbst müßten wir in das Nichts zergehen, oder, so lange wir leben und sind, werden sie mit uns und wir mit ihnen seyn, deren Gedanke auch nach ihrer Trennung noch uns hebt und begeistert, deren Nähe wir in uns fühlen, und die in den letzten Stunden, wenn die Welt uns immer mehr aus dem Blicke entschwindet, in uns selbst uns um so näher treten, immer mehr eine freudige Ungeduld in unsere Seele hauchen und endlich, wenn die Bande sich lösen, als himmlische Gestalten uns hinan tragen in die ewige, selige Heimath.

In so begeisterter Rede waren der Meister und der Jünger aus dem Dunkel des Waldes, in dem sie, ihrem Ziele entgegen wandernd, hinab gestiegen, wieder auf die freye Höhe hervor getreten; da leuchtete ihnen das erste Morgenlicht mit hellem Scheine über den purpurnen Bergen entgegen, und da nun plötzlich der goldene Strahl

ſie begrüßte, war es den beiden Wanderern, als wollten die Himmliſchen ein Zeichen geben, daß wahr ſeye das Wort, das ſo eben der Greis geſprochen. Sie ſtanden beyde und ſchaueten in das Morgenroth, und der Jünger hatte allen Schmerz vergeſſen, und ſein Angeſicht leuchtete in unausſprechlicher Wonne. Der Meiſter aber ſprach, in ſeligem Lächeln den Blick nach dem Frühlichte hin gewendet: Ja, Liebling, es wird tagen und ſo ſchön bricht der Tag herein. Siehe dieſe Hülle an, wie ſie ſchon zerfällt, die Bande ſich loſen. Der Fuß wankt, das Auge iſt dunkel, kaum ſo viele Haare noch decken den Scheitel, daß die Winde hinein wehen können. Aber es iſt licht in mir; es graut mir vor der Nacht nicht; freudig tauche ich mich hinab unter ihren Schleyer, denn ſie iſt mir nur die Bewahrerin der ewigen Sterne.

Ein hellerer Schein umfloß ſie, und ſie ſtanden wie verklärt in dem Glanze der Morgenröthe. Aber da es in ihnen ſelbſt ruhiger ward, fühlten ſie nun auf der freyen Höhe den kalten Hauch des Morgenwindes, und ſeinen Gefährten zum

Weiterschreiten ermunternd, sprach der alte Meister:

Wie die Lüfte frischer wehen, nun der Tag den Sieg erringt. Die Freunde harren unser; eile, laß unsre Schritte uns beflügeln; wir gehen dem Morgen entgegen.

Von

dem geistlichen Liede

besonders

den ältern

# Kirchenliedern.

---

Von

dem Verfasser

von

Wahl und Führung.

Heidelberg.

Druk und Verlag von

August Oßwald's Universitätsbuchhandlung

1824.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

## 1. Kraft des Liedes.

Man hat oft und viel die erheiternde und beſänftigende, reinigende und erweckende, erhebende und begeiſternde Kraft des Liedes geprieſen, und es kann in der That zu viel nicht hiervon geſagt werden. Wie in den Klängen und Tacten einer beſſeren Welt dringt die harmoniſche Stimme der heiligen Dichtung zu der bewegten Seele. Frühe in der Jugend, vielleicht als die erſte fromme Gabe unſerer Erzieher, nehmen wir das geiſtliche Lied in unſer Gedächtniß auf, und es klingt nun durch unſer ganzes Leben bei den vielfältigſten und verſchiedenartigſten Anläſſen in uns wieder, und die Töne des Liedes ſind vielleicht der letzte Hall, in dem ſcheidend der befreiete Geiſt ſich von ſeinen Banden losſagt. Das von der Gnade und allen den Segnungen ſeines Gottes erfüllte Gemüth ſtimmt ihm einen Lobgeſang an. Der ſtille Betrachter, der ſich ergriffen fühlt von den Wundern der Schöpfung und allen den Wundern ſeiner eigenen Führung, findet in dem Liede den Ausdruck deſſen, was ihn innerlich bewegt. In dem Busgeſange fleht der Sünder die ewige Erbarmung an; auf den Flügeln des Liedes hebt der Geiſt des Betenden ſich mächtiger empor, und lindernd und beſchwichtigend weben die Wohllaute des Liedes in das von den Kämpfen des Daſeyns zerriſſene Herz. Der einſame Fromme ſingt in ſeiner verſchloſſenen Kammer; der Hausvater vereint ſeine Stimme mit denen der

Mutter und der Kinder, und es sind das die seligsten und reinigendsten Stunden des Hauses, die durch andachtvollen Gesang geheiligt werden; das hohe Gewölbe des Gotteshauses hallt wieder von dem Gesange der versammelten Gemeinde, der, von den Tönen der Orgel empor getragen, zu der noch höhern Wölbung des Himmels hinaufsteigt. Dem Wanderer ist sein frommes Lied ein freundlicher Begleiter; wenn er in dem Morgenstrahle durch das hellbeleuchtete Land schreitet und sein ganzes Herz und Gemüth sich aufthut, wie die Blume, die sich dem jungen Tage öffnet, oder er in das Abendroth schaut und in aller Gluth die Sehnsucht nach der lieben Heimath in ihm heraufquillt: da singt er sein Lied und empfiehlt dem Lenker seiner Bahn die fernen Geliebten, die jetzt mit der gleichen Innigkeit seiner gedenken, wie er singend für sie betet. *) Wir lesen von schwer Versuchten, in denen mit einem Male der Klang des Liedes laut wurde, und, wie ein Bothe aus der Höhe, die Lockung von ihnen scheuchte; — von gefahrvoll Umdrängten, wie sie in der Noth ihrer Herzen ein frommes Lied laut zu singen begannen, und in dem entschei-

*) So singt Paul Flemming auf der Reise nach dem fernen Persien an dem Schlusse seines Liedes: In allen meinen Thaten:

Gefällt es seiner Güte
Und sagt mir mein Gemüthe
Nicht was Vergeblichs zu:
So werd' ich Gott noch preisen
In manchen schönen Weisen
Daheim in meiner Ruh.

Indeß wird er den Meinen
Mit Segen auch erscheinen,
Ihr Schutz, wie meiner, seyn;
Wird beiderseits gewähren,
Was unser Wunsch und Zähren
Ihn bitten überein.

denden Augenblicke den wankenden Muth und die volle Ruhe zu handeln wieder gewannen. Unter dem begeisternden Rufe des Gesanges sind oft schon Christliche Streiter in die Schlacht und in den Tod gegangen; und selbst zwischen Nacht und Grauen läßt sich in unterirdischer Höhle die Stimme des Gefangenen vernehmen, und er fühlt nicht die Last der Fesseln, welche seine Glieder beschweren, indessen der nicht zu fesselnde Geist, in den Wogen des Liedes hinanschwebend, seiner ewigen Freiheit sich bewußt ist. Und wie oft nicht hat man uns alle, die wir, außer so manchen Banden, welche uns umengen, selbst mit den drückendsten Fesseln uns beladen, mit Gefangenen verglichen, und wo sich, in der Enge des Daseyns, die Sehnsucht am heißesten in uns entzündet, wo unser ganzes Wesen nach Freiheit und Erlösung ringt, wo wir das Wort suchen für das tief Empfundene, den Laut für das Unaussprechliche; was kann da allein uns helfen, als das heilige, innige, fromme Lied mit seinen Flügeln und seinem Wohlaute?

Dieß ist des Liedes Kraft und Segen.

Für uns Protestanten aber — deren Bestreben nicht, wie man uns vorwerfen möchte, auf eine frostige Reflexion und ein Verläugnen des Heiligen, sondern auf das reine, bild- und schmucklose Leben in Christus und das Uranfängliche in seiner Einfalt, aber auch seiner Kraft und Fülle gerichtet ist — gewinnt das kirchliche Lied noch dadurch an hoher Bedeutung, daß es, neben dem ewigen und lebendigen Worte selbst, das einzige Erweckungsmittel bei unserm Gottesdienste ist; aber freilich auch ein Weckungsmittel, außer dem es, wo es rechter Art ist, kaum eines andern mehr bedarf, und wodurch die Seele voraus gestimmt und gereinigt und dem Rufe des Wortes geöffnet wird. Dabei mögen alle diejenigen, welchen der Reichthum *) unserer geistlichen Lieder nicht verbor-

*) In A. H. Rambach's bekannter Sammlung sind allein aus dem Zeitraume von 1524 bis 1757 über dreihundert prote-

gen ist, aus diesem abnehmen, ob ein religiöser Glaube ein nüchterner genannt zu werden verdient, der das Gemüth so tief anregt, und sie mögen, wenn sie alle diese herrlichen, seit der Zeit der Wiedergeburt der Kirche von uns gedichteten Gesänge überschauen und das tief Erweckliche und Bilderreiche derselben erwägen wollen, einsehen lernen, wie es auch eine Poesie und Dichtung des innern Lebens gibt, und wie für diese erst da der Geist aufgeschlossen wird, wo er sich von den zerstreuenden Bildern von außen und dem Dienste der Sinne zu der reinern Beschauung des Göttlichen wendet.

Wir selbst haben uns von jeher durch innere Stimmung dem Liede besonders befreundet gefühlt; mit allen den Schätzen unserer geistlichen Liederpoesie sind wir aber erst vertraut geworden, seit wir in dem Auftrage der Liedersammlung für ein christliches Gesangbuch uns mehr und angelegentlicher damit beschäftigt haben. So haben wir in dem Raume weniger Jahre mindestens 9000 Lieder älterer und neuer Zeit gelesen, und dabei uns oft die Frage aufgeworfen: welches denn nun das Wesen und die Erfordernisse eines echten geistlichen und kirchlichen Liedes seyen? wo wir die echten Lieder zu suchen und wohin daher alle diejenigen, die nach einer innigern Befriedigung des in ihnen erwachten religiösen Bedürfnisses verlangen, sich jetzt zu wenden haben? Die Resultate, worauf wir durch unser Nachdenken geführt wurden, legen wir hier der Prüfung der

---

stantische Liederdichter namentlich aufgezeichnet, von denen Sammlungen viele über hundert, ja einige gegen und selbst bis über tausend Lieder umfassen. Von wie vielen bekannten Liedern sind außerdem die Verfasser nicht bekannt geworden, und wie manches in frommer Stille gedichtete Lied ist gar nicht zur Oeffentlichkeit gelangt. Daraus mag man denn die ganze Masse unserer religiösen Lieder und den Geist der Dichtung selbst unter den Protestanten ermessen.

Freunde des kirchlichen Liedes vor, mit dem herzlichen Wunſche, daß ſie, was wir ihnen in Liebe übergeben, mit Liebe und Freundlichkeit aufnehmen möchten.

---

## 2. Bedingungen des Chriſtlichen und Kirchlichen Liedes.

Das Erſte, was ſich uns entgegen bietet; iſt die Beobachtung, daß nicht jede fromme Rede, welche in den Maaßen des Verſes und mit dem Klange des Reimes erſcheint, ein geiſtliches und kirchliches, oder überhaupt ein Lied ſeye und die geprieſene Einwirkung auf das Gemüth hervorzubringen vermöge. Denn dieſe übt das Lied nur da, wo es uns bei ſeinen Klängen — und dieſe vernehmen wir bei dem echten Liede, ob wir es leſen, oder hören, oder ſelbſt mit einſtimmen — faſt eben ſo zu Muthe iſt, wie wenn wir in die wunderbare Schöpfung hinein oder zu dem Sternenhimmel aufſchauen, oder wenn wir die ehrwürdige Geſtalt eines Betenden vor uns erblicken und ſeine glaubenden und vertrauenden Worte zu unſerm Herzen dringen, oder als wenn wir den Kämpfer, in aller Bedrängniß ungebeugt und mit zu dem Himmel erhobenen Angeſichte, vor uns ſtehen und in unſerem Geiſte die Krone des Sieges auf ſein Haupt hernieder ſchweben ſehen, oder auch als ob mit einem Male alles Innigſte und Beſte, was wir je empfunden, geahndet und gedacht haben, in einem Worte, das wir lange vergeblich ſuchten, vor uns laut würde. Dieſe Wirkung bringt nur die Poeſie hervor, und ſo iſt die erſte Bedingung jedes geiſtlichen und kirchlichen Liedes, daß es wirklich Poeſie und die Art der

Dichtung ſey, die wir ein Lied nennen, d. h. daß es hervorgegangen ſey aus jener tiefern Erregung und der in uns erhöheten Macht des innern Lebens und der geſteigerten Stimmung des Gemüthes, wie dieſe in dem lebendigen Anſchauen des Göttlichen und dem Auffaſſen des Idealen in allen irdiſchen Erſcheinungen und Verhältniſſen in uns geweckt wird. Wer ſich ganz nüchtern und ruhig fühlt, der dichtet nicht, und er ſingt ſchon nicht. Nur erſt, wann es ſich innen regt, ſuchen wir das Lied, und dem ſo Erregten genügt es dann oft nicht, ſeine Stimme laut werden zu laſſen; er begleitet auch den Geſang mit vielfältigen Bewegungen des Körpers, ſo wie denn die Naivetät älterer Lieder häufig das Singen und Springen zuſammenſtellt. So z. B. in Gerhardt's herrlichem Liede: Ich ſinge dir mit Herz und Mund, Strophe 13.

Wohlauf, mein Herze, ſing' und ſpring',
Und habe guten Muth,
Dein Gott, der Urſprung aller Ding',
Iſt ſelbſt und bleibt dein Gut;

und Luther beginnt ſein Lied:

Nun freut euch, lieben Chriſten, g'mein
Und laßt uns fröhlich ſpringen,
Daß wir getroſt und all'n Ein
Mit Luſt und Liebe ſingen.

Dieſe innere Bewältigung iſt es denn auch allein, was die Maaße der gebundenen Rede nöthig macht. Die Erregung iſt allzu innig und die begeiſterte Seele würde, indem ſie überall das Bild, das Wort, die Redeweiſe ergreift, welche ſie am mindeſten in ihrem Fluge hemmt und worin ſie das Göttliche am unbeengteſten in ſeiner ganzen Fülle zu erfaſſen glaubt, zuletzt in das Unermeßliche, in das Bild- und Raumloſe ſich verlieren, wenn ſie nicht ſelbſt ſich freiwillig gewiſſe Feſſeln anlegte. Aber dieſe von der andern Seite müſſen ſelbſt wieder dazu dienen, die Fülle der Begeiſterung, die Macht

des innern Lebens zu stärken und zu erhalten und den beseligenden Zustand des Geistes zu erhöhen, der, ohne in das Ungemessene auszuschweifen, nun auch noch in dem melodischen Wogen, in den dem Grade der innern Erregung angemessenen Tacten des Versmaaßes sich bewegt; und was vielen unserer besten Lieder eine so wunderbare Anmuth verleiht, ist eben dieser Wogenschlag des Verses, der mit der gestärkten oder geschwächten Bewegung des Gemüthes an Schnelligkeit ab- und zunimmt, und wodurch auch in dem Verse schon die innere Erregung fühlbar wird.

Wir weisen hier auf die beiden bekannten Lieder: *Sollt' ich meinem Gott nicht singen* und *Ach wie nichtig, ach wie flüchtig*, hin. Wer fühlt nicht in dem erstern, wie das bewegte Gemüth stets von neuem in seinen Ruhepunct zurücksinkt, so oft an dem Schlusse der Strophe das gewaltig ausgesprochene Thema des Ganzen wiederkehrt:

Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.

Und in den schnellen Tacten des zweiten Liedes:

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
Ist der Menschen Leben!
Wie ein Nebel bald entstehet
Und auch wieder bald vergehet,
So ist unser Leben; sehet!

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig
Sind der Menschen Tage.
Wie ein Strom beginnt zu rinnen
Und mit Laufen nicht hält innen,
So eilt unsre Zeit von hinnen! u. s. w.

hören wir gleichsam auch die vergänglichen Dinge vorüber rauschen und fühlen uns von ihrer Bewegung mit ergriffen, die immer nur erst an dem Schlusse der Strophe, wo der

Dichter das Resultat der Betrachtung zusammen faßt, wie mit Einem Schlage gehemmt wird.

Auf eine gleiche Weise giebt sich ganz besonders in jenen innigen und frommen Liedern, welche eine gewisse Ansicht, die sich nie mit denselben befreunden wird, die pietistischen zu benennen beliebt, sehr häufig in der Wiederkehr gewisser Reime und der Bewegung der Verse die beseligende Ruhe in dem beschaulichen Gemüthe des Dichters kund, wie in dem folgenden:

Vergiß mein nicht,
Daß ich dein nicht vergesse
Und meiner Pflicht, die ich, o Wurzel Jesse,
Dir schuldig bin! Erinnre stets mein Herz
Der unzählbaren Gunst und Lieblichkeiten,
Die du mir ungesucht hast wollen zubereiten;
Du wirst, was mir hinfort gebricht,
Vergessen nicht.

Verlier' mich nicht,
Mein Hirt, aus deinen Armen,
Aus deinem Schooß, aus deiner Huld Erbarmen,
Von deiner Weid' und honigsüßen Kost,
Aus deinem Führen, Locken, Warnen, Sorgen,
Das ich bei dir genieß' vom Abend bis an Morgen,
So lang dein Stab sein Amt verricht't;
Verlier' mich nicht u. s. w.

oder in dem andern: Die Seele ruht in Jesu Armen, wo in Strophe 2. der Friede der zu Gott heimgegangenen Seele also geschildert wird:

Sie ist nun aller Noth entnommen,
Ihr Schmerz und Seufzen ist dahin;
Sie ist zur Freudenkrone kommen,
Sie steht, als Braut und Königin,
Im Golde ew'ger Herrlichkeiten,
Dem großen König an der Seiten,

Sie ſieht ſein klares Angeſicht!
Sein freudenvolles, lieblich's Weſen
Macht ſie nun durch und durch geneſen;
Sie iſt ein Licht im großen Licht!

Daß nun aber dieſe innere Erregung auch in einer kühnen Redeweiſe, in einem Reichthume vielartiger Bilder ſich kund gebe, iſt nicht gerade nothwendig. Vielmehr ihre Aeußerung iſt doppelter Art. Sie wählt zum Theil den reinen, ungeſchmückten, faſt ganz bildloſen Ausdruck des frommen Gefühles, der Andacht, des ſtillen, in Gott ruhenden Glaubens, und es iſt in allen den Liedern dieſer Art, wie in dem ſchon genannten: In allen meinen Thaten, oder in Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte; Was Gott thut, das iſt wohlgethan ꝛc. dieſe Unmittelbarkeit des Ausdruckes der innern Regung, in die keine Reflexion, kein Zweifel ſich miſcht, was, wie die Stimme des eigenen Herzens, wie die großen Laute der Schöpfung, oder in ihrer höchſten Erhabenheit, wie ein Ruf Gottes, mit ſo tief inniger Gewalt uns anſpricht. Zum Theil freilich ſind dann dieſe Lieder zugleich in Wort und Bild überſchwänglich reich, ſo daß die ganze Außenwelt dem Dichter zu einem Spiegel ſeines Innern dienen muß und er ihre Bilder faßt und häuft, um in denſelben, wie in wunderbaren Hieroglyphen, für den Geiſt, dem das Verſtändniß nicht mangelt, das auszuſprechen, was in ſeiner Höhe und Tiefe zu umſchließen jedes Wort zu arm iſt.

Als Beiſpiel eines der reichſten Lieder der letztern Art kann das folgende angeführt werden, das wir überhaupt als eines der herrlichſten betrachten müſſen, die je gedichtet worden.

Wie thöricht handelt doch ein Herze,
Das außer Jeſu Ruhe ſucht,
Und ſich mit tauſendfachem Schmerze
Abmattet, und, als auf der Flucht,

Dem Rauch und Schatten stets nachrennet,
Bald dieß, bald jenes sich erwählt,
Und doch des rechten Zwecks verfehlt,
Weil es nicht seinen Ursprung kennet.

Ein Stein kann keine Ruhe haben,
So lang er in den Lüften schwebt;
Kein Thier kann sich im Wasser laben,
Das, wie kein Fisch, auf Erden lebt;
Das Vöglein schwingt sich in die Höhe,
Das Würmlein kriecht in seiner Erd,
Und alle Creatur begehrt,
Daß sie in ihrem Ursprung gehe.

Und du, der du von Gott gekommen,
Ein Hauch und Strahl von seinem Geist,
Bist dergestalt dem Witz entnommen,
Daß man dich billig thöricht heißt,
Weil du auf Erden dieß willst finden,
Was nur der Himmel geben kann;
Doch glaub', es gehet nimmer an!
Die Thorheit ist nicht auszugründen.

Und nun der Schluß des Liedes, die drei letzten der zehn Strophen, die es umfaßt, wie der, welcher sich Gott vereint, Ruh' und Frieden zu allen Zeiten findet.

Da ruht das Kindlein recht mit Frieden,
Gar sanft in seiner Mutter Schooß;
Der Wandersmann wird, nach Ermüden,
Des Tages Last und Hitze los.
Die Fesseln werden abgenommen,
Die den Gefang'nen vor gedrückt;
Das Schifflein ist dem Sturm entrückt
Und nun in seinen Port gekommen.

Das Kühlein kommet zu der Hennen,
Das Schäflein, das sich vor verirrt,
Kann nun des Hirten Stimm' erkennen
Und wird der Heerde zugeführt.

Der Sohn, der ſich bisher verloren
Und in die Ferne weggewandt,
Wird von dem Vater nun erkannt,
Und gleichſam wieder neugeboren.

Drum, Seele, lauf' in vollen Sprüngen,
Ach, gehe ein zu deiner Ruh'!
Und glaub': es muß dir hier gelingen,
Sagſt du nur Gott die Treue zu.
Hier ſchmeckeſt du bereits den Frieden,
Den alle Welt nicht geben kann;
Dort gehet recht die Ruhe an,
Da du von Gott nie wirſt geſchieden.

Und wie, möchte man fragen, könnte es ein geiſtliches Lied geben, dem die erſte Bedingung aller Dichtung mangelte? Schon die Benennung eines geiſtlichen Liedes ſagt unendlich viel. Es ſoll in dem Liede etwas fühlbar werden, was in dem endlichen Geiſte in ſeinem Ergriffen ſeyn von dem ewigen Geiſte vorgeht; und ſo erſcheint denn hier die innere Erregung in der beſtimmten Geſtalt als fromme Begeiſterung, als heilige Andacht.

Dieſe fromme Begeiſterung wird aber dann in dem Chriſtlichen Liede noch näher beſtimmt durch den Ausdruck einer Chriſtlich frommen Erregung; — einer Erregung, wie ſie dem Gemüthe eigen iſt, das ſich in Chriſtus dem Vater vereint fühlt und in Chriſtlicher Weiſe und Geſtalt das Himmliſche und Irdiſche zu ſchauen und zu ſchätzen ſich gewöhnt hat. Und wie günſtig iſt hier die Chriſtliche Religion vor jeder andern der Poeſie. Denn das Chriſtenthum zieht einmal den Geiſt von allem ab, was, als ein irdiſches und beſchränktes Gebilde, an die Stelle des Göttlichen treten könnte, und führt ihn in die unmittelbare Nähe Gottes ſelbſt; aber von der andern Seite läßt es uns auch Gott ſchauen, nicht als ein Allgemeines, Abſtractes, was dichteriſch nicht gefaßt werden kann, ſondern in dem Bilde, an das alle innigſte und wärmſte Gefühle des Herzens, ſo wie die erhaben-

ſten Gedanken des Geiſtes geknüpft ſind, in dem des Vaters in dem Himmel, der ſein himmliſches Reich unter uns gegründet hat und uns alle, als ſeine Kinder und Erben, in daſſelbe aufnehmen will. Daraus gehen nun ſchon für die Dichtung alle die Anſchauungen und Bilder eines unendlichen, in Raum und Zeit nicht beengten Reiches, und neben denen des Vaters die des väterlichen Lenkers und Herrſchers hervor. In Ihm, dem Einen, ſind Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit, Niedriges und Hohes, Gegenwärtiges und Zukünftiges in einander geſchlungen, und er ſendet uns, das Werk ſeiner Liebe und Gnade zu vollenden, unſern Erlöſer, Jeſus Chriſtus.

Welch eine überaus herrliche und überſchwänglich reiche und tiefe Perſönlichkeit bietet ſich ſomit wieder in ſeinem Heilande nicht etwa bloß der Phantaſie, ſondern dem ganzen Weſen des Dichters dar, ſo daß Leben und Dichtung auf das vollkommenſte hier in ihm in Eines zuſammen fallen! Den, welchen ſein Lied verherrlichet, will er erfaſſen mit allem, was in ihm iſt; ſelbſt der werden, welchen er ſingt, und was könnte er Höheres ſchauen, welchen Gegenſtand auffaſſen, der mehr geeignet wäre, alle Gluth der Begeiſterung in einer frommen Seele zu entzünden, als der demüthige Menſchenſohn, welcher zugleich der Sohn Gottes, mit dem Vater Eines der Weg und die Wahrheit und das Leben iſt? Und indem der Göttliche unter uns wandelt, und unſer irdiſches Loos von der Wiege bis zu dem Grabe mit uns theilt und das Maaß alles deſſen erſchöpft, was nur einem menſchlichen Herzen beſchieden iſt; ſo ſehen wir nun auch alle Momente des irdiſchen Lebens: das Erwartet werden, die Geburt, die ſtille Demuth in dem älterlichen Hauſe, das Heranreifen, das öffentliche Erſcheinen und Wirken, die fleckenloſe Reinheit, die Erbarmung, die alles opfernde Liebe, den Glauben, den Gehorſam, die Ergebung in den Willen des Vaters, den Erdenkampf in ſeinem Schmerze und in ſeiner Wonne, das bange Leiden, das Ringen in dem Tode und endlich das Erbleichen ſelbſt, —

alle diese Tugenden, Schicksale und Zustände in ihrer ganzen Folge in Christus, wie in höherer Verklärung, hervortreten. Und für den von der Sehnsucht nach dem Ewigen ergriffenen Geist leuchtet dann in herrlichem Glanze die Auferstehung des Herrn. Der Tod ist verschlungen in den Sieg! Schon auf der Erde eröffnen sich dem Erlöseten die Pforten des himmlischen Reiches, das zwölf hohe Apostel gegründet und das heilige Märtyrer mit ihrem Blute getränkt und erweitert haben. Das Irdische wird von dem Himmlischen umfangen, der Schmerz verklärt zur Wonne, denn er gibt die ewige Siegeskrone und die Seele, die das Leben gewonnen, trägt auch das sichere Gefühl von dessen unzerstörbarer Dauer in sich. Da ist kein Zweifel, kein ängstliches Suchen, kein Bangen und Zagen; da ist die Fülle und das Genügen, der Quell, der in das ewige Leben hinüber strömet und alle, die nicht in der Eitelkeit der Dinge oder des Wissens oder ihres eigenen Selbst gefangen gehalten werden, mit sich hinüber trägt.

Diese für dichterische Erregung so günstige Macht der Erscheinung des Herrn gewinnt aber dadurch noch an erhöhetem Gewichte, daß das Reich Gottes sich erbauet auf dem Grunde eines mit seinem Nahen entschwindenden Volkes, das mit seiner Geschichte, seinen bürgerlichen und kirchlichen Instituten und allen seinen außerordentlichen Führungen ihm voran gegangen und in welchem es vorbereitet worden. Und dieses Volk in seinem außerordentlichen Lande, in welchem Einöden und Lustgefilde mit einander wechseln, muß uns Menschen einer spätern Zeit um so mehr ansprechen, je näher es der Natur steht und je mehr es uns das ganze Leben noch in einer einfachern Gestalt und in minder künstlichen Verhältnissen zeigt. Bis zu der Wiege unseres Geschlechtes werden wir in der Geschichte desselben zurückgeführt. Wir weilen in den Zelten der ehrwürdigen Patriarchen; wir sehen ihre Nachkommen, nun schon zu einem Volke erwachsen, in Aegypten unter schwerem Drucke seufzen, aber auch den Gewaltigen erstehen, der sie aus der Gefangenschaft führt und ihnen Gottes Gesetz

von den Höhen Sinai's verkündet. Das Prüfungs- und Wanderleben in der Wüste dauert fort, bis endlich die Söhne der Widerstrebenden in das ihren Vätern gelobte Land einziehen. Die Zeit der Richter und Helden beginnt mit ihren Kämpfen und Gesängen, ihren Großthaten und Verirrungen. Die hohenpriesterliche Würde tritt eine kleine Weile in ihrer Hoheit hervor; sie vermag den Zügel des Volkes nicht fest zu halten. In größern Massen erscheint dieses unter seinen Königen, aber unaufhaltsam neigt es sich zu seinem Untergange hin. Da erschallet der Weckungsruf, die Verkündigungen, die Klagen, die Drohungen, die Verheißungen der Propheten; auch sie können den Fall des Volkes nicht hemmen; nur hindeuten auf das, was kommen soll, auf Ihn, mit dem das Gesetz und der Tempel ihr Ende gewinnen, weil er die Gnade und die Wahrheit bringt.

Welch einen unermeßlichen Stoff nicht minder der dichterischen, als überhaupt der frommen Erweckung findet darum nicht auch jeder für das Bessere empfängliche Geist wieder in der Geschichte und den Schicksalen dieses Volkes, in den Thaten seiner Helden, den Liedern seiner Dichter, den Verkündigungen seiner Propheten und den Sprüchen seiner Weisen? Und nun vollends das Evangelium selbst! Es ist nicht das weltlich kluge Mahnen oder die nüchterne Reflexion eines zweifelnden Geistes; es ist das lebendige Wort des Sohnes Gottes. Alle diese Sprüche des innersten, unmittelbaren Schauens und des in Gott gewissen Glaubens! Alle diese Bilder und Gleichnisse des Herrn! — Gibt es etwas, was innen lebendiger anregte und dem Geiste der Dichtung in dem Glaubenden günstiger wäre? Wir haben ein älteres Lied aufgefunden, das freilich noch sehr an Starrheit der Form und den Mängeln eines wenig gereinigten Geschmackes leidet, das wir aber dessen unerachtet hier mittheilen wollen, weil es den Reichthum der Bilder anschaulich macht, welche die Christliche Poesie auch nur für einen einzigen Gegenstand darbietet. Es ist das folgende.

1. Ich wollt' um meines Herren Haupt,
Das ganz in Dornen war verschraubt,
Ein Kronenband mit Golde binden.
Das sollte meine Liebe seyn;
Da braucht' ich noch ein Schmelzwerk drein,
Das wußt' ich nirgend aufzufinden.
Doch traf mein Geist auf guter Bahn
Noch endlich einen Goldschmied an.

2. Der legte mir zu dieser Zier
Der Musser eine Menge für.
Ich wählt' und weiß annoch zu nennen
Ein Haupt, darauf man Balsam goß,
Der auch davon herunter floß,
Doch daß der Leib nicht war zu kennen.
Dabei war dieß die Nebenschrift:
Wohl dem, den dieser Balsam trifft!

3. Zum andern ward mir vorgelegt
Ein Oehlbaum, den man abgesägt
Und frisch mit Reisern überleget;
Dabei ein alter Gärtner stund,
Von dem der umgehackte Grund
Mit Wasser ward umher benetzet:
Und schien's, als sagte dieser Greis:
Wohl dem, der hier steht, wie ein Reis.

4. Drauf legt' er einen Weinstock dar,
Der voller grüner Reben war,
Die theils mit Trauben angefüllet,
Theils aber stunden nur zum Schein;
Und schnitt der Gärtner frisch darein,
Wo solches Laub den Stock verhüllet.
Sein Wort schien dieß zu jeder Frist:
Weg, was kein fruchtbar Reben ist.

5. Das vierte war ein weißes Kleid,
Ein Sinnbild der Gerechtigkeit,
Mit Christi Werken ausgestücket.
Das gab ein Vater anzuziehn;
Der Sohn warf seinen Kittel hin,
Der ganz mit Flecken überstücket.

Und wie es schien, fing dieser an:
Wohl, wenn ich so mich kleiden kann.

6. Drauf kam mir für ein Weizenfeld,
Das große Bild der Christenwelt,
Mit Unkraut hin und her durchsprenget.
Da stund ein hurtig Ackermann
Und schlug mit seiner Sichel an,
Wiewohl der Acker so gemenget.
Doch schien's; als sprach er dieß darein:
Wohl dem, der hier kann Weizen seyn.

7. Das was zum sechsten vor mich kam,
Das war ein edler Bräutigam,
Mit Hochzeitkleidern angeschmücket.
Der bot der Braut die Liebeshand;
Die war in reiner Lieb entbrannt,
Die schaut auf ihn, wie halb entzücket.
Vom Himmel gab es diesen Laut:
Wie selig ist des Höchsten Braut!

8. Darauf kam wie ein Schäfer für,
Zwar schlecht von Kleid und sonder Zier;
Doch lag ein Schaf auf seinem Rücken.
Das schien, als hätt' er's aus der Nacht
Und aus der Irr' anheim gebracht
Und wollt es bei der Heerd erquicken.
Dabei dieß Wort gelesen ward:
Wohl, wenn man hat des Schäflein Art.

9. Zum achten zog in einem Kahn
Ein Fischer seinen Zug heran,
Als wollt' er nun das Netz ausleeren;
Da sah man Fisch' und Koth und Stein'
In einem Garn ergriffen seyn;
Das fing er gleich an umzukehren;
Und mischte diesen Spruch darein:
Wohl dem, der wie ein Fisch kann seyn.

10. Drauf sah ich wie Metall da floß,
Das einer in die Forme goß,

Ein Crucifix daraus zu gießen,
Das im Modell daneben stund,
Wie da der Herr vor unsern Bund
Sein Blut ließ, wie die Ströme, fließen.
Darüber stund das Wort erhöht:
Wohl, wer in dieser Forme steht!

11. Zum zehnten sah ich ein Spital
Und Kranke drinnen ohne Zahl,
Und einen Arzt zu ihnen treten.
Den ließen viel von ferne flehn;
Zu einem schien er hinzugehn;
Der ihn zuvor mit Ernst gebeten.
Dabei ward dieß mir angedeut:
Wohl dem, den dieser Arzt curirt.

12. Daraus macht ich mein Liebesband,
Und bring' es, als mein Seelenpfand,
Und ehre dich mit diesem Rahmen,
Herr, dessen Schrift dieß selbst erdacht,
Sey dieß für mich, was ich die bracht',
Und sprich zu allem selbst das Amen,
So werd' ich, sonder Bild und Schein,
In dir wahrhaftig selig seyn.

Hier sind denn besonders zwei bildliche Redeweisen näher zu berühren, von welchen die eine auch in dem so eben mitgetheilten Liede vorkommt und deren sich besonders früher Christliche Dichter bedient haben, die Liebe und Erbarmung des Herrn und den seligen Zustand der in innerer Wiedergeburt ihm vereinten Seele darzustellen. Es ist die eine diejenige, wozu jene große bei Johannes ausgesprochene Idee: „Siehe das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt!“ *) die Veranlassung gab und worin Christus als das reine, sich selbst opfernde Lamm erscheint. Die andre wurde besonders durch das hohe Lied und einige in der Offen-

*) Joh. 1, 29.

barung Johannis gebrauchte Bilder und die Gleichnisse des Herrn, selbst veranlaßt und sie stellt uns die Seele unter dem Bilde der Braut und ihren Erlöser unter dem des Bräutigams, so wie den Zustand der erstern als einen seligen Brautstand dar. Es sind das Bilder, die eine große Tiefe Christlichen Lebens in sich schließen, und zu denen besonders Christliche Dichter sich hingezogen fühlen mußten, da sie, zumal das letztere, alles darbieten, was nur die Dichtung mit Glanz und Pracht auszuschmücken vermag *); die

*) So heißt es in dem Liede: Immanuel, mein Bräutigam, von dem Schmucke, welcher der bräutlichen Seele angelegt wird:

Du legst mir selbst den Brautschmuck an,
Den Schmuck der reinen Seide,
Mit Liebe werd' ich angethan,
Das Licht wird mir zum Kleide;
Der Glaube ist mein neu Gewand,
Hier ist der Ring, des Geistes Pfand;
Du legst mir selbst den Brautschmuck an,

Mein Lamm, welch überschöner Kranz,
Wie schön ist er gewunden!
Des diamantnen Kreuzes Glanz
Vermehret sich alle Stunden.
Aus Thränen werden Perlen hier,
Der Spott wird Gold, die Schmach Sapphir.
Mein Lamm welch überschöner Kranz!

Sehr viel Poetisches enthält auch das andre alte Lied: Mein schönster und liebster Freund unter den Leuten, oder, wie es schon in den ältern Sammlungen in veränderter Gestalt sich findet: Mein Liebster, mein Schönster, mein Tröster in Leiden. Wir können uns nicht enthalten, auch aus demselben in seiner ursprünglichen Weise ein paar Strophen mitzutheilen, worin die Seele, welche in ihrem Schlafe das Vorgehen des Freundes nicht bemerkt hat, ihre Freude bei dem Anblicke des Rückkehrenden ausdrückt.

indessen ihrer großen Zartheit wegen auch wieder am meisten dem Mißbrauche und dem ungenießbaren Spiele kälterer Geister ausgesetzt waren. Doch selbst das Getändel, das bis zu dem Ekelhaften damit getrieben wurde, hebt die Kraft und Herrlichkeit dieser nicht bloß tief symbolischen, sondern auch wahrhaft poetischen Darstellungsweisen nicht auf, die das Höchste aus dem irdischen Leben, wie ein heiliger und reiner Brautstand ist, wo das Gemüth von Liebe, Hingebung, dem Geheimnißvollen, der Sehnsucht, der Begeisterung und seligsten Hoffnung zugleich bewegt wird, uns doch nur als den schwachen Schimmer eines unendlich höhern und seligern Zustandes erblicken lassen. Aber freilich auch die ganze Reinheit des das Göttliche Betrachtenden nimmt diese Bilderreihe in Anspruch, und was man auch dagegen sagen mag, das kann nicht verkannt werden, wie die Kirche, die von jeher sich dieser Bilder bediente, darin — man erlaube uns diesen Ausdruck — ihre hohe Geistigkeit und die Keuschheit ihrer Dichter bewährte.

---

Er kam auf den Bergen mit Hüpfen und Springen,
Gleich wie ein Reh, welches die Jäger umringen;
Schön weiß und roth war er vor andern geschmücket,
Sein Haupte von Golde und Gelden gestücket.

Die Augen, die blinkten, wie Augen der Tauben,
Ganz völlig, wie stehen an Reben die Trauben,
Die Backen, die sahen wie Sträuchlein in Gärten,
So von Apothekern bereitet schön werden.

Wie schön und wie prächtig war er zu sehen,
Vor andern erwählet, wie Cedern hoch stehen;
Aus seiner Kehl Bächlein wie Zuckersaft flossen,
Aus welchem es schmeckt, ob Honig ergossen.

Wir fühlten uns oft bei dem Lesen dieser alten Lieder von einem ähnlichen Hauche, wie bei dem Anblick mancher guten alten deutschen Bilder angeweht; denn der Starrheit der Form und des Geschmackes einer vorüber gegangenen Zeit unerachtet ist in beiden das wahrhaft Poetische und die Innigkeit eines frommen Gemüthes nicht zu verkennen.

Wenn wir aber so uns genöthigt sehen, die doppelte Darstellung Christi unter dem Lamme Gottes und dem Bräutigame der Seele, als gleich biblisch, wie poetisch, für die heilige Dichtung in Schutz zu nehmen, so können wir dieß unmöglich mit einer andern Bilderreihe, welche sich besonders, neben jener, bei den beschaulichen Dichtern findet, und die aus einer Vereinigung jener beiden Bilder hervorgegangen. Denn weil Christus für uns sich opferte, so wird er nun auch als der Bräutigam, der sich mit seinem Blute seine Braut gewonnen, als der »Blutbräutigam' und das Grab als das Brautgemach, da die Braut sich dem Bräutigam vermählt, dargestellt. Aber wenn hierin immer noch eine gewisse Macht der Idee waltet, so verirren sich diese Bilder vollends in das Spielende, wo nun auch die Wunden des Herrn erscheinen als das Felsenschloß oder die Steinritzen und Höhlen, in welche die bedrängte Seele, als ängstliche Taube, sich rettet. Hier zeigt sich nun das nicht mehr Biblische und die Verbildung des reinen Bildes.

Doch wir werden später wieder hierauf zurück kommen und wenden uns jetzt zu unserm Gegenstande zurück, um zu sehen, wie das geistliche Lied außer der zweiten Bedingung, daß es ein Christliches, daß es aus einer Christlichen Empfindungs- und Anschauungsweise und aus dem Glauben an Christus hervorgegangen, eine dritte Bestimmung dadurch gewinnt, daß es zugleich ein kirchliches Lied ist. Denn hiermit erscheint es nun auch als großes, kirchliches Erweckungsmittel. Es wird nicht bloß von dem einzelnen Frommen oder einer andächtigen Familie in ihrer Abgeschiedenheit, sondern an heiliger Stätte von der versammelten Gemeinde, vielleicht von vielen Tausenden zugleich gesungen. Mit jenen melodischen Tacten der gemessenen Rede vereint sich die Harmonie der Töne. Die beiden Elemente, welche am innersten aus der Seele und wieder zu derselben zurück dringen, fließen hier in einander zusammen: die fromme Erregung in dem geistigen Anschauen und Genusse des Göttlichen, und die Bewe-

gung des gemüthlichen Ergriffenwerdens durch die Macht des Gesanges; und diese bewältigende Kraft des kirchlichen Liedes wird noch erhöhet durch die allen in dem Einklange ihres Gesanges so fühlbar werdende Einigung ihrer Geister, so daß die Gemeinde in keinem Acte ihrer frommen Verehrung so Ein Herz und Eine Seele ist und alle so von den Wogen Eines großen Lebenselementes mit einander erfaßt werden, als bei dem echten Kirchengesange.

Daraus gehet nun die Nothwendigkeit hervor: soll das Kirchenlied dieser Bestimmung entsprechen, so muß es, vor jedem andern, sich in jenem Kreise einer gemeinsamen Erweckung, in jenem Gemeingefühle halten, wofür alle empfänglich sind. Es darf nicht in Wort, Bild und Ausdruck die Farbe und den Ton einer besondern, bloß individuellen Erregung tragen, wodurch es nicht von der ganzen Gemeinde empfunden und verstanden werden könnte; und da diese hauptsächlich aus der Schrift selbst ihre geistige Erweckung und Erleuchtung, so wie die Menge der Gläubigen den wichtigsten Theil ihrer geistigen Bildung überhaupt empfängt; so muß es möglichst an die Rede- und Dichtungsweise unserer heiligen Bücher sich anschließen, und darf am wenigsten etwas enthalten, was schon eine gelehrte Bildung voraus setzt. In dieser Hinsicht wäre z. B. in dem bekannten herrlichen Liede: »Was wär' ich ohne dich gewesen», die Stelle:

Und Indien muß selbst im Norden
Um den Geliebten fröhlich blüh'n,

anstößig. Und wie manche, sonst sehr erweckliche und an dichterischer Kraft reiche Lieder können kaum je Kirchenlieder werden, weil sie sich zu wenig in jener Sphäre einer Christlichen und biblischen Betrachtungs- und Empfindungsweise halten.

Zugleich gibt denn die große Gemeinschaft, in welcher das Kirchenlied gesungen wird, demselben folgende nähere Bestimmungen. Es seye in dem Großartigen des Gedankens und der Erregung, so wie in dem Ausdrucke der Rede einer

solchen Gemeinschaft würdig, also alles Tändelnde, Spielende, Süßliche, Geschnörkelte und Geschmückte, so wie von der andern Seite das Nüchterne, Trockene, das innerlich nicht wirklich Empfundene und Todte, das eben darum nicht wieder anzuregen vermag, von demselben ferne. Es darf darin nicht das Uebermaaß oder die Anmaaßung irgend einer vorwaltenden geistigen Kraft fühlbar werden; selbst die Phantasie soll hier nur Dienerin seyn, und zwar eine unschuldige Dienerin, welche ihren Dienst verrichtet, ohne sich desselben bewußt zu seyn. Daher möchten wir das kirchliche Lied das herrlichste nennen, das aus der vollkommensten Harmonie der Seele des Dichters hervorgegangen, und dessen Eigenschaften man vielleicht kurz in dem Folgenden bezeichnen könnte: es seye groß gedacht und reich an tiefem, Christlichem Leben und erweckliche Kraft; es umfasse das Höchste und umfasse und verkündige es, fern von jeder Beimischung des Zweifels und erkaltender Reflexion, in seiner Fülle, aber auch in Würde, Ruhe und Einfalt. Von dem Höhern muß es ausströmen und zu dem Höhern emporheben, und entspricht das Lied wirklich jenen drei Forderungen, die wir an jedes kirchliche und geistliche Lied machen müssen: ist es in der That Poesie, und ein Christliches und in Fülle, Großartigkeit und Einfalt ein kirchliches Lied; so wird es — wie das Christliche Leben, unabhängig von allen äußern Verhältnissen, Eines ist, Eine Seele in allen Gliedern des Leibes der Gemeinde des Herrn — auch ein Lied für alle und die ganze Gemeinde seyn. Der Hohe und Niedre, der Gebildete und Ungebildete werden sich dadurch gleich erbaut fühlen und es mit gleicher Andacht zu dem Preise des Gottes anstimmen, der sie alle durch Christus erlöset hat und, wenn auch auf verschiedenen Wegen, zu Einem Ziele leitet.

Wenn wir daher schon das Urtheil hörten: eine kirchliche Liedersammlung müsse eben so das Bedürfniß der Gebildeten, wie das des Volkes berücksichtigen, gleich als ob sie hiermit, wenigstens der Form und Einkleidung nach, Lieder ganz ver-

schiedener Art enthalten müsse, welche, in aufsteigender Folge, die einen für die Menge der Gläubigen bestimmt, die andern nur für die höhern Stände faßlich oder wohl gar erbaulich wären; so scheinen uns diese weder das Christliche Leben, noch das Wesen eines echten Kirchenliedes recht zu verstehen. Denn die Kirche hat keine Stände, und was in der Kirche vorgeht — Lied, Gebet, Predigt, Sacrament — ist für die ganze Gemeinde, und seye es nur recht Christlich und kirchlich, so wird es für alle gleich erwecklich seyn, gleich dem lebendigen Worte Gottes selbst, das den Armen und Verachteten tröstet, und erquickt und bei dem der Glückliche seinen Trost und seine Erquickung suchen; das für die fromme Einfalt nicht verschlossen ist, und aus dessen Lebensquelle zu schöpfen, der Kluge seine Klugheit, der Weise seine Weisheit und der Hohe und Reiche seine Hoheit und seinen Reichthum auf die Seite setzen muß.

---

## 3. Die ältern Kirchenlieder.

Wo sollen wir nun aber diese recht erwecklichen, Christlichen und kirchlichen Lieder aufsuchen?

Werfen wir vorerst einen Blick auf unsre neuern und neuesten Liedersammlungen, so finden wir in denselben, neben einem Schatze der neuern, auch eine Anzahl älterer Lieder; und wer könnte alles das Herrliche verachten oder nur nicht gehörig schätzen wollen, was wir Gellert, Klopstock, Lavater, Novalis und andern frommen und geistreichen, kurz erst verübergegangenen oder noch lebenden Männern verdanken, in deren Gesängen wir erst, mit der Wiedergeburt unserer Literatur, einer gebildeten Sprache und einem mehr gereinigten Geschmacke begegnen. Allein eben so wenig

läßt es sich bestreiten, wie ein großer Theil der von diesen Sammlungen umfaßten Lieder jenen dreifachen Bedingungen des geistlichen Liedes wenig entspreche. Die ältern, darin enthaltenen Gesänge finden wir nicht mehr in [illegible]r unverfälschten Gestalt, und wer die neuern einer ernstern Prüfung unterwirft, wird sich bald überzeugen, wie vielen jene tiefere Erregung des Gemüthes und Lebendigkeit der Anschauung, welche die erste Bedingung aller Dichtung sind, gänzlich mangeln und sie überhaupt keine Lieder; wie andere keine christliche, und wieder andere keine kirchliche Lieder sind. Das Bestreben des nüchternsten Ueberzeugen- und Belehrenwollens ist in vielen vorwaltend, in andern eine flache, allgemeine Ansicht von göttlichen Dingen statt des lebendigen und innigen Glaubens an Christus. Ja wer mit einem warmen Herzen und dem Verlangen der Andacht zu vielen dieser Lieder naht, der wird nur allzu oft sich erkaltet und die innere Regung unterdrückt fühlen, statt die erwünschte Befriedigung zu finden.

Diese innere Armuth vieler Liederbücher bei aller Reichhaltigkeit ihres Stoffes wird uns übrigens nicht in Staunen setzen, wenn wir erwägen, wie ein großer Theil dieser Lieder aus jener mittlern Periode hervor gegangen, wo überhaupt die ganze theologische Ansicht und Betrachtungsweise mehr zu der Reflexion und dem Kaltheilen sich hinneigte, und man über dem Lichte der Wärme, über der Klarheit die Tiefe verlor, statt beide mit einander zu vereinen; — und dann aus dem hiermit in Verbindung stehenden Bestreben, für alle Titel und Rubriken der Dogmatik und Sittenlehre auch bestimmte Lieder haben zu wollen. So wurde denn, ohne innern Drang und Begeisterung, manches Lied verfertigt — und eigentlich verfertigt — nur um eine leere Stelle in dem künstlichen Fachwerke auszufüllen, oder manches Flache und Unbedeutende bloß um dieses Zweckes willen aufgenommen. Und doch wie wenig bedurfte es dessen, da wir — wir sprechen es freudig aus — der tief erwecklichen Lieder aus allen Tönen und Stim-

mungen so viele haben, die bei jedem kirchlichen Anlasse gesungen werden können, und gewiß, so lange es noch ein Christliches Herz gibt, mit Lust und Freude werden gesungen werden.

Bei dieser Beobachtung darf es dann von der andern Seite eben so wenig auffallen, wenn nun viele, auch hier das Maaß überschreitend, die neuern Lieder, etwa mit Ausnahme weniger einzelner, gänzlich verachten und uns unbedingt zu den ältern zurück führen wollen. Wir möchten alle diese fragen: ob sie denn sich mit den alten Liederbüchern, die sie uns so hoch anpreisen, auf eine gründliche Weise vertraut gemacht haben? Gewiß die meisten müssen hier, wenn sie aufrichtig seyn wollen, ihre Unkunde bekennen. Insgemein schweben ihnen einzelne vortreffliche Lieder der Vergangenheit, und diese vielleicht nur in einer erneueten Gestalt, vor, und sie werden dadurch ungerecht gegen unsre Zeit, daß sie einmal den wirklich redlichen Sinn und guten Willen bei dem, was gegeben worden, verkennen, und sodann daß sie das Mittelmäßige oder Schlechte der Gegenwart dem Vortrefflichen der Vergangenheit gegenüber stellen, bei welcher Zusammenstellung denn natürlich der Nachtheil auf der Seite jener seyn muß.

Auch der dieses schreibt, ist ein großer Freund der alten Lieder und er kennt kaum etwas, was auf sein Gemüth einen so tief erwecklichen Eindruck hervorzubringen vermöchte, als die Klänge eines guten alten Liedes. Dabei wurde öfter die Frage aufgeworfen, was es denn eigentlich ist, warum die echten alten Lieder einen so unbeschreiblichen Zauber üben, und immer mehr wirken, je vertrauter wir mit denselben werden?

Darauf könnte wohl geantwortet werden:

Es ist dieß in Hinsicht des innern Lebens dieser Lieder die große Treuherzigkeit derselben, jene geistreiche, gemüthliche, tiefe und unendlich ansprechende Individualität, wie diese auch an guten alten Portraits so fesselt, es ist die Gluth und Innigkeit des in seinem göttlichen Schauen und Glauben

durch keine Zweifel verkümmerten und durch keine Reflexion ermatteten oder erkalteten Gemüthes, es ist das reine Auffassen des Einen und Höchsten in der Person Christi, des göttlichen Erlösers und Hirten der Seelen, wodurch das Hochdichterische dieser Lieder und der Schwung derselben so unendlich erhöht wird; jene Macht und Begeisterung einer Seele, die in ganzer Fülle und Ungetheiltheit ihrem göttlichen Helfer sich hingibt, ihm singt und frohlockt, zu ihm weint und klagt, vor ihm ihre Schuld bekennt, aber auch in ihm sich selig und getröstet fühlt, weil sie durch ihn sich des Schirmes der Gnade und des ewigen Lebens gewiß weiß.

Damit vereint sich in Hinsicht der äußern Form dieser Lieder eine gleiche Treuherzigkeit, eine Naivetät und Einfalt der Rede, die jetzt nicht mehr zu erreichen ist; ein Reichthum an poetischen Bildern, der oft in Staunen setzt und eine Kraft des lebendigen Wortes und Macht der biblischen Sprache, welche unwiderstehlich fesselt. Dieser letztere Umstand besonders ist es, was diese Lieder für Kirchengesänge so geeignet macht. Die Menschen jener frühern Zeit lebten recht eigentlich noch mehr in der Bibel. Sie war für dieselben vorzugsweise, wie das religiöse Erweckungs-, so das literärische Unterhaltungs- und Bildungsbuch. Aus ihr entlehnten sie den ganzen Reichthum, womit sie ihre Lieder ausschmückten; und so sehen wir denn diese nicht nur in ihrer Empfindungs- und Anschauungsweise mit der Schrift in dem völligsten Einklange, sondern es spricht sich auch noch mehr in denselben jenes Gemeingefühl, jene gemeinsame Erregung aus, wie diese sich immer mehr in unsern Tagen zu zersplittern drohen. Denn wir nehmen allzu sehr von allen Seiten unsere Bildungsstoffe auf; die Theilnahme an kirchlichen Dingen hat allzu sehr andern Interessen weichen müssen, als daß sich ein religiöses Gemeinwesen und Gemeinleben kräftig bilden könnte. Glaubt man sich doch, wenn man die Redeweise unserer Dichter und Weisen vergleicht, oft in die Zeit jener Sprachverwirrung zurück versetzt. Jeder redet seine eigene Sprache, und viele

reden nicht bloß, daß sie einander nur schwer verstehen; sie empfinden auch so, daß es jedem andern schwer wird, mit ihnen zu empfinden. Ein gemeinsames Erregungsmittel, eine Sphäre des Gemeingefühles bildet hier vor allem noch die Bibel, und zwar, wie sie für die Masse der Gläubigen vorhanden ist, in der tüchtigen deutschen Uebersetzung aus jener kräftigen Zeit und von einem der gewaltigsten Menschen, die je gelebt haben. Auch aus diesem Grunde muß der Kirche daran gelegen seyn, die Sprache, wie sie in ihren heiligen Büchern enthalten ist, als ihre Kirchensprache, als den von allen verstandenen Ausdruck der gemeinsamen geistigen Erweckung und frommen Erregung ihrer Gläubigen, beizubehalten. Und wie müßten ihr nicht aus dem gleichen Grunde vor allen andern jene alten Kirchenlieder wichtig und theuer seyn, welche diese Sprache reden, an denen durch eine lange Reihe von Jahren unzählige Fromme sich erbaut und erquickt haben und durch welche, wie durch die Schrift selbst, ein Band geistiger Gemeinschaft zwischen allen denen geknüpft wird, die je den Trost der Seele und eine heilige Erweckung in diesen Liedern fanden oder noch darin finden werden.

Indessen so freudig wir in das Lob der guten alten Lieder mit einstimmen, so sind wir doch weit entfernt von einer abgöttischen Verehrung alles dessen, was nur alt ist, und wir verhehlen es auf keine Weise, wie wir nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl aus der großen Menge der seit der Reformation gedichteten Lieder eines so unbedingten Lobes würdig, oder nur geschickt achten, noch für unsere Zeit ein genügendes religiöses Weckungsmittel darzubieten. Denn untersuchen wir die ältern Gesangbücher, so werden wir so Manchem, was in denselben enthalten ist, nur mit den wechselnden Gefühlen des Staunens, des Lächelns, oder gar eines geheimen Grauens begegnen, und es wird uns dabei recht fühlbar und anschaulich werden, wie jene frühere Zeit, neben dem vielen Vortrefflichen, auch des Geschmacklosen und geradehin Abgeschmackten, des Grassen, Tändelnden, Süßlichen

und wahrhaft Eckelhaften vieles besaß. Doch fassen wir dieses mehr in dem Einzelnen auf.

Luther ist derjenige, welcher, neben seinen andern großen Verdiensten sich auch das erwarb, daß er, theils in der Bearbeitung älterer und der Uebersetzung lateinischer Kirchenlieder, theils in den von ihm selbst gedichteten, zuerst dem deutschen Kirchengesange Mund und Stimme verlieh; und wer erkennt nicht fast in jeder Strophe seiner Lieder die ganze Kraft, das Gemüth und den religiösen Ernst des Mannes. Aber doch leiden seine Lieder, und noch mehr die der mit ihm lebenden oder zunächst auf ihn folgenden Dichter, noch an einer großen Starrheit der Form. Die Sprache ist veraltet und noch ungegliedert, die Rede oft kaum nur recht zusammengefügt und die Unbeholfenheit der Dichter erlaubt sich alle Härten, um nur den Reim oder das Sylbenmaaß zu gewinnen. Es ist überhaupt mehr die Einfalt und der treue Glaube, als eigentliche Poesie, was aus den meisten dieser ältesten Lieder anspricht. Wir geben nur einige Belege zu dem Bemerken.

Aus Luthers: Nun freut euch, lieben Christen g'mein, Strophe 6.

Der Sohn dem Vater g'horsam ward;
Er kam zu mir auf Erden
Von einer Jungfrau rein und zart;
Er sollt' mein Bruder werden.
Gar heimlich führ' er sein' Gewalt',
Er ging in meiner armen G'stalt;
Den Teufel wollt' er fangen.

Aus: Wann wir in höchsten Nöthen seyn:

Und haben unsre Aug'n und Herz
Zu dir in wahrer Reu und Schmerz,
Und such'n der Sünd'n Vergebung
Und aller Strafen Linderung.

Aus dem alten Pfingstliede: Jauchz' Erd' und Himmel dich ergell:

O Herr, nun gib', daß uns auch sind'
In Freud' und G'dächt der Seelen Blind,
Weh' hin der Sünden Staubé
Von unserm G'müth und für' das Haus
Dein'r heil'gen G'mein, das Werk mach' aus,
Daß aufgeh' rechter Glaube,
Und unsre Zung' ganz feurig werd'
Red nichts, dann dein Lob hier auf Erd'
Und was den Nächsten bauet.
Brenn' aus den Rost der alten Haut,
Daß wir werden deine neue Braut,
Ist's nicht, ob dem Fleisch grauet.

Die nächste große und vielleicht glänzendste Erscheinung in dem ganzen Gebiete deutscher frommer Dichtung bietet der unübertreffliche Gerhardt dar, der alles in sich vereinte, was nur von dem religiösen Dichter gefordert werden kann: Ruhe und Begeisterung, ein warmes Gemüth und eine reiche Phantasie, heiligen, festen Glauben an seinen Heiland, Tiefe der Idee und einen sichern, klaren Blick in die Verhältnisse des Lebens; — er, der Glückliche, über dessen Vortrefflichkeit alle Partheien einig sind, während sie sich über den Werth oder Unwerth anderer vielfach streiten. Wie reich ausgestattet sind viele seiner Lieder, wie: Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'; wie tief symbolisch andre, als: Nun ruhen alle Wälder! Mit welcher Macht der Begeisterung ergreifen andre, als: Sollt' ich meinem Gott nicht singen; wie innig sind andre, als: Du Haupt, voll Blut und Wunden; wie zart und tröstlich sprechen andre zu dem Herzen, als: Gib dich zufrieden, und sey stille. Auch sind von keinem Liederdichter so viele Gesänge in die kirchlichen Liedersammlungen aufgenommen worden, als von Gerhardt. Doch leidet auch er hier und da an dem, woran wir vor und nach ihm alle ältere Liederdichter,

und zwar die bewegteſten und am reichſten ausgeſtatteten nicht ſelten am meiſten leiden ſehen, an den Mängeln eines noch nicht geläuterten Geſchmackes. Noch hat ſich die Phantaſie bei dieſen Dichtern in ihrer Erregung kein Maaß, keine Schranke geſetzt, der Geſchmack gefällt ſich in dem Häufen der Bilder und in friſcher und bunter Färbung. Noch hatte ſo manche Redeweiſe, ſo manches Bild damals einen vollgültigen Werth, das erſt in dem Laufe der Zeit abgeſchliffen und trivial geworden iſt; oder auch man war weniger bedenklich in der Wahl der Worte und Redensarten, deren man ſich, ohne große Umſtände, bediente, wie ſie ſich gerade darboten, oder wie ſie am geſchickteſten ſchienen, das, was tief und lebendig geſchaut und empfunden worden, auch auf eine kräftige und anſchauliche Weiſe auszudrücken. Daher wir nicht ſelten das Höchſte und Niedrigſte, das Große, Glänzende und wahrhaft Poetiſche und das ganz Gewöhnliche oder, für unſern Geſchmack wenigſtens, Abgenutzte neben einander treffen.

Wir belegen das Bemerkte vorerſt mit einigen Beiſpielen aus Gerhardt.

Die beiden erſten Strophen des Liedes: O Haupt voll Blut und Wunden heißen in dem Originale:

O Haupt, voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn!
O Haupt, zu Spott gebunden
Mit einer Dornenkron!
O Haupt, ſonſt ſchön gezieret
Mit höchſter Ehr' und Zier,
Jetzt aber hochſchimpfiret,
Gegrüßet ſeyſt du mir!

Du edles Angeſichte,
Dafür ſonſt ſcheut und ſcheut
Das große Weltgewichte,
Wie biſt du ſo beſpeyt!

Wie bist du so erbleichet?
Wer hat dein Angesicht,
Dem sonst kein Licht nicht gleichet,
So schändlich zugericht?

Ein anderes der Lieder dieses Dichters beginnt:

Herr, ich will gar gerne bleiben,
Wie ich bin, dein armer Hund,
Will auch anders nicht beschreiben
Mich und meines Herzens Grund.

Dann heißt es:

Hündisch ist mein Zorn und Eifer,
Hündisch ist mein Neid und Haß,
Hündisch ist mein Zank und Geifer,
Hündisch ist mein Raub und Fraß.
Ja wenn ich mich ganz genau,
Als ich billig soll, beschau',
Halt' ich mich in vielen Sachen
Aerger, als die Hunde machen.

Diese Vergleichung wird nun in dem Liede durchgeführt. Daß dasselbe übrigens einer lateinischen Elegie: Mulieris Syrophoenissae precatio, nachgebildet seye, wird in G. L. Richters allgem. biogr. Lexicon alter und neuer geistlicher Dichter bemerkt.

Aus dem Weihnachtsliede: Ich steh' an deiner Krippen hier, heißen die Strophen 6—12.

Vergönne mir, o Jesulein,
Daß ich im Geiste küsse
Dein Mündlein, das den süßen Wein,
Auch Milch und Honigsüsse
Weit übertrifft in seiner Kraft.
Es ist voll Labsal, Stärk' und Saft,
Der Mark und Bein erquicket.

Wenn oft mein Herz im Leibe weint
Und keinen Troſt kann finden;
Da ruft mir's zu: ich bin dein Freund,
Ein Zeiger deiner Sünden
Was trauerſt du, mein Brüderlein?
Du ſollſt ja guter Dinge ſeyn,
Ich zahle deine Schulden.

Wer iſt der Meiſter, der allhier
Nach Würden aus kann ſtreichen
Die Hände, ſo dieß Kindlein mir
Beginnet zuzureichen?
Der Schnee iſt hell, die Milch iſt weiß,
Verlieren doch beid' ihren Preis,
Wenn dieſe Händlein blinken.

Wo nehm' ich Weisheit und Verſtand,
Mit Lobe zu erhöhen
Die Aeuglein, die ſo unverwandt
Nach mir gerichtet ſtehen?
Der volle Mond iſt ſchön und klar,
Schön iſt der güldnen Sternen Schaar,
Sein' Aeuglein ſind viel ſchöner.

O daß doch ein ſo lieber Stern
Soll in der Krippen liegen!
Für edle Kinder großer Herr'n
Gehören goldne Wiegen.
Ach, Heu und Stroh iſt viel zu ſchlecht;
Sammt, Seide, Purpur wären recht,
Dieß Kindlein drauf zu legen.

Nehmt weg das Stroh, nehmt weg das Heu,
Ich will mir Blumen holen,
Daß meines Heilands Lager ſey
Auf Roſen und Violen.
Mit Tulpen, Nelken, Rosmarin,
Aus ſchönen Gärten will ich ihn
Von oben her beſtreuen.

Zur Seiten will ich hier und dar
Viel weiße Lilien ſtecken;

Die sollen seiner Aeuglein Paar
Im Schlafe sanft bedecken,
Doch liebt viel mehr das dürre Gras
Dieß Kindelein, als alles das,
Was ich hier nenn' und denke.

Wir fügen diesen bey die Strophen 2 und 3 aus J. Frank's Communion-Liede: Schmücke dich, o liebe Seele, wo die Seele angeredet wird.

Eile, wie Verlobte pflegen,
Deinem Bräutigam entgegen,
Der da mit dem Gnadenhammer
Klopft an deine Herzenskammer.
Deffn' ihm bald die Geistespforten,
Red' ihn an mit schönen Worten:
Komm', mein Liebster, laß dich küssen;
Laß mich deiner nicht mehr missen.

Zwar in Kaufung theurer Waaren
Pflegt man sonst kein Geld zu sparen;
Aber du willt für die Gaben
Deiner Huld kein Geld nicht haben,
Weil in allen Bergwerksgründen
Kein solch Kleinod ist zu finden,
Das die Blutgefüllten Schaalen
Und dieß Manna kann bezahlen.

und aus Philipp Nicolai's: Wie schön leucht't uns der Morgenstern, Strophe 2 und 3.

Ei, mein' Perle, du werthe Kron,
Wahr'r Gottes- und Marien-Sohn,
Ein hochgeborner König!
Mein Herz heißt dich ein Lilium,
Dein süßes Evangelium
Ist lauter Milch und Honig.
Ei mein
Blümlein,
Hosianna!
Himmlisch Manna,

Das wie essen,
Deiner kann ich nicht vergessen.

Geuß sehr tief in mein Herz hinein,
Du heller Jaspis und Rubin,
Die Flammen deiner Liebe,
Und erfreu' mich, daß ich doch bleib'
An deinem auserwählten Leib
Ein' lebendige Ribbe!
Nach dir
Ist mir,
Gratiosa
Süß Rosa,
Krank und glimmet
Mein Herz, durch Liebe verwundet.

Wer könnte, bei aller Verirrung des Geschmackes, das wahrhaft Poetische in solchen Versen übersehen? Dagegen wie eckelhaft wird die Geschmacklosigkeit, wo sie ohne poetischen Sinn und wahres Gefühl hervor tritt, wie in dem Folgenden:

Spann' aus, spann aus, ach frommer Gott,
Spann' mich aus meinem Karren;
Erlös' mich von der Qual und Noth ꝛc.

oder:

Hier lieg' ich armes Würmelein,
Kann regen weder Arm noch Bein ꝛc.

oder aus: Ey was frag' ich nach der Erden:

Ei was frag' ich nach Ducaten,
Reich genug, wer Gott nur hat,
Ich verachte Ehrenstaaten,
Droben ist die Ehrenstatt.
O, mein Schöpfer, hilf mir glauben,
Deiner bilden Turteltauben.

oder aus: Höchster Formirer der löblichen Dinge:

Danke, du Riechen, dem Schöpfer des Rasen,
Daß dich so mancherlei Geistwerk ergötzt,
Daß er den Lebensgeist in dich geblasen,
Daß er dir Christi Fußstapfen vorsetzt,
Fleißig zu spühren,
Wie dir dich führen,
Alles zu meiden, was ewig verletzt.

oder aus einem alten Passionslieder:

Laß mich in die Wunden kriechen,
Laß mich, als ein Bienelein,
Saugig deinen Balsam riechen,
Seelenhonig saugen ein,
Ferner an das Kreuz hinan
Mich sehr feste schwingen dran.

Beginnt doch selbst ein Passionslied von Johann Angelus auf eine ähnliche Weise;

Du grüner Zweig, du edles Reis,
Du honigreiche Blüthe,
Du aufgethanes Paradeis,
Gewähr' mir eine Bitte;
Laß meine Seel' ein Bienelein
Auf deinen Rosenwunden seyn;

und mit dieser Bitte schließen die fünf ersten von den sechs Strophen, welche das Lied enthält. Wie aber dieser Geschmack, bei großer Kraft und Lebendigkeit der Phantasie, bis zu Darstellung des Gräßlichsten und Schreckhaftesten ausschweifen kann, dieß mögen jene grellen und abstoßenden Bilder anschaulich machen, in welchen nur allzu häufig das unterirdische und höllische Reich mit seinen Qualen und seinem Wehklagen, und der Fürst desselben in seiner Löwen- und Wolfsgestalt, mit seinem Locken und Schrecken, Heulen und Brummen und in der Begleitung seiner infernalen Diener und Knechte hervor tritt, so daß wir, was in der Schrift nur hier und da in einem einzelnen Bilde angedeutet wird, in voller Für-

bung zu einem höllischen Hof- und Haushalte ausgebildet sehen; und wir wählen absichtlich nicht das Grasseste, oder bis zu dem Ekelhaften Widerliche.

So heißt es denn in: O Ewigkeit, du Donnerwort:

Wann der Verdammten große Qual
So manches Jahr, als an der Zahl
Die Menschen sich ernähren,
Als manchen Stern der Himmel hegt,
Als manches Laub das Erdreich trägt,
Noch endlich sollte währen;
So wäre doch der Pein zuletzt
Ihr recht bestimmtes Ziel gesetzt.

Nun aber wenn du die Gefahr
Viel hundert, hundert tausend Jahr'
Hast klaglich ausgestanden,
Und von den Teufeln solcher Frist
Ganz grausamlich gemartert bist,
Ist doch kein Schluß vorhanden;
Die Zeit, die niemand zählen kann,
Die fänget stets von neuem an.

Diese Qualen werden dann in dem Liede:

Erschrecklich ist es, daß man nicht
Der Höllen Pein betrachtet,
Ja daß sie fast als ein Gedicht
Von vielen wird geachtet, ꝛc

in dem Einzelnen ausführlicher beschrieben. Wir theilen daraus das Folgende mit:

Gedenk jetzt nicht, wie kann es seyn,
daß dieser Ort kann fassen
Solch eine Meng', und so viel Pein
Die Sünder fühlen lassen?
O Menschenkind, die Höll ist weit,
Ihr Feld ist groß, die Statt' ist breit
Von Angst- und Martergassen.

In diesem Loch ist gar kein Licht,
Noch heller Glanz zu finden,
Die liebe Sonne scheint hie nicht,
Man tappet wie die Blinden.
Hier leuchtet weder Mond noch Stern,
Ein Höllenkind, das lebt von fern,
In schwarz verbrannten Gründen.

Hier steiget auf ein dicker Rauch,
Erschrecklich anzusehen,
Ein rechter Pech- und Schwefelschmauch,
Der überall muß gehen;
Ein Schmauch, der billig wird genannt
Angst, Jammer, Marter, Qual und Brand,
Dafür man nicht kann stehen.

Dieß Höllenfeu'r ist schrecklich heiß,
Kann Stein und Stahl verzehren,
Der ewig Angst- und Todesschweiß
Wird die Verdammten nähren.
Dieß Feuer brennet grausam zwar,
Verbrennet doch nicht ganz und gar
Die, so den Tod begehren.

In dieser Trau'r- und Jammernacht
Ist lauter Angst und Schrecken.
Ach höret, wie der Donner kracht,
Es blitzt an allen Ecken.
Es prasselt stets an diesem Ort,
Die Winde brausen fort und fort,
Der Hagel bleibt nicht stecken.

Ein jeder Sünder hat sein Loch
In dem er sich muß quälen;
Denn unter diesem Teufelsjoch
Hat einer nicht zu wählen.
Man darf nicht schweifen hin und her,
Des Satans Macht fällt viel zu schwer,
Er hat da zu befehlen.

Die Stolzen werden allzumal
Dort bei einander sitzen,
Die Säufer werden in der Qual
Den süßen Wein ausschwitzen,
Den Schindern wird die Gnade thew'r,
Die Hurer wird das hölisch Feu'r
In Ewigkeit erhitzen.

Noch fügen wir aus dem schauerlichen Liede: Der grimme Tod mit seinem Pfeil die folgenden Strophen bei:

Im Grab verborgen warten dein
Viel Krötten und auch Schlangen;
Die werden dann dein Hauez'sind seyn,
Dich grüßen mit Verlangen.
Ihr' Gasterei
Wird dort seyn frei,
Kein'r darf die Zech bezahlen.
Sie kriechen nein
Bis auf die Bein,
Machens nach ihrem G'fallen.

Dein' Freundschaft wird ein' kleine Zeit
Um deinen Tod sehr klagen,
Ein' Mantel und ein schwarzes Kleid
Ein halbes Jährlein tragen.
Dann sagt die Rott':
Gnad ihm Gott!
Dein werd'n sie bald vergessen,
Theilen dein' Haab,
So du im Grab'
Von Würmern wirst gefressen.

Wann dann verloffen ist ein Jahr,
Dann bist du schon verwesen;
Der dich sucht, find't kein Haut noch Haar,
Fragt: wer bist du gewesen?
Deine Hirnschal'
Ist worden kahl,

Dein' Aeuglein ſind gefreſſen;
Man ſieht allein
Die Todtenbein';
Die Welt hat dein vergeſſen.

Einer ähnlichen ſtarken Färbung in den gebrauchten Bildern, obgleich Uebertreibungen einer andern Art, begegnen wir zum Theil bei einer Reihe von Dichtern, über deren Werth die Anſichten ſehr getheilt ſind und welche die einen eben ſo geringe ſchätzen, als andre ſie ſuchen und über alles preiſen. Es ſind das jene innigen und beſchaulichen Poeten, und man darf vor gewiſſen Leuten kaum die Nahmen Wolfgang Chriſtoph Deßler, Joh. Anaſt. Freylinghauſen, Joh. Dan. Herrnſchmid, Chriſt. Friedr. Richter, Carl Heinrich von Bogatzky, Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, Joh. Ludw. Conrad Allendorf bis auf Gerhard Terſtegen und Siegmund Knutth herauf, oder gar Gottfried Arnold mit Achtung ausſprechen, ohne ſich dem Verdachte auszuſetzen, ſelbſt »dem Heere der Schwärmer, Pietiſten, Phantaſten und Fanatiker« (wie wir dieſe beiden letzten Nahmen in einem nicht unberühmten Werke auf eine ſeltſame Weiſe verwechſelt fanden,) anzugehören. Wir ſtören uns hieran nicht und ſprechen auch über dieſe Dichter unverholen unſer Urtheil aus. Wir ſtellen es vor allem gar nicht in Abrede, daß bei ihnen die Verirrungen des Geſchmackes, ſo wie zum Theil einer einſeitigen theologiſchen Anſicht und allzu individuellen Erregung häufig genug vorkommen, ſo wie wir denn hier beſonders dem Bilde des Blutbräutigams und der ſich in die Wundenhöhlen flüchtenden Taube begegnen und mehr, als in der Schrift ſelbſt, hier die Lammes- und Blut-Teologie vorwaltet; aber eben ſo offen bekennen wir auch, daß wir nichts deſto weniger die Reihe dieſer Dichter als die reichſte poetiſche Erſcheinung neben dem ehrwürdigen Paul Gerhardt auf dieſem

Gebiethe der religiösen Dichtung betrachten. Dabei wird es in ihnen anschaulich, in wie inniger Verbindung Religion und Poesie mit einander stehen, und wie nur, wo das regste innere Leben und die vollkommenste religiöse Virtuosität hervor treten, auch die religiöse Dichtung sich in ihrem Glanze und ihrer Wärme findet; und diese Dichter überlassen sich zum Theil um so mehr der ganzen Macht der innern Erregung, als sie nicht die Absicht haben, kunstgerechte Poesien, sondern erweckliche Lieder zu ihrer eigenen und der gleichgesinnten Freunde Erbauung zu dichten, woraus sich wieder manche Mängel dieser Lieder erklären.

Dieß ist auch der Grund, warum diese Poesien mit einer gewissen Ruhe und Sicherheit des Urtheils gelesen werden müssen; aber jeder, der das Innige und den Hauch des wahrhaft Christlichen Lebens sucht, wird, der angedeuteten Verirrungen ungeachtet, hier Lieder genug auffinden, die mit zu den Reichsten und Wundervollsten gehören, was die Christliche Poesie je hervor gebracht hat. Wir nennen nur statt aller andern die folgenden wenigen: Es ist nicht schwer — und Es kostet viel, ein Christ zu seyn, das schon erwähnte: Vergiß mein nicht, daß ich dein nicht vergesse; Es ist noch eine Ruh vorhanden; Die Seele ruht in Jesu Armen; Wie ein gejagter Hirsch in schwülen Sommertagen; Der du bist A und O, Anfang und Ende: Auf, auf, mein Geist, auf, auf, den Herrn zu loben; So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen; Er führt hinein, er muß auch Helfer seyn; Das Brünnlein quillt; Der schmale Weg ist breit genug zum Leben; Es glänzet der Christen inwendiges Leben, ꝛc. ꝛc. Und sind nicht aus einem gleichen Geiste geboren die gewaltigen Lieder Ernst Lange's, des Bürgermeisters von Danzig: O Gott, du Tiefe sonder Grund, und Unter denen großen Gütern? Hier waltet Geist, Phantasie, Gefühl und Wärme,

ein feſter Glaube an den Heiland und ein ſeliges Ruhen in ihm, das beſtändige Zurückführen des Chriſten in ſein eigenes Innere, wo er den Quell des Lebens oder die Grabſtätte ſeines Heiles zu ſuchen hat, dabei oft eine Weichheit, Zartheit und Milde, welche vielen dieſer Lieder vorzugsweiſe den Character der Weiblichkeit verleihen, und ſie, neben ihrer Gedehntheit, faſt minder für den Gebrauch bei dem öffentlichen Gottesdienſte, als für häuslich fromme Erweckung geeignet machen.

Ueberhaupt iſt eine *gewiſſe Gedehntheit* mit eine characteriſtiſche Eigenſchaft vieler, auch der beſten alten Lieder, wie z. B. der Gerhardt'ſchen; und wer ſich länger mit denſelben beſchäftigt, der kommt immer mehr dahin, ſtatt ſich dadurch geſtört zu fühlen, eine gewiſſe Länge des Liedes und damit Dauer der frommen Erregung, welche es gewährt, zu fordern. Denn dieſe Länge in den guten alten Liedern iſt nicht jene redneriſche, nüchterne und docirende Breite, wodurch viele neue Lieder (und wir könnten ein Lied von nicht weniger als *fünf und dreißig* Strophen aus einer der berühmteſten neuern Sammlungen anführen) ſo widerlich und unerquicklich werden; ſondern es iſt eben die Stärke und Dauer der innern Erregung und das ſich Wohlfühlen des Dichters in derſelben. Denn wer ohne tiefere Erwärmung ſich nur vornimmt, für irgend eine Gelegenheit ein Lied zu verfertigen, der hat nun auch den Stoff in ſeiner Hand, den er ſich voraus ordnet, und das Geſchäft des Dichters geht nach Maaß und Regel, aber ohne beſondere Kraft und Gemüthlichkeit vor. Anders verhält es ſich mit dem, der ſich innerlich ergriffen fühlt, und auf den die innere Erregung nun wieder dieſelbe Macht übt, wie er über ſie. Dieſer kann ſich ſo ſchnell nicht losziehen, und meint immer noch etwas ſagen zu müſſen, um, was er in ſich bewegt, auch ganz und voll auszuſprechen. Dabei begegnet es ihm aber auch wieder — wie wir dieſe Beobachtung oft genug machen kön-

ren — daß er einige Male auf denselben Gedanken zurück kommt, und, augenblicklich in dem Fluge der Begeisterung ermattend dann wieder mit neuer Kraft sich empor hebt.

---

## 4. Von der Veränderung und Modernisirung älterer Lieder.

Allein wenn denn selbst sehr gute alte Lieder, denen wir Tiefe der Idee, Lebendigkeit der Anschauung, Wärme des Gefühls, einen festen und heiligen Glauben, und was nur sonst von einem guten Liede gefordert werden mag, nicht absprechen können, an Starrheit der Form, einem ungereinigten Geschmacke oder übermäßiger Ausdehnung leiden; wollen wir nicht zu einem Mittel unsre Zuflucht nehmen, das vielfach versucht worden, um sie dem Geschmacke und den Ansichten einer spätern Zeit anzupassen? Denn lassen diese Lieder von solchen Fehlern sich nicht reinigen? Und besitzen wir einen Theil derselben nicht schon gereinigt und in einer bessern Gestalt?

Darauf fühlt man sich aber versucht, die Worte des Dichters in Anwendung bringend, zu entgegnen:

»Ja, was man so verbessern heißt!
»Wer darf das Kind beim rechten Nahmen nennen?«

Wahrlich, wer von dem Liede Poesie und religiöse Erwärmung fordert, wird durch die meisten dieser Verbesserungen sich wenig erquickt fühlen, und die alten frommen und warmen Lieder lieber mit allen ihren Schnörkeln und Auswüchsen unverändert beibehalten. Denn einmal zugegeben, alte

Lieder ſollen entweder bloß in einzelnen Stellen verändert, oder ganz in ein neues Gewand gekleidet werden, ſo dünkt uns, müßten bei dieſem Verfahren mindeſtens die folgenden Grundſätze feſt gehalten werden.

1. Jedes dieſer Lieder erſcheine uns als ein heiliges Pfand und Denkmahl einer vorüber gegangenen Zeit, und es werde keine Veränderung daran vorgenommen, ohne jenes Gefühl der innigen Verehrung, wie wir dieſe einem frommen Menſchen ſchuldig ſind, der, ſelbſt von dem Höchſten ergriffen, ſeine Gefühle und Betrachtungen, indem er ſie in dichteriſcher Form ausſpricht, zu einem Mittel der Erweckung für alle kommende Zeiten macht.

2. Daher werde an jedem Liede nur ſo wenig, als unumgänglich nothwendig iſt, verändert: nicht das, was in dem ganzen Tone und der Färbung, in dem Leben und der Gefühlsweiſe des Liedes weſentlich iſt, ſondern was ſelbſt in den Freunden dieſer Lieder augenblicklich den Eindruck und die erweckende Kraft des Ganzen hemmt und ſtört. Alſo nur die Härten, das Unbeholfene und Unrichtige in dem Ausdrucke, die Verſtöße gegen das Versmaaß werden beſeitigt, nur das Geſchmackloſe, Graſſe, minder aus dem rein Chriſtlichen und bibliſchen Geiſte, als aus einer beſchränkten theologiſchen oder religiöſen Anſicht Hervorgegangene werde ausgeſchieden, das allzu Gedehnte, wie die überflüſſigen und üppigen Reiſer an einem edeln Gewächſe, entfernt. Uebrigens ſei man nicht ängſtlich wegen des Ausdruckes. Sey dieſer auch veraltet; iſt er ſonſt kräftig und gut, ſo ſpricht er vielleicht nur um ſo mehr an. Beſonders an dem, was wirklich bibliſch iſt, nehme man keinen Anſtoß *); ſo wie denn überhaupt über das, was aus-

*) So ſchreibt in Gerhardt's herrlichem Liede: Ich ſinge dir mit Herz und Mund allen Bearbeitern die Strophe:

Du ſtrafſt den Sünder mit Geduld
Und ſchlägſt nicht allzu ſehr,

zusondern oder beizubehalten ist, nicht der wechselnde Geschmack einer Zeit, und noch weniger das gleich wechselnde dogmatische System, sondern vor allem nur das Wort und die Darstellungsweise der Schrift selbst, mit der das Liederbuch in jeder Hinsicht in dem vollesten Einklange seyn muß, die Richtschnur darzuleihen hat.

3. Wo nun eine Veränderung als unumgänglich nothwendig erkannt wird, ist das Lied in seiner besondern geistigen Individualität aufzufassen und zu verstehen, und was auch daran umgestaltet werde, darf nicht aus einer fremden, sondern allein nur aus der Anschauungs- und Empfindungsweise hervorgehen, wie diese dem Liede eigenthümlich ist. Nicht bloß Worte sind zu entfernen und wieder zu geben, sondern vor allem ist der Sinn fest zu halten, und an die Stelle des bestimmt Gefühlten und des lebendig bezeichnenden poetischen Bildes darf nicht ohne Noth ein allgemeiner Begriff treten, der nie dasselbe auf eine gleich bedeutungsvolle Weise sagt und stets dem Ganzen etwas von seiner eigenthümlichen Färbung raubt. *) Oder wo der Dichter das Göttliche nicht in einer

---

Und endlich nimmst du unsre Schuld
Und wirfst sie in das Meer

auflöse, und sie versuchen es auf verschiedene Weise, uns statt der zweiten Hälfte derselben etwas anderes, freilich nicht gleich Kräftiges und Bezeichnendes, zu geben, ohne zu bedenken, daß dem Dichter hierbei die Stelle aus dem Propheten vorschwebte: Mich. 7, 19. Er wird sich unser wieder erbarmen, unsere Missethat dämpfen und alle unsere Sünden in die Tiefe des Meeres werfen.

*) So finden wir den Schluß der dritten Strophe des Liedes: Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren:

allgemeinen Sphäre oder in abstracten Begriffen, sondern in Christus, dem Mensch gewordenen, umfaßt, und, von inniger Liebe zu seinem Heilande durchdrungen, vor ihm die ganze Fülle seines glaubenden Herzens ergießt; da möge doch der, welcher der gleichen Gefühle nicht fähig ist — wie dieses oft genug geschehen — dieses bestimmt für die Person des Erlösers Empfundene nicht in etwas Allgemeines umwandeln, und wohl gar an die Stelle dieser heiligen Liebe, Sehnsucht und Verehrung nur ein verständig kluges Gerede bringen wollen. Er lasse vielmehr unberührt, was mit ihm keine Gemeinschaft hat, und versuche es nicht, was aus einem ihm fremden Geiste hervorgegangen, in den seinigen hinüber tragen zu wollen.

Allein wie vielfach sehen wir nicht gegen alles dieses gefehlt, und wir können nicht ohne ein schmerzliches Gefühl auf die meisten dieser sogenannten Verbesserungen hinblicken, die mit eben so viel Leichtfertigkeit und Gleichgültigkeit gegen das Alterthum und die frommen Dichter, als unpoetischem Geiste und Mangel an tieferem, religiösem Gefühle vorgenommen sind. Es ist so oft nur geachtet worden auf das mangelhafte Wort, nicht auf den Gedanken, oder noch weniger darauf, wie der Dichter vielleicht bloß um der Kraft und Fülle des Gedankens keinen Eintrag zu thun, lieber ein minder genügendes Wort wählte, da sich ihm ein besseres in die Maaße des Verses nicht fügen wollte. Dieses

---

In wie viel Noth
Hat nicht der gnädige Gott
Ueber dir Flügel gebreitet

in einem neuen Liederbuche umgewandelt in:

Schutz dir und Rettung bereitet,

was aber nur die trockene Erklärung des dichterisch Empfundenen und Ausgesprochenen ist.

Wort hat man nun beseitigt, aber auch dem Gedanken seine Kraft und Schärfe genommen; oder das Poetische und frisch und lebendig Gefühlte mußte einem Prosaischen und Allgemeinen weichen. Wie viele Flachheiten, Gemeinplätze, und selbst störende Anklänge und Reminiscenzen aus ganz modernen Liedern haben sich so in die alten Dichtungen eingeschlichen. Kein Wunder, wenn man in solchen Umbildungen die alten Originale oft kaum mehr erkennt. Denn sind doch selbst die Anfänge älterer, ja neuerer Lieder nicht unverändert geblieben! So finden wir:

Singt Jesu Christo nah und fern,
statt: Wie herrlich strahlt der Morgenstern; oder eigentlich:
Wie schön leucht't uns der Morgenstern

Ein veste Schutz ist unser Gott:
statt: Ein' veste Burg ist unser Gott.

Der du voll Blut und Wunden:
statt: O Haupt voll Blut und Wunden.

Vater, mach' uns fromm und weise,
Treu zu nutzen unsre Zeit:
Eh' wir's merken, sind wir Greise,
Sind wir reif zur Ewigkeit;
statt: Wie der Blitz die Wolken theilet,
So vergehet unsre Zeit,
Hat das Alter uns ereilet,
Stehn wir nah der Ewigkeit.

Auf himmlische Gedanken,
Auf von der Erde los;
statt: Schwinget, heilige Gedanken,
Euch von der Erde los.

Aus einem tief vor die gebeugten Herzen,
statt: Aus dunkler Höhle, Herr, mit schwerem Herzen;

Wirket, wirket Menschenkinder,
statt: Schaffet, schaffet Menschenkinder.

Und wir könnten ganze Bogen füllen, wollten wir alle die Belege zu dem Angedeuteten hier mittheilen, welche vor uns liegen. Wir wollen statt dessen lieber nur noch ein besonders auffallendes Beispiel aus einer der allerneuesten Liedersammlungen anführen. Da lesen wir denn Gerhardts Lied:

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt' und Felder,
Es schläft die ganze Welt.
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf, auf! ihr sollt beginnen,
Was eurem Schöpfer wohl gefällt.

Wo bist du, Sonne, blieben?
Die Nacht hat dich vertrieben,
Die Nacht, des Tages Feind.
Fahr' hin, ein' andre Sonne,
Mein Jesus, meine Wonne,
Gar hell in meinem Herzen scheint. ꝛc.

also umgestaltet:

Nun ruhet in den Wäldern,
In Stadt und Dorf, auf Feldern,
Ein Theil der müden Welt.
Doch du, o Seele, schwinge
Dich noch empor und singe
Dem Gott, der liebreich dich erhält.

Der holden Sonne Glänzen
Ist fern von unsern Gränzen,
Uns decket Finsterniß;
Doch Gott wird vor Gefahren
Uns väterlich bewahren;
Drum weiche jede Kümmerniß.

In dem gleichen Sinne sind die übrigen Strophen verändert. Die dritte, so herrliche Strophe:

Der Tag iſt nun vergangen,
Die güldnen Sterne prangen
Am blauen Himmelsſaal;
Alſo werd' ich auch ſtehen,
Wenn mich wird heißen gehen
Mein Gott aus dieſem Jammerthal,

fehlt ganz; und hier nur noch zur Vergleichung die letzte Strophe:

Paul Gerhardt:

Auch euch, ihr meine Lieben,
Soll heute nicht betrüben
Kein Unfall, noch Gefahr.
Gott loß' euch ruhig ſchlafen,
Stell' euch die güldnen Waffen
Ums Bett und ſeiner Helden Schaar.

Die Erneuerung:

Auch euch, ihr meine Lieben,
Wird keine Noth betrüben;
Gott höret unſer Flehn!
Laß, Vater, frei von Sorgen,
Nach ſanftem Schlaf, am Morgen,
Des Tages Licht uns wieder ſehn!

Welch eine unſichere Sache es mit allen dieſen Veränderungen ſeye, wird ſich aber noch klarer ergeben, wenn wir die Umwandlungen, welche auch nur eine einzige Strophe eines guten alten Liedes in einer Reihe neuer Geſangbücher erlitten hat, zuſammenſtellen. Wir wählen dazu den Anfang eines ſchon erwähnten herrlichen Liedes ebenfalls von Gerhardt:

Sollt' ich meinem Gott nicht singen?
Sollt' ich ihm nicht fröhlich *) seyn?
Seh' ich doch in allen Dingen,
Wie so gut ers mit mir meyn'.
Ist doch nichts, als lauter Lieben,
Was sein treues Herze regt,
Das ohn' Ende hebt und trägt,
Die in seinem Dienst sich üben.
Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.

Was, sollte man denken, könnte hier anstößig seyn? wer sollte nicht fühlen, wie gewaltig und poetisch dieß ausgesprochen ist: »Es ist nur Liebe, was sein Herz regt; das ohn' Ende hebt und trägt, die in seinem Dienst sich üben.« Und doch ist es eben dieses, was man aus dieser Strophe entfernt hat. Ja selbst das mächtige: »Alles Ding« ꝛc. womit jede Strophe schließt, und dieses Centrum, um welches das Ganze in stets neuen und kühnen Kreisen sich dreht, wurde zum Theil zerstört. Wir lassen die Veränderungen, in dem Maaße, als sie von dem Originale abweichen, hier folgen.

1) In dem Gesangbuche für die protestantische Gesammt-Gemeinde des Königreichs Baiern, Sulzbach 1819, lesen wir Nr. 35.

Sollt' ich meinem Gott nicht singen?
Sollt' ich ihm nicht dankbar seyn?
Sollte nicht in allen Dingen
Seine Liebe mich erfreun?
Ist's doch nichts als lauter Liebe
Das sein treues Herz bewegt,
Das mit Vaterhänden trägt,
Die in seinem Dienst sich üben.
Alles währet seine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.

*) Eine andere Lesart: dankbar.

2) in dem Gesangbuche zum gottesdienstlichen Gebrauche für protestantisch evangelische Christen, Zweibrücken 1823, Nr. 228; und in dem Hildburghäusischen Gesangbuche, Hildburghausen 1821, Nr. 429, in dieser ersten Strophe übereinstimmend, obgleich sie in den folgenden sehr abweichen:

Sollt' ich meinem Gott nicht singen?
Sollt ich ihm nicht dankbar seyn?
Ihm nicht Preis und Ehre bringen
Mich nicht seiner Liebe freu'n?
O, es ist ja nichts, als Liebe,
Was sein Vaterherz bewegt,
Was mich mit Erbarmen trägt,
Wenn ich seinen Willen übe.
Alles währet ꝛc. ꝛc.

3) in dem Badischen neuen Gesangbuche, Carlsruhe 1802, Nr. 452, — in dem Churpfälzischen reformirten Gesangbuche, Heidelberg 1796, Nr. 4, — und in dem Evangelischen Gesangbuche der sämmtlichen Löwenstein-Wertheimischen Lande, Wertheim 1815, Nr. 226, auch hier in dieser Strophe übereinstimmend, obgleich sie in der Folge von einander abweichen:

Sollt' ich meinem Gott nicht singen?
Sollt ich ihm nicht dankbar seyn?
Hab' ich doch in allen Dingen
So viel Anlaß, mich zu freun.
O, es ist ja nichts als Liebe,
Die sein Vaterherz bewegt,
Die mich mit Erbarmen trägt,
Wenn ich seinen Willen übe.
Alles währet ꝛc. ꝛc.

4) in der Sammlung geistlicher Lieder und Gesänge für die Christlichen Gemeinen in Basel, Basel 1809, Nr. 14:

Sollt ich meinem Gott nicht singen?
Sollt' ich ihm nicht dankbar seyn?
Ihm nicht Preis und Ehre bringen?
Mich nicht seiner Liebe freun?
Ist's nicht Liebe, nicht Erbarmen,
Daß er mich erhält und trägt,
Und recht väterlich versorgt?
Wann verließ er je mich Armen?
Alles währet ꝛc.

5) in Evers Sammlung geistlicher Lieder, Hamburg 1818, Theil III, Nr. 1772.

Sollt' ich meinen Gott nicht singen?
Sollt' ich ihm nicht dankbar seyn?
Sollte nicht in allen Dingen
Seine Liebe mich erfreun?
O es ist ja nichts als Liebe,
Die sein Vaterherz bewegt,
Die mich mit Erbarmen trägt,
Wenn ich seinen Willen übe.
Alles währet ꝛc.

6) in der Sammlung geistlicher Lieder, Berlin 1823, Nr. 242.

Sollt' ich meinem Gott nicht singen?
Sollt' ich ihm nicht dankbar seyn?
Kann ich doch in allen Dingen
Seiner Liebe mich erfreun!
O, es ist ja nichts als Liebe,
Die sein treues Herz bewegt,
Und mich mit Erbarmen trägt,
Wenn ich seinen Willen übe.
Alles Ding währt seine Zeit:
Gottes Lieb' in Ewigkeit.

Hier finden wir zuerst wieder den Schluß der Strophe unverändert; um so mehr aber fällt es auf; gerade in dieser Sammlung in den andern Strophen die bedeutendsten Ver-

änderungen und selbst diesen Schluß zerstöret zu sehen, als dieselbe sonst das preiswürdige Bestreben zeigt, die alten Lieder wieder möglichst auf ihre Originale zurückzuführen, und nur das Christliche und Erwecklichе zu geben, und so vor manchen andern Lob verdient.

Noch mehr aber ist das Lied verändert:

7) in dem Fürstlich Nassauischen Gesangbuche, Wiesbaden ohne Jahreszahl, Nr. 399, wo es heißt:

Sollt' ich meinem Gott nicht singen?
Sollt' ich ihm nicht dankbar seyn?
Sollte nicht in allen Dingen
Seine Liebe mich erfreun?
Lieben ist es, nichts als Lieben,
Herzliche Barmherzigkeit,
Die so oft und viel verzeiht.
Herr, ich will dich ewig lieben.
Mein Dank sey, wie deine Treu',
Alle Morgen wieder neu.

und 8) im Christlichen Gesangbuch., Bremen 1812, Nr. 424:

Sollt' ich meinem Gott nicht singen?
Sollt' ich ihm nicht dankbar seyn?
Seh' ich doch in allen Dingen:
Gottes bin ich, Gott ist mein!
Lieben ist es, nichts als Lieben,
Herzliche Barmherzigkeit,
Die so oft und gern verzeiht.
Herr, ich will dich ewig lieben;
Ich will, als dein Eigenthum,
Stets erheben deinen Ruhm.

So erblicken wir denn allein nur diese erste Strophe in den genannten eilf Liederbüchern in einer achtfachen Veränderung; und eine noch größere Verschiedenheit zeigt sich zum Theil in den übrigen Strophen. Die welche diese Veränderungen angebracht haben, sind gewiß — wir kennen sie

nicht — sehr ehrenwerthe Männer gewesen. Allein was hat das alte Lied damit gewonnen? Und müßte nicht der Dichter lächeln, wenn er auf alle diese hinschaute, welche die Hand an sein Werk legten und von denen jeder glaubte, es besser gemacht zu haben, als der alte Paul?

Wir gestehn offen, wir wollen des lieben Gerhardt liebes Lied unverändert für uns behalten; und sollen wir nicht überhaupt uns denen anschließen, welche sich **entschieden gegen jede Veränderung alter Lieder** erklären? Wenigstens sehr bedeutend sind die Gründe, welche sich dagegen anführen lassen und die hauptsächlich in dem Folgenden bestehen möchten:

1) Daß die Achtung vor dem Alterthume und die Liebe zu den frommen und gottseligen Männern, welche diese Lieder gedichtet haben, es nicht gestatte, an deren Werke etwas zu verfälschen und zu entstellen, oder gar was in ihnen aus dem Geiste eines innigen Glaubens und einer warmen Liebe zu ihrem Heilande hervorgegangen, in einer andern, ihnen gänzlich fremden Geist umwandeln zu wollen;

2) daß jedes Lied in seiner ganzen Weise, mit seinen Vorzügen und Mängeln, ein bestimmtes geistiges Individuum darstelle, und man an ihm nichts ändern könne, ohne ihm diese seine Individualität, seinen Character, auf dem die Kraft und Ganzheit seines Eindruckes beruhe, zu rauben. Und was denn ein so verändertes Lied, in seiner Mischung von Alterthümlichem und Modernem, noch seye? und ob es nun nicht, jeder Haltung entbehrend, wie ein charakterloses Wesen hinschwebe, das nun keiner Zeit mehr angehöre? (So wie man denn witzig diese modernisirten Lieder mit alten Wappen verglichen hat, denen die Helme und die Pfauenschwänze weggenommen, und dafür bordirte Hüte mit weißen Federn aufgesetzt worden.)

3) Für wen denn eigentlich diese Veränderungen bestimmt seyen? Für die größere Zahl der Ungebildeten? In dem Geiste dieser lebe das alte Lied noch in seiner ursprünglichen Gestalt, und sie fühlten sich nur durch jede Veränderung verletzt, die damit vorgenommen wurde; so wie man selbst da, wo die neuern Liederbücher für den kirchlichen Gebrauch bestimmt seyen, häufig in den Familien ein altes Gesangbuch finde, welches sie mehr für ihre häusliche Erbauung vorzuziehen schienen. — Oder für die wahrhaften Freunde der alten Lieder? Diese nähmen das Innige und wahrhaft Christliche und Dichterische in denselben fest haltend, an gewissen veralteten Redeweisen oder Bildern, die dem Geschmacke ihrer Zeit nicht angehörten, eben keinen sonderlichen Anstoß. — Oder endlich für die, welche nach einer gewissen Glätte der Form alles ermessen oder in ihrer Ansicht mit dem Glauben der Alten in Widerspruch getreten sind? Diesen möge man am Ende mit allen Verbesserungen doch nicht genügen können.

4) Durch solche theilweise Veränderungen oder gänzliche Umgestaltungen werde die Einheit des Liedes selbst zerstört. Denn so lange dasselbe in seiner ursprünglichen Gestalt noch fort bestehe, so ertöne es auch überall, als die Eine, kräftige Stimme der Andacht, und alle, die sich davon angeregt fühlten, begegneten sich überall, so weit nur unsere deutsche Zunge reiche, in dem Einen gemeinsamen Erweckungsmittel. Wie der Schiffer auf der Ost- und Nordsee, so singe es der Winzer an dem Rheinstrome, und der Hirte auf den Schweizer-Alpen, und der Wanderer fühle sich auch in der Fremde sogleich, wie von einem Hauche der Heimath unter denen angewehet, von deren Lippen er sein liebes Lied in seiner heimathlichen Weise ertönen hören. Dagegen wo ihm dieses in einer veränderten Gestalt begegne, da müsse vor allem, statt jenes Ge-

fühles der Annäherung, ein Befremden in ihm geweckt werden, und so werde mit der Veränderung des Liedes diese schöne Einigung aller in einem gemeinsamen Weckungsmittel zernichtet.

Ja endlich 5 werde das Lied, so wie es einmal angetastet worden, nun auch völlig ein Spiel der Willkühr. Jeder neue Sammler fühle sich dann und seye auch wirklich eben so, wie seine Vorgänger, berechtigt, jede ihm beliebige Veränderung vorzunehmen; und man möge doch nicht glauben, daß der Geschmack und die Ansicht unserer Zeit wieder ganz die einer kommenden seyn würden. So müßten endlich alle alte Lieder, ja zuletzt jedes Lied, so wie es für eine spätere Zeit ein altes geworden, das Schicksal theilen, das bereits viele schon erfahren hätten, die man kaum in zwei Sammlungen mehr in derselben und vielleicht in keiner mehr in ihrer ursprünglichen und eigenthümlichen Gestalt treffe. *)

Wir haben absichtlich, um zu einem Resultate zu gelangen, diese Gründe für das unveränderte Beibehalten älterer Lieder in ihrer Schärfe zusammengestellt. Wir wollen nun auch auf eine gleiche Weise zusammenfassen, was gegen diese Ansicht gesagt werden kann, und was auf das Folgende hinaus laufen möchte:

1) seye wohl zu unterscheiden zwischen einer vernünftigen Achtung und einer abgöttischen Verehrung des Alterthumes, und könne man in der That einem Dichterwerk nicht entschiedener seine Achtung erweisen, als daß man sich mit

*) Es kann hier auf das so beliebte Lied: Befiehl du deine Wege hingewiesen werden, das in allen den eilf oben angeführten Sammlungen seiner Künstlichkeit beraubt worden, und in deren keiner mehr man in den Anfängen der Strophen die Worte liest: Befiehl du dem Herren deine Weg und hoff' auf ihn; es wirds wohl machen.

aller Sorge und Liebe bemühe, es von entstellenden Mängeln zu reinigen.

2) Lasse sich jedem Dichterwerk die große Idee abgewinnen, es zu betrachten als eine heilige Dichtung, an der, weil sie in ihrem Wesen echt und herrlich seye, nun auch die christliche Welt durch alle Zeit fort dichte. Ueberdieß müsse der Kirche das Recht zustehen, die Gestalt dieses, so wie jedes ihrer Erweckungsmittel, in ihrer eigenen geistigen Fortbildung, zu bestimmen, und wo sie es nöthig achte, umzuwandeln.

3) Möge man sich doch ja nicht einbilden, als ob solche Umgestaltungen älterer Lieder erst das Beginnen einer neuern Zeit seyen. Schon Luther schreite auch hier mit seinem Beispiele voran, dessen Lieder bekanntlich zum Theil nur Bearbeitungen älterer Kirchenlieder seyen. Eben so hätten in allen spätern Zeiten Männer, denen man weder Frömmigkeit, noch aufrichtige Liebe für das christliche Alterthum oder poetischen Sinn absprechen könne, wie Freylinghausen, sich in Veränderung älterer Kirchenlieder versucht und vielleicht eben durch ihre Gemüthlichkeit und geistige und dichterische Auffassungsweise dazu gedrungen gefühlt.

4) Beträfen diese Veränderungen nicht das Wesen der Lieder, sondern einzelne Flecken und Entstellungen derselben, wie diese aus einem ungereinigten Geschmacke, einer hier und da mangelhaften, wenigstens nicht biblischen Ansicht, u. s. w. hervorgegangen. Und ob irgend ein geistreicher Verehrer des christlichen Alterthumes es läugnen könne, daß sich selbst in den besten alten Liedern einzelne Stellen, oder auch ganze Strophen finden, denen er nicht zu begegnen wünsche, und von denen er gestehen müsse, wie in ihm der Totaleindruck der Erbauung, welchen das ganze Lied gewähre, dadurch eher gestört und geschwächt, als gefördert werde?

Endlich 5) beruhe die Einheit des Christlichen Lebens und besonders der evangelischen Gemeinschaft nicht auf einzelnen Klängen, Worten, oder äußern Veranstaltungen über-

haupt, sondern auf der Kraft des heiligen, freien und lebendigen Geistes. Dieser Geist aber lasse sich durch keine Fesseln, am wenigsten die eines Liedes beengen, und besser stimmten alle, an allen Enden der Erde, jeder auf seine besondere Weise, wie die ganze Natur, die auch an dem Nordmeere, und dem Rhein- und Mainstrome und auf den Schweizer- und Tyroler-Alpen eine andere sey, zu dem Preise ihres Gottes ein, als daß alle mit einander Ein Lied sängen, das Dinge enthalte, die unmöglich eine gereinigte Ansicht gut heißen könne.

Gewiß jeder Unbefangene wird erkennen, wie auch in diesen Entgegnungen manches enthalten ist, dem sich nur schwer widersprechen läßt, und wägen wir die Gründe für und gegen das unveränderte Beibehalten älterer Lieder gegen einander ab, so möchte vielleicht, wie überall, so auch hier die Wahrheit in der Mitte liegen, obgleich der Ansicht derer näher, welche sich gegen alle Veränderung erklären. Wir wenigstens haben uns überzeugt: einmal: alles nicht durchaus nothwendige, oder uppoetische, flache und geistlose, oder nur aus dem Widerstreite mit einer innigern, Christlichen Auffassungs- und Empfindungsweise hervorgegangene Verändern oder sogenannte Verbessern, wie leider ein großer, — wir wollen schonend nicht sagen, der größte — Theil der Veränderungen ist, die wir an den ältern Liedern angebracht sehen, ist als etwas durchaus Verwerfliches und nicht Rechtfertigendes zu betrachten.

Aber eben so schwer ist es anderer Seits, sich jeder, auch der kleinsten Veränderung zu enthalten, und welche Grundsätze in dieser Hinsicht der Sammler eines Liederbuches zu beachten habe, dieß scheint ihm zum Theil wenigstens mit der Zweck seiner Sammlung vorzeichnen zu müssen. Dieser kann nämlich vor allem ein historischer seyn: es soll die Dichtungsweise in dem Uebergange der Umwandlungen, die sie erlitten hat, anschaulich gemacht, Proben der Dichter allen Zeiten sollen gegeben werden. Hier müssen nun auch diese

ohne alle Veränderung oder Verkürzung gegeben werden; weil nur das ganz unversehrte Lied mit allen seinen Vorzügen und Mängeln (auch denen überflüssiger Auswüchse, wenn solche sich finden sollten) vollkommen von seinem Meister und dem Geiste der Periode seines Ursprungs zeugt. Aus diesem Grunde können wir denn auch auf keine Weise mit Herrn Rambach, der vielleicht der gelehrteste von allen jetzt lebenden Liederfreunden ist, übereinstimmen, daß er uns besonders in dem neuesten Theile seiner verdienstlichen Sammlung doch fast alle Lieder nur abgekürzt, und von einigen nur Fragmente gibt; was eben nur dadurch möglich wurde, daß der Zweck dieser Sammlung nicht rein festgehalten und der historische mit dem der Erweckung vermischt ist.

Denn wie der historische, so kann auch anderer Seits einer Sammlung der Zweck der Andacht und der christlichen Erweckung zu Grunde liegen: durch die Kraft der Wahrheit und des zweifellosen Glaubens die Geister zu heben und durch die Gluth der frommen Erregung die Herzen zu erwärmen, so den ganzen innern Menschen zu läutern, und in ihm das heilvolle Werk der Wiedergeburt zu fördern. Und hier können sich denn Lieder finden, die in vollem Maaße die ganze Kraft eines so erhabenen Weckungsmittels besitzen, aber doch vielleicht auch hier und da die Beimischung einer allzu individuellen Auffassungsweise oder einer besondern Zeit- oder beengten Systeransicht haben, so daß zu fürchten ist, daß hierdurch die reine Anschauung in dem minder Erleichteten getrübt, oder in dem, der die Wahrheit erkennt, die Macht der Erweckung des Ganzen geschwächt werden möchte; so wie selbst große Verirrungen des Geschmackes in baroker Einkleidung des sonst sehr Erwecklichen hier für uns störend werden. Warum sollten wir darum in einzelnen Fällen nicht dem Beispiele frommer und geistreicher Vorgänger folgen und etwa hier und da eine anstößige Strophe ganz beseitigen oder uns eine geringe Veränderung erlauben dürfen, wodurch das Lied selbst nicht verliert, sondern erst dasselbe seine

ganze biblische Reinheit und volle erweckliche Kraft gewinnt? Alles freilich beruhet hier darauf, daß dieses nach den oben ausgesprochenen Grundsätzen: nicht ohne Noth, in frommer Ehrfurcht vor den alten Dichtern, mit Gewissenhaftigkeit, religiösem Gefühle und poetischem Sinne geschehe.

Doch selbst hier unterscheiden wir zwischen den Liedern, die bereits, in die kirchlichen Sammlungen aufgenommen, in vielen tausend Seelen zu einer Stimme des Gesanges geworden sind, und manchen andern recht kräftig gedachten und tief gefühlten und mit allem Reize der Dichtung ausgestatteten Liedern, die aber, vielleicht eben wegen einer störenden Beimischung der bezeichneten Art oder allzu großer Gedehntheit, die Aufnahme in unsere kirchlichen Liederbücher nicht zu gewinnen vermochten. Sollte es uns nicht mindestens gestattet seyn, diese letztern, wenn nicht zu verändern, doch zu verkürzen und von einzelnen Auswüchsen zu reinigen? Wir weisen besonders auf jene beschaulichen, oder sogenannten pietistischen Lieder hin, von denen wir hier als Beispiele nur die beiden nennen wollen: Vergiß mein nicht, der du an mich gedacht, und Jesus ist kommen, Grund ewiger Freude. Wie unendlich viel Erweckliches, welche Gluth der Empfindung, welche Fülle des Gemüthes, und welch ein Reichthum der Phantasie ist in vielen dieser Lieder, und was können sie seyn, wenn oft nur eine oder ein paar anstößige Strophen entfernt werden!

Außerdem ließe sich hier vielleicht noch ein Vereinigungsmittel der verschiedenen Ansichten denken: daß man das Lied unverändert lasse, die gewünschte Verbesserung aber an dem Rande bemerke, oder auch diese zugleich dem Texte einfüge, die ursprüngliche Lesart aber unter demselben beifüge. Aber auf die eine, wie auf die andre Weise würde die reine Betrachtung bei dem Lesen des Liedes gestört, und der Geist, der sich zu dem Höhern gewendet, von demselben ab und zu einer grammatischen Erörterung oder kritisch-ästhetischen Untersuchung hingeleitet. Höchstens nur einzelne veraltete, jetzt

nicht mehr allgemein verständliche Ausdrücke dürfen unter dem Texte erläutert werden. Was sonst etwa in einer nöthig geachteten Veränderung zu bemerken wäre, könnte an dem Schlusse des Buches beigefügt werden, wo es dann von denen nachgeschlagen und gelesen werden mag, die nicht bloß an dem Liede sich erbauen, sondern auch in anderer Hinsicht sich über dasselbe verständigen und aufklären wollen.

---

## 5.

## Ueber die Idee eines Christlich-deutschen Liederbuches und Hinweisung auf eine neue Sammlung älterer erwecklicher Lieder.

---

Aus allem dem früher und besonders dem zuletzt Bemerkten ergeben sich die Grundsätze für einen Liedersammler, die wir um so weniger unberührt lassen wollten, als diese Blätter selbst die Vorläufer einer neuen Liedersammlung seyn sollen.

Herr E. M. Arndt hat in seiner kleinen, aber mit vielem Geiste geschriebenen und sehr lesenswerthen Schrift: Von dem Wort und dem Kirchenliede (Bonn 1819) die Idee eines Christlich-deutschen Gesangbuches ausgesprochen. Es soll dieß ein Gesangbuch für alle Christen ohne Unterschied des besondern Bekenntnisses und der einzelnen Ansicht seyn. Was Katholiken, Lutheraner, Zwinglianer, Kalvinisten, Methodisten, Böhmianer und Zingendorfianer und wie die verschiedenen Nahmen weiter lauten mögen, die doch alle in dem Einen Nahmen Jesus Christus selig zu werden hoffen, in einem Sinne, worin alle Eines sind, Gottseliges und Christliches gesungen und geklungen haben, das solle dieses

Christliche Gesangbuch enthalten und allen Christen zur Erquickung und Erbauung übergeben. S. 52. Als Grundsatz des Sammelns wird aufgestellt, daß aus einer möglichst großen Menge geistlicher und weltlicher Liederbücher jeder Zeit und jedes Christlichen Bekenntnisses dasjenige für das Christlich-deutsche Gesangbuch ausgelesen werde, »was die meisten Stimmen für sich hätte, d. h. was sich am meisten gedruckt und gebraucht fände.« S. 52. »Das hätte das schwere und meistens sichere Gericht der Zeit bestanden.« Unverändert müsse alles bleiben, und »es soll ein ganz vollständiges Liederbuch werden in dem Geiste, wie die Bibel für jeden Christen ein ganz vollständiges Buch ist; jeder soll darin finden, was er für sein Bedürfniß sucht, und gewiß er würde es finden.« S. 54.

Gewiß die Idee eines solchen Liederbuches ist groß und beherzigenswerth, und wir fühlten uns, als wir vor kurzer Zeit erst zur Kenntniß der Arndt'schen Schrift gelangten, überrascht, in einem Vorsatze, den wir gefaßt hatten, wenn auch nicht mit dieser Idee ganz zusammenzutreffen, doch derselben zu begegnen. Auch möchten sich der Ausführung einer Sammlung auf dem angedeuteten Wege nicht unbedeutende Schwierigkeiten entgegen bieten, von denen wir nur einige bemerklich machen wollen.

Einmal ist die protestantische Kirche an Deutschen geistlichen und kirchlichen Liedern unendlich reicher, als die katholische, und in sehr vielen tritt auch ganz entschieden die protestantisch-Christliche Ansicht hervor; so müßte die Sammlung nicht allein eine überwiegende Anzahl protestantischer Lieder enthalten, sondern auch überhaupt schon diese Ansicht vorwalten. Ja viele unserer guten Lieder sind geradehin in dem Kampfe der Kirche und den Bedrängnissen der Zeit hervorgegangen, und tragen deutlich genug die Zeichen dieses Kampfes, wie so manches Lied Luthers und der ersten Reformatoren. Was sollte mit diesen geschehen? Sie würden ebenso den Katholiken anstößig seyn, als der größere Theil der Evan-

gelischen sich an so manchem an die Jungfrau Maria oder die Heiligen gerichteten Liede wenig erbauen möchte, welches doch wieder viele ihrer katholischen Brüder nur ungern vermissen würden.

Hierzu tritt die auffallende Verschiedenheit unserer eigenen ältern und neuern geistlichen Liederbücher. In diesen — man prüfe nur die eilf oben genannten näher — sind schon ein großer Theil der ältern Lieder nicht mehr, und kaum eines in seiner ursprünglichen Gestalt enthalten, woraus man scheinbar den Schluß ziehen könnte: als hätten sie »das schwere und meistens sichere Gericht der Zeit« nicht bestanden; und soll die große Sammlung für alle die Lieder verschlossen bleiben, die allzu sehr an den Mängeln eines ungereinigten Geschmackes oder an Kälte der Empfindung, an Breite und Flachheit der Reflexion, oder selbst dem Widerstreite mit der innigern Christlichen Auffassungs- und Anschauungsweise leiden, so dürfen gar viele dennoch nicht aufgenommen werden, obgleich sie sich in einer großen Zahl älterer oder neuerer Sammlungen finden, und so die meisten Stimmen könnten für sich zu haben scheinen.

So schwebt uns denn die Idee eines Christlich-deutschen, biblischen Gesangbuches vor. Mit dieser Benennung soll angedeutet werden der Einklang und die innige Verbindung, in welcher dieses Liederbuch mit der Schrift stehen würde, und wie alles, was es umfaßt, aus der Fülle des innern Lebens hervorgegangen seyn müßte, wie dieses durch das Wort und den Geist des Herrn in einer heiligen und glaubenden Seele geweckt wird. Daher der Zweck einer solchen Sammlung wäre nicht ein historischer und gelehrter, sondern der der Christlichen Erweckung. Es müßte 1) umfassen das ganze Gebieth der heiligen Dichtung, so viel auch nur durch alle Zeiten in Deutscher Zunge gesungen und gedichtet worden; es müßte 2) alles, was es aufnimmt, ohne irgend eine Veränderung, aber 3) es dürfte nur solche Lieder aufnehmen, in welchen eben jenes wahrhaft Christliche Leben sich in

Kraft der Wahrheit, Macht des Glaubens und der Gluth heiliger Gefühle kund giebt, und dieses zugleich auf wahrhaft dichterische Weise, ohne allzu große Färbung eines besondern Zeitgeschmackes oder einer allzu individuellen Auffassungsweise, in der Form biblischer Dichtung, ausgesprochen ist. Dabei müßte denn allerdings vorzüglich auf die Lieder Rücksicht genommen werden, welche sich bereits in unsern kirchlichen Gesangbüchern befinden; aber diese größere Sammlung müßte zugleich, sowohl dem innern Gehalte als Umfange nach, mehr seyn, als alle bis jetzt bestehende einzelne Liederbücher; sie müßte nicht bloß den Kern und die Blüthe aller dieser umfassen, sondern bis in die Sammlungen der einzelnen Christlichen Dichter dringen, und wie viel Herrliches findet sich hier, was kaum noch in eine öffentliche Sammlung den Eingang gefunden. Und würde so bei dem Sammeln mit Treue, sicherm Tacte und fester Beachtung eines klar erkannten Grundsatzes verfahren, so müßte nun auch durch alle Bestandtheile des Ganzen ein gemeinsamer Geist walten, der der Christlichen Frömmigkeit und Poesie, der zu allen Zeiten Einer; und was aus diesem Geist vor hundert oder dreyhundert Jahren und an dem heutigen Tage hervorgegangen, ist sich in seinem innern Lebensregen und dem Gesammteindrucke, den es auf das Gemüth hervorbringt, viel näher und gleicher, als zwey Lieder, zwischen deren Geburtsstunde vielleicht nur ein einziger Tag in der Mitte liegt, aber die aus einem ganz verschiedenen Geiste geboren worden.

Eine solche Arbeit freylich kann nicht das flüchtige Werk weniger Jahre seyn. Wer sie unternimmt, muß sich dafür so erwärmt fühlen, daß er ihr, wenn dieß nöthig wäre, den bedeutendsten Theil der Muße seines ganzen Lebens widmen könnte.

Wir fühlen uns hierzu begeistert, und haben schon vieles gesammelt, was zu der Grundlage des Werkes dienen kann. Um aber zunächst die Sache in Anregung zu bringen und etwas zu geben, was als eine Probe des zu Erwartenden er-

scheinen kann, und zugleich dem immer lauter werdenden Verlangen nach etwas Innigerm und Erwecklicherm aus dem Gebiethe der religiösen Dichtung eine vorläufige Nahrung zu reichen, gedenken wir vorerst diesen Blättern eine Sammlung **älterer Christlicher Lieder** folgen zu lassen. Es soll diese nicht mehr, als deren etwa zweyhundert, aber nur von dem Herrlichsten enthalten, was unsre Väter in ihres Glaubens Kraft, Gluth und Einfalt, ihrem Gotte zum Preise, ihrem Heilande zur Ehre und sich selbst zur Erweckung, gesungen haben; es soll ein Büchlein der Andacht seyn, zu dem jede fromme Seele in allen Stimmungen und Schicksalen des Lebens sich gerne flüchten, das die Familien mit Freude in ihrem stillen Kreise neben der heiligen Schrift aufbewahren und der Reisende auf seiner Wanderung mit sich tragen möge, und in dem alle zu jeder Zeit die Klänge und den heiligen Ausdruck dessen finden sollen, was ihr Inneres bewegt.

Gewiß alle, die noch nicht Gelegenheit hatten, sich in dem Gebiethe der frommen, innigern Dichtung umzuschauen, sollen staunen, wenn sie hier einer Herrlichkeit der Poesie, einer Macht der Idee und Fülle des tiefen, Christlichen Lebens begegnen werden, die man kaum in diesen zum Theil so einfachen und anspruchlosen — aber freylich auch zum Theil glanz- und prachtvollen — Liedern suchen wird. Mögen dann die treuen Freunde Christi und die ächten Freunde des Christlichen Liedes ihre Stimmen erheben: mögen sie freundlich von hier und da aus manchen Sammlungen, die sich vielleicht nur noch in wenigen Händen befinden, Gaben beysteuern; mögen sie unsere Ansicht berichtigen und vervollständigen. Wir freuen uns, von ihnen vieles zu lernen und vieles zu empfangen. Welches aber der Geist seye, aus dem diese Sammlung älterer Christlicher und erwecklicher Lieder hervorgegangen, mag das Lied bezeichnen, das wir derselben zur Weihe bestimmten, womit sie beginnen wird und womit wir schließen wollen.

Mel. Zuletzt geht's wohl ꝛc.

Wo soll man hin in den verwirrten Zeiten,
Da alles ruft: Hier, hier ist Gottes Haus!
Mich lockt man nicht aus meinem Grund heraus;
Ich halte mich zum Quell der Ewigkeiten.

Der Ursprungsquell, da alle Geister trinken,
Ist mir genug; Cisternen brauch' ich nicht;
Mir ist genug das unumschränkte Licht;
Ich achte nicht der fremden Lichter Blinken.

Ich will mein Oehl nicht bei den Krämern kaufen;
Ich kriege Kraft in Stille aus der Höh'.
Verlier' ich was, wenn ich zur Quelle geh'?
Verliert man nicht die Kraft bei vielem Laufen?

Mein Geist sucht dich, o Quell der Ewigkeiten!
Wie ist mir doch der Menschen Thun so klein!
Was mich vergnügt, muß etwas anders seyn,
Als ein Gewürk von tausend Eigenheiten.

# Liederkrone.

Eine Auswahl
der
vorzüglichsten ältern geistlichen und erwecklichen
Lieder.

Herausgegeben
zu der
Erbauung Christlicher Gemüther
von dem Verfasser
von
Wahl und Führung.

Mit dem Nahmen Liederkrone, den schon ältere Liederbücher führten, bezeichnen wir diese Sammlung, um sogleich damit anzudeuten, wie dieselbe gerade nur die Blüthe der ältern geistlichen Lieder, d. h. das Vorzüglichste von dem enthalten solle, was in dem Zeitraume von der Kirchen-Reformation bis in die Mitte des achtzehenten Jahrhunderts zum Preise Gottes und der Erweckung Christlicher Herzen gedichtet und gesungen worden.

Wir haben dabei die Absicht *), allen denen, in welchen ein tieferes religiöses Bedürfniß rege geworden, ein

*) Auch an dem Schlusse der so eben bei der unterzeichneten Verlagshandlung von dem Verfasser erschienenen kleinen Schrift: „Von dem geistlichen Liede, besonders den ältern Kirchenliedern" ist der Zweck dieser Sammlung und wie sie die Verfasserin eines größern Liederbuches seyn soll, angedeutet.

Buch der Andacht in die Hände zu geben, worin ſie in allen Stimmungen und Verhältniſſen, in Dank und Flehen, Sieg und Niederlage, Freude und Trauer, den Klang und Ausdruck deſſen finden, was ſie in ihrem Innern bewegt. Dieſem gemäß wurden nur ſolche Lieder aufgenommen, durch welche der belebende Hauch einer frommen Erregung und eines heiligen und zweifelloſen Glaubens wehet, und die mit dem Chriſtlichen zugleich das wirklich Dichteriſche vereinen.

Nach der innern Stimmung, woraus ſie hervorgegangen und worauf allein der Ton und Character des Liedes beruht, haben wir dieſelben in ſieben Hauptabtheilungen, deren jede wieder ihre Unterabtheilungen enthält, geſchieden:

1. Geſchichtliche und Feſtlieder, in welchen ſich die feierliche Stimmung in Betrachtung des Lebens und Todes des Erlöſers und überhaupt der Anſtalten Gottes zu unſerm Heile ausdrückt.
2. Erweckungslieder, worin beſonders die Sehnſucht der Seele nach ihrem Heilande und das Ringen nach Heiligung in dem Kampfe und den Anfechtungen des Lebens laut wird.
3. Lob- und Preisgeſänge, Freude und Dank in in dem Anſchauen des herrlichen Weſens und Waltens Gottes.
4. Troſt- und Kreuzlieder: Ruhe der Seele in Gott in den Leiden und Bedrängniſſen des Daſeyns.
5. Stimmen der Andacht in beſonderer Zeit und Veranlaſſung, als bei dem Jahreswechſel, an dem Morgen, Abende, ꝛc. die faſt alle den Character einer gemiſchten Stimmung tragen.
6. Sterb- und Todeslieder, hervorgegangen aus der Wehmuth und dem tiefen Ernſte des Gemüthes in dem Blicke auf die Vergänglichkeit der Dinge und die Trennung von dem irdiſchen Leben.

7. Siegs- und Jubellieder, in welchen sich der Adel und die Beseligung der Gott vereinten und ihrer ewigen Hoffnungen gewissen Seele verkündet.

Auf den Text der Lieder wurde, bei der selbst in den ältern Sammlungen oft großen Verschiedenheit der Lesarten, alle mögliche Sorge gewendet. Die Nahmen der Dichter *) sind, so weit diese aufgefunden werden konnten, beigefügt und bei jedem Liede ist die Melodie, nach welcher es gesungen wird, bemerkt. Veränderungen oder Abkürzungen haben wir uns an den Originalen nur in sehr wenigen Fällen da erlaubt, wo wir glaubten, eine einzelne, geradehin anstößige Stelle, durch welche der erwecklichе Eindruck des Ganzen gestört wird, beseitigen, oder bei einer übermäßigen Gedehntheit sonst vortrefflicher Lieder eine oder einige Strophen, in welchen fühlbar der Schwung der Begeisterung ermattet und die nur eine unkräftige Wiederholung des schon Gesagten enthalten ausscheiden zu müssen. Doch sind zugleich in einem Anhange die ursprünglichen Lesarten bemerkt und die fehlenden Strophen beigefügt.

Ihrem Zwecke gemäß umfaßt die ganze Sammlung nicht mehr, als gegen 200 Lieder, weil nicht ein Buch

---

*) Diese sind: Joh. Georg Albinus, Joh. Ludw. Conr. Allendorf, Joh. Angelus (Scheffler), Gottfr. Arnold, Sieg. von Birken, Carl Heinr. von Bogatzky, Simon Dach, Wolfg. Christ. Deßler, Joh. Frank, Mich. Frank, Aug. Hrm. Franke, Joh. Anast. Freylinghausen, Paul Flemming, Paul Gerhardt, Joh. Herrmann, Joh. Dan. Herrnschmidt, Joh. Hösel, Ernst Christ. Homburg, Chr. Keimann, Sieg. Kunth, Ernst Lange, Laurentius Laurentii, Franz Fr. Lehr, Martin Luther, Joh. Menzer, Philipp Nicolai, Joach. Neander, Georg Neumark, Chr. Fr. Richter, Joh. Eusеb. Schmidt, Benj. Schmolk, Fr. Spee, Helar. Schröder, Gerh. Terstеegen, Christoph Wegleiter und viele andere.

von großem Umfange, sondern in möglichst engem Raume möglichst viel Dichterisches, Geistreiches und Erweckliches und nur das gegeben werden sollte, was, selbst aus dem Höhern hervorgegangen die Seele zu ihrem Gotte zurück führt nach jenen Worten eines alten Liedes, mit welchen wir am liebsten schließen mögen.

Gleich wie der Sonne Strahlen,
Wenn sie mit vollem Lauf
Ein ganzes Feld bemalen,
Viel Blumen schließen auf;
Die suchen wied'rum sehr
Die Sonn' an allen Enden:
So muß man alles wenden
Zu Gottes Preis und Ehr.

In dem Junius 1824.

Der Verfasser von
»Wahl und Führung.«

---

Dem von dem Herrn Herausgeber Gesagten fügt die Verlagshandlung die Anzeige bei, daß der Druck der Liederkrone unmittelbar beginnen und daß dieses Christlich-dichterische Erweckungs-Buch eine sehr anständige und seiner Bestimmung vollkommen gemäße äußere Ausstattung erhalten werde. Dasselbe wird in einer doppelten Ausgabe erscheinen und die geringere zu leichterer Verbreitung auch unter minder Bemittelten den möglichst billigen Preis erhalten; welcher bei directen Bestellungen in größerer Quantität noch mit besondern Erleichterungen begleitet werden soll.

August Oßwald's
Buchhandlung in Heidelberg und Speyer.

Kürzlich ist erschienen und versandt:

Das

# Gebeth des Herrn

in einer fortlaufenden Reihe von Predigten. Nebst einem Anhange mehrerer Fest- und Gelegenheitsreden nach dem Bedürfnisse unsrer Zeit von

Dr. C. Fr. W. Schultz,

Königl. Baier. Consistorialrath ꝛc.

Zweite verm. Ausgabe. 8. 1 Thlr. 4 gr. sächs. 1 fl. 54 kr. rhein.

Die bei der ersten Ankündigung dieser Predigtsammlung ausgesprochene Hoffnung ist vollkommen, nicht nur durch eine in unsern Zeiten nicht häufige Theilnahme des Publikums; sondern auch durch vielseitigen Beifall der geschätztesten kritischen Blätter gerechtfertigt worden, und wir machen daher mit desto größerem Vergnügen auf diese neue Ausgabe aufmerksam.

Kaum mag es der Erwähnung bedürfen, daß zu dauernder Erbauung kein Thema angemessener seyn kann, als das Gebet des Herrn, aus solchem Munde auf unsere Zeit, unsere Begriffe und Verhältnisse angewendet; und die Sammlung würde schon dadurch aufs befriedigendste entsprechen; aber auch andre wichtige Gegenstände und Momente unserer Religion sind darin mit der dem Herrn Verfasser eigenen Weihe behandelt, und wir erwähnen, um nicht zu weitläuftig zu werden, nur: eine Rede beim Vereinigungsfeste der beiden protestantischen Confessionen, eine Rede bei Eröffnung einer neuen protestantischen Kirche, eine Trauungsrede in einem Familienkreise; die so eindrucksreichen und so sehr aus der Fülle eines ächt christlichen Sinnes hervorgangenen metrischen Abendandachten am Schlusse des Jahrs, neben welchen sich in dieser neuen Ausgabe noch auszeichnen: eine Rede bei Einführung des neuen Catechismus, eine Predigt zur Feier des Reformationsfestes ꝛc., um unsre günstigen Voraussetzungen weiter zu begründen und zu übertragen.

Ferner:

Die gottesdienstliche Feier des Reformationsfestes in der Dreieinigkeitskirche zu Speier am 28. Oct. 1821. Zwei Predigten nebst einigen dazu gehörenden Anmerkungen von Dr. G. Fr. Schultz und Dr. Fr. D. Müller. gr. 8. 8 ggr. 36 kr.